Florentin

Ein Roman

herausgegeben

von

Friedrich Schlegel.

Erster Band.

Lübeck und Leipzig,
bey Friedrich Bohn,
1801.

Vom Herausgeber.

Gern flieht der Geist vom kleinlichen Gewühle
Der Welt, wo Albernheiten ernsthaft thronen,
Auf zu des Scherzes heitern Regionen,
Verhüllt in sich die heiligsten Gefühle:

Umweht ihn einmal Aether leicht und kühle,
So kann er nimmer wieder unten wohnen;
Und schnell wird jenen Scherz der Ernst belohnen,
Daß er sich neu im eignen Bilde fühle.

Die Wünsche die Dich hin zur Dichtung ziehen,
Der frohe Ernst in den Du da versankst,
Das sey dein eigen still verborgnes Leben;

Was Du gedichtet, um ihr zu entfliehen,
Das mußt Du, weil Du ihr allein es dankst,
Der Welt zum Scheine scherzend wiedergeben.

Laß edlen Muth den weißen Altar gründen,
Hoch Fantaſie in Purpurflammen wehen,
Und Liebe wirſt du bald im Centrum ſehen,
Wo grün die Feuerſäulen ſich entzünden;

Durch braune Locken wird ſich Myrthe winden,
Der Freund mit goldnen Früchten vor Dir ſtehen,
Die Kinder dann in Blumen zu Dir gehen,
Mit Roſ' und Lorbeer Dich die Schweſter binden. —

Es war der alten Mahler gute Sitte,
Des Bildes Sinn mit einem Strich zu ſagen,
Der den Accord der Farben drunter ſchriebe;

So mag auch dieſes Lied es kühnlich wagen,
Zu deuten auf der Dichtung innre Mitte,
In Farben ſpielend um die ſuße Liebe.

Florentin.

Erſtes Kapitel.

Es war an einem der erſten ſchönen Frühlingsmorgen. Allenthalben, auf Feldern, auf Wieſen und im Wald, waren noch Spuren des vergangnen Winters ſichtbar, und der Härte, womit er lange gewütet: noch einmal hatte er mächtig im Sturm ſeine Schwingen geſchüttelt, aber es war zum letztenmal. Die Wolken waren vertrieben vom Sturm, die Sonne durchgebrochen, und eine laue milde Wärme durchſtrömte die Luft. Junge Grasſpitzen drängten ſich hervor, Veilchen und ſüße Schlüſſelblumen erhoben furchtſam ihre Köpfchen, die Erde war der Feſſeln entledigt, und feyerte ihren Vermählungstag.

Muthig trabte ein Reisender den Hügel herauf. Vertieft im Genuß der ihn umgebenden Herrlichkeit und in Fantasieen, die ihn bald vor: bald rückwärts rissen, hatte er den rechten Weg verfehlt, und nun sah er sich auf einmal vor einem Walde, den er durchreiten mußte, wenn er nicht gerade wieder umkehren und zurückreiten wollte; ein andrer Weg war nicht zu finden. Er war lange zweifelhaft.

„Jetzt wieder umkehren wäre ein unnützes Stück Arbeit. Wäre ich etwa umsonst hieher gerathen? In diesen Wald kam ich ungefähr auf eben die Weise wie ins Leben ... wahrscheinlich habe ich im Ganzen auch des Weges verfehlt. Und wie? wenn mir auch hier wie dort die Rückkehr unmöglich wäre? ... Sey meine Reise wie mein Leben, und wie die ganze Natur, unaufhaltsam vorwärts! ... Was mir nur begegnen wird auf dieser Lebensreise, oder diesem Reiseleben? ... Ich rühme mich ein freyer Mensch zu seyn, und dieser Sonnenschein, dieses laue Umfangen,

die jungen Knospen, das Erwarten der Dinge, die mich umgeben, ist Schuld, daß auch ich erwarte... und was? ... War mir doch mit allem bunten Spielzeug schon längst Hoffnung und Erwartung entflohen! ... Närrisch genug wäre es, wenn mich dieser Weg auch endlich an den rechten Ort führte, wie alles Leben zum unvermeidlichen Ziel." —

Unter diesen Betrachtungen, und Spott über sich selbst, ritt er rasch weiter, fühlte aber endlich sein Pferd ermuden, auch war er selbst durchnäßt vom nächtlichen Regen. Er wünschte jetzt, bald irgend ein Obdach zu finden, um einige Zeit ausruhen zu können. — „Hab guten Muth, Schimmel! wir müssen beyde weiter; billig ist es aber, daß du es jetzt nicht schlimmer habest als ich." — Hiemit sprang er ab, machte Riemen und Schnallen am Sattelzeuge weiter, und führte das Pferd hinter sich am Zaum. Der Schimmel wieherte und stampfte, als wollte er Zeichen seiner Zufriedenheit geben. Sein Führer drehte sich zu ihm herum,

stand still, legte seine beyden Hände an den Kopf des Pferdes und blickte es ernsthaft an. — „Laß dich umarmen Schimmel, sagte er, du bist ein königliches Thier! ein Thier für Könige! Was fehlt uns beyden, um in der Geschichte verewigt zu werden, du als ein Muster der Treue und Unterwürfigkeit, ich als ein Beyspiel von menschenfreundlicher Herablassung, als daß ich einen Thron besäße, und du wärest mein Unterthan? Gewiß bist du ganz verwundert und froh, und ohne Zweifel fühlst du dich überaus glücklich, gerade von mir und von niemand anders bis ans Ende deines treuen Lebens geritten zu werden! Ahndest du etwa, daß ich deine Last bloß deswegen etwas leichter machte, damit du mir nicht völlig unterlägst, und darüber zu Grunde gingest, ehe ich dich missen kann? Ich weiß es freylich, aber du sollst es nie erfahren, denn du sollst glücklich seyn; du sollst, verlaß dich auf meine Wachsamkeit, gewiß nie in dem klugen Glauben gestört werden, daß

du in deiner Unvernunft und demüthigen Genügsamkeit ein glückliches Thier bist." —

Er ließ den Kopf des Schimmels, und stand gedankenvoll eine Weile an ihn gelehnt. Sein Auge schweifte umher, bald beschaute es die ihn noch umgebenden Gegenstände mit dem innigsten Vergnügen, bald drang es mit Sehnsucht in die Ferne. Es gab für ihn Momente, wo er sich keines drückenden und keines vergangnen Verhältnisses bewußt war. Ihm war, besonders in der Einsamkeit und im Freyen, als hätte er alles, was ihm jemals weh gethan, zurückgelassen, und ginge nun einer heitern Aussicht entgegen. Er konnte sich einbilden, vor einem Augenblicke gestorben, und mit dieser bessern Empfindung in ein schöneres Daseyn übergegangen zu seyn. —

„Welche sehnende, ahndende Hoffnung treibt mich wieder zu euch Menschen? warum ergebe ich mich denn aufs neue euren unsinnigen Anstalten? Ist es mir denn nicht bekannt, daß ich dessen, was ich bey euch

ſuche, ſchon längſt überdrüſſig bin? ... Schön iſts hier im Wald! hier möchte ich bleiben, ... O hier, hier ſollte ich bleiben!... allein?... ach, nicht allein!... mit ihr!... noch hat mein Auge ſie nicht geſehn, aber ich kenne ſie, ... o ſie wird alles verlaſſen, was ſie halten will, und hat ſie mich gefunden, mir hieher folgen, und hier mit mir der Liebe leben. Laß dich in meine Arme faſſen! komm, ruhe hier aus an dieſem Herzen, das harte Schläge des Schickſals erlitten hat wie deines; laß mich deine Thränen trocknen, blick um dich! Was du verließeſt, war nicht die Welt: Feſſeln, enge Mauern, nannteſt du das die freye ſchöne Welt?... Schwer haſt du geträumt, o erwache, erkenne hier was du ſuchteſt!...

Nicht weit von ihm fiel ein Schuß, und bald darauf hörte man ein Rufen nach Hülfe. Im Augenblicke hatte er Sattel und Bügel wieder in Ordnung gebracht, ſeine Träume, des Schimmels Müdigkeit, ſo wie ſeine eigne vergeſſen, ſich aufs Pferd ge-

schwungen und nach der Gegend hingespornt, von wo er die Stimme vernahm; er kam auf einen kleinen runden dicht umschloßnen Platz im dicksten Theil des Waldes; hier sprengte ihm hastig ein reichgekleideter Jockey entgegen, der ein gesatteltes Handpferd führte. Retten Sie meinen gnädigen Herrn! rief der Knabe. Unser Reisender sah nach der Gegend hin, wo der Knabe mit ängstlicher Gebehrde hinzeigte, und erblickte einen ältlichen Mann, der eben im Begriff war, ein wildes Schwein abzufangen; er sah eben, wie der Mann noch einen Schritt zurücktrat, um sich mit dem Rücken an einen Baum lehnen zu können, sah ihn an eine Baumwurzel stoßen, rücklings niederfallen, und in der größten Gefahr, von der gereizten Sau zerfleischt zu werden. Im Moment sprang er vom Pferde und feuerte sein Pistol auf das Thier, wodurch er, ohne es zu treffen, seine ganze Wuth auf sich zog: das war seine Absicht. Das erbeßte Thier kehrte um und rannte auf ihn los, er

zog sein Jagdmesser und fing es mit Besonnenheit und Geistesgegenwart auf. Während dessen war der alte Herr aufgestanden, näherte sich dem Reisenden, und ergoß sich in Danksagungen und Lob wegen seines Muthes und seiner Geschicklichkeit. Dieser lehnte mit Anstand beydes von sich ab, erkundigte sich freundlich, ob der Gefallne keinen Schaden genommen, und da dieser mit Nein antwortete, wandte er sich nach seinem Schimmel, der noch ruhig da stand, wo er ihn gelassen. Der Mann wunderte sich über die Demuth eines sonst so muthig aussehenden Pferdes. — „So eifersüchtig ich sonst auch bin, nichts von meinem Gefährten sagen zu lassen, als was zu seinem Lobe gereicht, erwiederte der Reisende, so muß ich dennoch gestehen, daß er diesesmal gezwungen ist, tugendhaft zu seyn; das gute Thier ist erschöpft von Müdigkeit. Führt der Weg, auf dem ich hier vorbey kam, ganz durch den Wald, und wo führt er hin?" — Er hatte sich während

dem wieder aufgesetzt, begrüßte den alten Herrn, und wollte zurückreiten. —

„Ich hoffte, Sie würden mich nicht so schnell wieder verlassen, sagte der alte Herr. Sie haben sich das größte Recht auf meine Dankbarkeit erworben, es würde mich schmerzen, wenn Sie mir alle Gelegenheit rauben wollten, sie Ihnen zu bezeigen. Fügen Sie zu dem großen Dienst, den Sie mir leistten, auch noch den hinzu, sich meiner Familie vorstellen zu lassen. Meine Gemahlinn, meine Kinder würden untröstlich seyn, dem Retter meines Lebens nicht ihre Freude bezeugen zu können. Komm, mein Sohn! rief er einem jungen Manne zu, der auf einem Seitenwege zu ihnen heransprengte, vom Pferde sprang, und mit besorglicher Freude auf ihn zueilte; hilf mir diesen Herrn erbitten, daß er sich nicht in so großer Eile von uns trennt, du verdankst ihm nichts weniger als das Leben deines Vaters. — O mein Vater, rief der junge Mann, daß ich mich gerade in diesem Moment entfernen mußte!

mein Gott, Sie waren so nahe ... mein Herr, indem er sich zu dem Reisenden wandte, Sie haben ein kostbares Leben gerettet, verschmähen Sie nicht den Dank einer liebenden Familie anzunehmen, die durch Ihre Hülfe einem schrecklichen Unfall entging. — Es würde unbescheiden von mir seyn, antwortete er, wenn ich mich länger widersetzte. — Der alte Herr bezeigte seine Freude über diesen Entschluß in vielen höflichen und verbindlichen Worten, der junge Mann reichte ihm die Hand herüber, und sprach einiges, das den Ausdruck der höchsten Empfindung bezeichnete. Der Reisende brachte vollends alles an seinem Zeuge in Ordnung.

Jetzt eilten alle auf demselben Wege fort, auf dem er zuerst gekommen war. — „Aber wie ging es eigentlich zu? fragte der junge Mann, wie kommen Sie zu dem gefährlichen Abentheuer, mein Vater? — Ganz zufällig! antwortete dieser. Du weißt, daß der Jäger schon seit einigen Tagen angewiesen ward, das Lager aufzusuchen, weil die

Klagen über Verwüstungen sich täglich mehren; es war aber bis jetzt noch immer nicht geschehen. Zufällig entdeckte ich es, da ich eben einen Vogel aufnehmen wollte, den ich heruntergeschossen. Ich bezeichnete den Ort, um ihn dem Jäger anzuzeigen, und ging etwas näher hin zum Lager, weil die Alte nicht dabey war; in dem Augenblick kam sie aber aus dem Dickicht, wo der Schuß sie aufgeschreckt hatte, und gerade auf mich los. — Und nun erzählte er ferner in prächtigen Ausdrücken den ganzen Hergang, und was der Fremde so glücklich ausgeführt hatte. Der junge Mann suchte sich zu entschuldigen, daß er sich so weit von ihm entfernt; und nun erzählte auch der Jockey seinen Schrecken, als er Ihre Gnaden hätte fehlschießen sehen; wie er gleich nach Hülfe gerufen habe, und dem fremden Herrn begegnet sey, und wie auch dieser fehlgeschossen; wie er dann in großer Angst umhergeritten, um den jungen gnädigen Herrn zu suchen, den er endlich auf dem Berge am Ende des Waldes gefun-

den, wo die Aussicht nach dem Schloßgarten frey sey.

Während dieser weitläuftigen Erzählungen, die alle nach einander gehört wurden, die niemanden etwas neues lehrten, und wovon doch keiner ein Wort verlieren wollte, und die alle mit den größten Lobeserhebungen für den Fremden anfingen und endigten, war dieser taub und nahm auf keine Weise Antheil daran.

„Man kann doch, dachte er, in der Welt nicht einmal mehr zu seiner Lust, oder weil es einem gerade in den Weg kommt, ein Thier erlegen, oder man muß dann viel Langeweile dafür erleben! Zu seinem Glücke ist der gute Mann gerettet worden: ist es meine Schuld, daß sein Leben an meinem Spieße hing? Den weitläuftigen Dank könnten sie einem größeren Verdienst aufsparen.... Ich hätte die größte Lust von der Welt, ihnen das mit eben dem Pathos vorzuerzählen, wie sie einander die wundervolle Begebenheit. Bey Gott! mich machen diese Leute

sehr ungeduldig. Der feyerliche, umständliche, höfliche Alte! der empfindsame exaltirte Knabe! Repräsentanten ihrer Zeit und ihres Standes, ... wenn ich ihre Porträte zu einer Ahnengallerie zu machen hätte, so mahlte ich den ersten, wie er mit großer Devotion ein von Pfeilen durchbohrtes Herz darbringt, und den andern in erhabenen und rührenden Betrachtungen vertieft über ein Büschel Vergißmeinnicht. Es ist das Lächerlichste von der Welt, außer ich selbst, der ich mich verleiten lasse, ihnen zu folgen, und mich in Prozession aufzuführen. ... Was will ich dort? Was ich nun schon hier bis zum Ueberdruß anhören mußte, etwa mir von der ganzen Familie wiederholen lassen? Oder bilde ich mir nicht schon wieder ein, ein geheimer Zug im Innern meines Herzens ziehe mich hin? ... Ich war mein eigner Narr von jeher. —

Der alte Herr unterbrach sein Selbstgespräch. Der Name eines Mannes, fing er an, kann uns zwar wenig mehr lehren, als we-

von uns der erste Anblick und sein ganzes Benehmen unterrichtet: indessen, haben Sie keine Gründe den Ihrigen verschwiegen zu halten, so möchte ich Sie ersuchen, uns damit bekannt zu machen. Mir sind die besten Familien unsers Landes auf eine oder die andre Weise bekannt.....so wie ich selbst den meisten nicht unbekannt seyn werde; setzte er mit einer Art von Selbstbewußtseyn hinzu. Mein Name ist Graf Schwarzenberg, ich bin General in Diensten des Kaisers. Dieser junge Mann Eduard von Usingen, ein Sohn meines verstorbenen Freundes, und bald mein geliebter Sohn, Gemahl meiner Tochter. — „Ich heiße Florentin." — Der Name war mir bis jetzt nicht bekannt. — Ich bin ein Fremder. — Ihre Bekanntschaft ist mir überaus werth, ich darf voraussetzen, daß Sie mein Haus als das Ihrige ansehen werden; als Ausländer dürften Sie einmal sich in dem Fall befinden, Gebrauch davon zu machen. — „Ihr Anerbieten," erwiederte Florentin verbindlich,

fodert meine ganze Dankbarkeit; ich wünschte nur diesesmal schon Gebrauch davon machen zu können." — Wie so? — Ich will meine Reise durch Deutschland abkürzen, und auf dem kürzesten Wege zum nächsten Hafen, wo ich mich nach Amerika einschiffen will, um den englischen Kolonien dort meine Dienste anzubieten. — Nach Amerika? rief Eduard. — Ihr Vaterland hält Sie nicht? fragte der Graf. — Wo ist mein Vaterland? rief jener in wehmüthig bitterm Ton; gleich darauf halb scherzhaft: So weit mich mein Gedächtniß zurückträgt, war ich eine Waise und ein Fremdling auf Erden, und so denke ich das Land mein Vaterland zu benennen, wo ich zuerst mich werde Vater nennen hören. — Er schwieg, und sein Blick senkte sich trübe und ernst.

Bescheiden drang der andre nicht weiter in ihn, und unter Gesprächen verschiednen Inhalts, die bedeutend genug waren, gegenseitig ihre Begierde zu näherer Bekanntschaft zu reizen, langten sie im Park an, der durch

eine bloße Weißdornhecke vom Walde getrennt war; sie überließen hier ihre Pferde dem Knaben. Meine Gemahlin, sagte der Graf, hat durch diese Hecke einen Theil des Waldes als Park erklärt, oder zur Freystatt für die Hirsche und Rehe, die, vom Jäger verfolgt, sich hieher retten; denn hier darf weder der Huf eines Pferdes, noch das Anschlagen der Hunde oder ein Schuß gehört werden. Allenfalls läßt sie sich ein fröhliches Jägerstückchen gefallen, damit sie mich bey meiner Zurückkunft von fern höre.

Sie gingen den Weg gerade durch den Park auf das große hohe Schloß zu, das in den Zeiten der alten Ritter erbaut zu seyn schien, über eine Zugbrücke durch einen großen Vorhof, wo ihnen am Gitter zwey Frauen entgegen kamen: ein Mädchen von außerordentlicher Schönheit zwischen funfzehn und sechzehn Jahren, und die andre eine ebenfalls sehr schöne Frau, die ihre Mutter zu seyn schien. Florentin gewann Fröhlichkeit und Zutrauen beym Anblick der beyden

Schönheiten, die ihm der Graf als seine Gemahlin und seine älteste Tochter vorstellte.

„Du lässest uns lange warten heute!“ rief die Gräfinn ihnen entgegen. — Dafür meine Liebe, wird dir ein werther Gast zugeführt. Heiße Herrn Florentin bey dir willkommen. Und unsre Kleinen? sie werden ja wohl nicht weit seyn? — Sie erwarten noch immer im Garten des Vaters Ankunft. Therese war mit einer langen Kette von Blumenstengeln beschäftigt, mit der sie dich fest machen will, damit du nicht immer von ihr gehest. — Du siehst mich nun wieder, meine Liebe, unverletzt und am Leben, (es hätte leicht anders seyn können,) und du ahndest nicht, wem du es verdankest? — Nächst der Güte Gottes, meinem Gebete und deiner Tapferkeit wüßte ich nicht — Verdankst du es dem jungen Helden hier: komm, ich erzähle dir hernach alles umständlich. — Seyn Sie mir noch einmal und herzlich willkommen! sagte die Gräfinn, und reichte dem Fremden freudig die

Hand, die er küßte. Während dem war auch Juliane wieder näher gekommen, die sich nach der ersten Begrüßung einige Schritte mit Eduard entfernt hatte, der ihr lebhaft etwas erzählte, und dem sie, so viel Florentin wahrnehmen konnte, mit Theilnahme zuhörte. Jetzt ging sie auf ihn zu: Unser guter Engel führte Sie auf diesen Weg! flüsterte sie leise und schüchtern erröthend.

Eben kamen die Kinder aus dem Garten herzu gesprungen, zwey Knaben und ein Mädchen; der Lärm, das Getümmel und Schäkern ward allgemein. Die Kleinen umwanden den Vater mit ihren Ketten und zogen ihn mit ihren Händchen zur Treppe. Der Alte gab sich dem Muthwillen der Kinder ganz hin, und die andern folgten. Es kamen noch einige Hausgenossen hinzu, und man ging zur Tafel.

Florentin fühlte sich leicht und wohl bey der allgemeinen Heiterkeit und der gutmüthigen Laune, die durch nichts unterbrochen ward. Man begegnete ihm wie einem längst Bekannten, wie einem Hausgenossen. Die Unbefan-

genheit der Frauen bey seinem Empfang, die wenigen bedeutenden Worte, der herzliche Ton, der Blick von dem sie begleitet waren, hatten ihn leichter zu bleiben bewogen, als die dankbaren Einladungen der Männer. Auch mußte das offne, zutrauliche, arglose Benehmen der Eltern, Kinder, Geschwister, Hausgenossen, Domestiken gegen einander wohl jeden Zwang und jedes Mistrauen verscheuchen. Nicht leicht konnte man eine Familie finden, in der so wie in dieser jedes Verhältniß zugleich so rein und so gebildet sich erhielt, die ganz durch Einen gemeinschaftlichen Geist belebt zu seyn schien, indem jeder Einzelne zugleich seinem eignen Werthe treu blieb. Hier zum erstenmal bemerkte Florentin die wahre innige Liebe der Kinder zu den Eltern, und die Achtung der Eltern für die Rechte ihrer Kinder. Keiner verläugnete sich selbst, um dem andern zu gefallen, es bestand alles vollkommen gut neben einander. Eben so stimmte alles Aeussere zusammen. Allenthalben blickte durch die glänzende etwas antike Pracht die Bequemlichkeit und

Eleganz anmuthig durch: gleichsam der ernste Wille des Herrn, durch die gefälligere Neigung der Hausfrau gemildert. Ein allgemeines Wohlseyn war ringsum verbreitet, eine gewisse Reichlichkeit und unbesorgte Ordnung. Nichts von dem Spärlichen neben der sinnlosen Verschwendung, was man so oft wahrnimmt, wo einseitiges Bestreben nach einem erzwungenen Glanze das übrige armselig erscheinen macht.

Jetzt betrachtete Florentin auch die Schönheit der beyden Frauen mit großer Bewunderung. Julianens Gesicht gehörte nicht zu den regelmäßigen Schönheiten, die man anstaunt, aber deren Mangel an Lebhaftigkeit kalt läßt: das feine Spiel der sprechenden Züge, die so sichtbar alles abspiegelten, was in ihrer Seele vorging, war unwiderstehlich anziehend und liebenswürdig. Sie war im vollkommensten Ebenmaß gebaut, obgleich nicht sehr groß; ein wahrer Reichthum an lichtbraunen Haaren umfloß in vielen Locken und Flechten das schön geformte Köpfchen und den weißen Nacken; an den aufblühenden Busen schloß sich in weichen

Umrissen der schlanke Hals, der oft mit anmuthiger Schalkhaftigkeit sich seitwärts neigte, und dann sich wieder frey und stolz erhob. Eine blühende Farbe, ein schön geformter Arm, eine länglichte Hand, durch deren Weiße die Adern bläulich hindurch spielten, zarte Finger, die sich in ein fein getuschtes Roth endigten; der helle und doch biegsame Ton ihrer Stimme; der kleine Eigensinn in den nah zusammen stehenden Augenbrauen und in dem etwas aufgeworfnen Munde; die Anmuth im Spiel der leicht entstehenden und verschwindenden Grübchen in Wange und Kinn; große dunkelblaue Augen, die bald voll Seele und frohem Leben blitzten, bald thränenschwer, wie thaubenetzte Veilchen sich unter die langen seidnen Wimpern senkten, bald mit kindlicher Unbefangenheit vertrauend in ein andres Auge schauten, bald mit großer, beynah zurückschreckender Hoheit um sich her schauen konnten; besonders das feine, zarte und doch entschiedne und muthwillige, gleichsam durchsichtige, woraus ihr ganzes Wesen geformt zu seyn schien: alles das waren

eben so viele Bezauberungen, von deren vereinigter Macht Florentin nicht ungerührt bleiben konnte. Auffallend war es ihm, wie ihr Bau und ihre Reize bey der beynah noch kindlichen Jugend doch schon so vollkommen aufgeblüht prangten; dieses Wunder glich einem Werk der Liebe, an deren Hauch sich diese junge Knospe eben zu entfalten schien.

Auch Eleonore war eine sehr schöne Frau. Ihn dünkte, wie er ihre hohe, etwas reichliche Gestalt erblickte, über die der Ausdruck der Milde, der innern fröhlichen Ruhe, der mütterlichen Liebe und des Segens verbreitet war, als sahe er ein Bild der wohlthätigen Ceres: alles an ihr, sogar die runden Hände trugen das Gepräge dieses Charakters. In ihre schönen blauen Augen sah man wie in einen wolkenlosen Himmel, die blendend weiße Stirn umgaben freundlich blonde Haare in kleinen Ringeln; man konnte sie nicht ansehen, ohne vergnügt zu werden, und jedes Leiden lächelte sie tröstend aus der Menschen Brust.

Wer sich nach dieser vielleicht etwas zu aus-

führlichen Beschreibung ein deutliches Bild der beyden schönen Frauen machen kann, wird es nicht unnatürlich von Florentin finden, daß er seine Reise und seinen Plan etwas weiter hinaus schob, und recht gern die Einladung des Grafen annahm, noch einige Zeit bis nach dem Hochzeitfeste bey ihnen zu verweilen. Es war ihm jetzt schauderhaft, an seine Einsamkeit zu denken, die ihm vor wenig Stunden noch so lieb war. Hätte er auch seinen ersten Vorsatz treu bleiben wollen, der Einladung der wohlwollenden Eleonore, und dem schmeichelnden Blick Julianens war nicht zu widerstehen, und so versprach er zu bleiben.

Nach der Tafel wurden einige schöne Pferde vorgeritten, Florentin lobte sie, und der Graf freute sich, einen Kenner in ihm zu finden. Die Gräfin führte sie nun nach dem Park, wo sie ihnen einige neue Anlagen zeigte, die unter ihrer Aufsicht gemacht wurden. Man ging auf dem Rückwege durch das große schöne Dorf am Fuße des Hügels, worauf das Schloß lag. Auch hier verbreitete Wohlhabenheit und

Reichthum sich wie Segen vom Himmel herab. Voll Ehrerbietung, ohne Furcht und ohne knechtische Erniedrigung wurden sie von den Landleuten, die ihnen begegneten, begrüßt. Gesundheit und Vergnüglichkeit leuchtete auf jedem Gesichte, Ordnung und Reinlichkeit glänzte ihnen aus jedem Hause entgegen. Schöne fröhliche Kinder tanzten auf dem Rasenplatze im Schein der untergehenden Sonne; dem Fremdlinge ward das Herz groß, ihm war, als fände er hier die goldne Zeit, die er auf ewig entflohen geglaubt.

Man kam aufs Schloß zurück, nachdem sie im Vorbeygehen die schönen weitläuftigen Wirthschaftsgebäude und einige innere Einrichtungen besehen hatten. Florentin freute sich kindisch an allem, was er sah, und besonders an der freundlichen und leichten Ordnung, mit der alles geleitet wurde. Er hatte, was dahin gehört, immer in so trauriger und widerwärtiger Gestalt gesehen, daß er es für erdrückend und Geist ertödtend halten mußte: aber wie ganz anders fand er es hier! Jetzt erkundigte er sich mit Theilnahme beym Grafen nach man-

cherley, was ihm fremd war. — Wollen sie sich nicht gleich, sagte dieser, an den großen Meister selbst wenden, dessen Schüler auch ich bin? Alles was Sie gesehen haben, was Sie hier freut, ist das Werk meiner Eleonore, mich hat sie erst zu dem Geschäft einigermaßen gebildet. Eigentlich leben wir wie unsre deutschen Väter: den Mann beschäftigt der Krieg, und in Friedenszeiten die Jagd, der Frau gehört das Haus und die innere Oekonomie. — Glauben Sie nur, sagte Eleonore, der Mann, der jetzt eben so kriegerisch und wild spricht, muß manche häusliche Sorge übernehmen. — Es geziemt dem Manne allerdings, erwiederte der Graf, der Gehülfe einer Frau zu seyn, die im Felde die Gefährtin ihres Mannes zu seyn wagt. — Wie das? darf ich erfahren? fragte Florentin. — Nichts, nichts, rief die Gräfin, hören Sie nicht auf ihn! Er wird Ihnen bald eine prächtige Beschreibung meiner Thaten und Werke zu machen wissen, die darauf hinaus laufen, daß ich ihn zu sehr liebte, um mich von ihm zu trennen. Wollen Sie

mein Schüler in der Oekonomie werden, Florentin? dann setze ich mich zur Ruhe und übergebe Ihnen das Hauswesen. — „Es soll ja den Frauen angehören.“ — Nun gut, so wählen Sie unter den Töchtern des Landes und leben hier in Frieden. — „Das Recht zu beydem werde ich erst mühevoll erringen müssen, Gräfin Eleonore, jetzt suche ich die Ferne und den Krieg.“ — Bravo! rief der Graf; auch bekömmt die Ruhe nicht eher, bis man ihrer bedarf. — Eduard schien hier in einiger Verlegenheit, Juliane blickte liebevoll zu ihm hin. Das Gespräch nahm eine andere Wendung, und man ging in einen Gartensaal, wo sich bald alles wieder versammelte, was sich von der Gesellschaft nach der Tafel zerstreut hatte.

Juliane setzte sich zum Fortepiano, Eduard und einige andre griffen nach andern Instrumenten: ein recht gut besetztes Konzert war bald zu Stande gebracht. Juliane spielte vortrefflich, und Eduard war Meister auf dem Violoncell. Eleonore fragte Florentin, ob er nicht musikalisch sey? — „Ich liebe die Mu-

ſie als die größte Wohlthäterin meines Lebens, erwiederte er; wie oft hat die Himmliſche die böſen Geiſter zur Ruhe eingeſungen, die mich drohend umgaben! Und ſo bin ich, wenn Sie es ſo nennen wollen, muſikaliſch, ſoviel die Natur mich lehrte, bis zur Kunſt habe ich es noch nicht gebracht.

Mit dieſen Worten nahm er eine Guitarre, ſtimmte ſie, machte einige Gänge, und ſang Verſe, die er aus dem Stegereif dazu erfand. Er beſang den Strom, der dicht unter den Fenſtern des Gartenſaals vorbeyfloß, das Thal, den Wald, das hohe entfernte Gebirge, von dem die Gipfel noch von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet waren, da ſie ſelbſt ſchon lange aufgehört hatte, ſichtbar zu ſeyn. Dann ſang er von ſeiner Sehnſucht, die ihn in die Ferne zog, von dem Ungemach, der ihn raſtlos umhertrieb, und endigte ſein Lied mit dem Lobe der Schönheit, unter deren Schutz ihm die Morgenröthe des Glücks ſchimmere, und bey deren Anblick jedes Leiden ei-

seiner Brust in die Nacht der Vergessenheit zu rücksinke.

Hier hörte er auf und legte die Guitarre nieder. Seine Worte, die frey und ungebunden und doch sinnvoll und auserwählt, bald groß und ruhig wie der Strom, den sie besangen, dahin flossen, bald kühn mit dem Gebirge sich über die Wolken erhoben, bald wie Abendschein lieblich flimmerten, dann die Schmerzen und Freuden seiner Seele so wundersüß darstellten; seine schöne, reine, accentvolle Tenorstimme, deren Töne bald von ihm gelenkt zu werden, bald ihn zu übermeistern schienen; die ganz kunstlose Begleitung die immer mit seinen Worten genau übereinstimmte, und seine tiefsten Gefühle, das, was keine Worte auszusprechen vermögen, in die Brust der Zuhörer hinüberströmte: — mit seinem kühnen, halb nachlässigen Anstande, mit der Begeisterung auf dem edlen Gesichte, — es war so wunderbar und ergriff die Zuhörer so seltsam, daß sie ganz hingerissen von der Erscheinung, noch immer in

Staunen und Horchen verloren waren, wie er ſchon eine Weile die Guitarre niedergelegt hatte.

Juliane unterbrach die augenblickliche Stille. Jetzt iſt es an uns, Eduard, rief ſie; Sie haben es vortrefflich gemacht, Florentin, aber nun ſollen Sie auch uns loben müſſen. — Sie ſuchte unter den Muſikalien, die Gräfin ſetzte ſich zum Fortepiano, und begleitete Julianen und Eduard. Sie ſangen ein komiſches Duett mit vieler Laune und in ächt Italiäniſcher Manier. Julianens Stimme war überaus ſüß und ſchmeichelnd, und ſie wußte ſie wie eine geübte Künſtlerin zu gebrauchen; auch Eduard hatte eine ſchöne ſonore Baßſtimme und ſang ſehr angenehm. Bey der Wiederholung des Duetts begleitete Florentin den Geſang, abwechſelnd bald wie eine Flöte bald wie ein Waldhorn ſingend, es gefiel allen, und die Fröhlichkeit und das Lachen nahm kein Ende. Es wurden nun Erfriſchungen gereicht, man ſcherzte und vergnügte ſich bis tief in die Nacht.

Gute Nacht, ſagte die Gräfin; ich hoffe, Ihr Entſchluß, einige Zeit bey uns zu verweilen, wird Sie nicht gereuen, wenn Sie erfahren, daß Sie es alle Tage ungefähr wie heute bey uns finden. Laſſen Sie ſich Ihr Schlafzimmer anweiſen, und ſeyn Sie morgen früh nicht der ſpäteſte.

Zweytes Kapitel.

Florentin war allein; er lehnte ſich in ein Fenſter ſeines Schlafzimmers, aus dem er die Ausſicht über das Dorf nach dem weit ſich hindehnenden fruchtbaren Thale hatte, wodurch der Strom ſich majeſtätiſch und ruhig in großen Schwingungen hinwand. In grauer Ferne beſchloß das hohe Gebirge den Horizont; das Thal war vom Monde hell erleuchtet. Er ſah nach den Schatten, die das Mondlicht bildete, und die in wunderlichen Geſtalten bald hervortraten, dann verſchwanden.

So ſtand er lange wie gedankenvoll, und dachte doch nichts. Er hatte an dieſem Tage ſo viel neue Eindrücke empfangen, daß er, wie berauſcht, ſich ſelbſt aus den Augen verlohren

hatte. Allmählich verhallte es in ſeiner Seele, wie Töne in den Wellen der Luft immer in weiteren Kreiſen verklingen, bis die Bebungen ſchwacher werden, und endlich alles ruhig iſt. So ward es auch ſtill in ihm, und das bekannte Bild ſeiner ſelbſt trat wieder deutlich vor ihn. Doch konnte er lange keinen fröhlichen Gedanken faſſen. Er war ſchwermüthig, es war ihm traurig, daß er allein hier ein Fremdling ſey, wo es ein Geſetz ſchien, einander anzugehören, daß er allein ſtehe, daß in der weiten Welt kein Weſen mit ihm verwandt, keines Menſchen Exiſtenz an die ſeinige geknüpft ſey. Seine Traurigkeit führte ihn auf jede unangenehme Situation ſeines Lebens zurück; der Geſang einer Nachtigall, der aus der Ferne zu ihm herüber klang, löſte vollends ſeine Seele in Wehmuth auf, er gab ſich ihr hin und bald fühlte er ſeine Thränen fließen.

„Es iſt ſonderbar! höchſt ſonderbar! ſagte er, als er ruhiger ward; wie ich noch die Geſellſchaft ſuchte, lernte ich ſie verachten, und nun ich ſie floh, nun ich ſie haßte, nun muß

sie mir wieder liebenswürdig erscheinen! Und hier in einem vornehmen Hause, wo ich sonst immer den Mittelpunkt aller Albernheit der menschlichen Einrichtungen sah: gerade hier muß ich mich wieder mit der Gesellschaft aussöhnen! .... Es ist doch gut, daß mir noch diese schöne Erinnerung ward auf meine lange Wallfahrt! So liegt doch die Zukunft nicht mehr so bodenlos vor mir, so zeigt sich mir doch in weiter Entfernung ein Punkt, an dem die Hoffnung sich erhält! Und damit sey zufrieden, Florentin! Suche nicht fest zu halten, was bestimmt ist, dir vorüberzugehen: Zu der Entfernung, als Hintergrund, als endliches Ziel alles menschlichen Sehnens und Strebens, lächelt mir die Ruhe süß entgegen: so will ich dich fest im Auge behalten, wenn der Strudel des Lebens mich wild ergreift, und ich in Noth zu versinken drohe. Recht, guter Alter! jetzt würde sie mir schlecht bekommen; sie ist das güldne Vließ, das mit Gefahren erkämpft werden muß."

Er dachte nun an Alle insbesondere, die er

an dem Tage so zufällig gefunden, und suchte ins klare zu kommen, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht hätten. Eduard war ihm in den wenigen Worten, die er ihn hatte sprechen hören, doch lieber geworden; das erkannte er besonders daran, weil er nicht mit dem Leichtsinn an Julianen denken konnte, der ihm sonst beym Anblick einer Schönen gewöhnlich war. Die Verhältnisse, in denen eine Frau stand, hielten ihn sonst nicht leicht von Entwürfen ab, wenn er nicht einen Freund dabey zu schonen hatte. — „Wie ein Frühlingsmorgen erschienst du mir, reizendes Geschöpf, und dein Anblick erfüllte meine Brust mit Ahndung und Freude. Nur Barbaren können gefühllos bleiben bey solcher Schönheit! Eure Verabredungen sollten mich nicht hindern, ... auch nicht der unschuldige Bräutigam, ... und am Ende? ... Betrüge dich nicht Florentin!„ —

Wünsche und Erinnerungen an den schönen Leichtsinn von ehemals erwachten in ihm, und dann erschien ihm wieder die Geliebte seines künftigen Freundes, und alle ihre Verhältnisse

in einer Würde, die ihn zurückschreckte. Er hatte die Guitarre mit auf sein Zimmer genommen, und während seiner Betrachtungen und kleinen Monologen einige Griffe darauf gethan; jetzt sang er folgende Worte dazu:

Unter Myrtenzweigen
Beym Rieseln der Quelle
Und der Nachtigall Lied,
Auf sanftem Rasen
Durchwirkt mit Blumen,
Im duftenden Hain,
Gebogen die Aeste
Von goldener Frucht
Und silberner Blüthe,
Wo ewig blau der Himmel,
Ewig lau die Lüfte
Dich umwehen —

Das Mädchen im leichten Gewand
Tanzet den bunten Reihen,
Bricht die labende Frucht,
Schöpfet vom Quell.

Am Felsen ein Hüttchen
Mit weniger Habe,
Dort ruht es die Glieder
Auf reinlichem Lager.

Du blickst dein Verlangen
Ihr tief in das Herz,
Sie hat dich verstanden,
Und theilet die Gluth.
Nichts wehrt dir die Küsse
Auf Lippen und Wangen;
Lilien und Rosen,
Blüthen und Knospen,
Alles ist dein.

Leicht wie der Westwind,
Scherzend wie er,
Berührst du die Blumen,
Und fliehest vorüber,
Schonend der zarten.

Wer fürchtet da Neid?
Wen lockt der Ruhm?

Zürnet die Mutter?
Das Lachen kann ſie
Doch nicht verbergen;
Denn eigne ſüße Schuld
Ruft die Tochter
Zurück ihr ins Herz.

Sey ſtill, mein Sinn! ein andres Land empfangt Dich;
Es hebt ſich das Gebirge zwiſchen Dir
Und jenen Spielen. —

Ernſt umgeben dieſe Mauern dich,
Geſetze ernſt und ernſte Sitten;
Gelübde, Prieſter, Zeugen,
Verein der Wappen.

Zahlloſe Dinge,
Auf ewig fremd dem Scherz,
Fremd auf ewig dir,
Gehn der Liebe voran,
Legen die Freye
In ernſte Bande.

So gefeſſelt geht ſie dir vorüber.
Tröſtend reicht ſie dir die Hand,
Blickt mit Sehnſucht in die Ferne.
Hier kann ich niemals dein Gefährte ſeyn,
Ruft ſie dir zu;
Unter jenen Blumen
Haſt du geſpielt mit mir,
Auf und ab
Wandert' ich im Scherz mit Dir.

Du ſollſt auch ernſt
Mich wieder finden,
Ernſt und treu;
Und wieder mein ſeyn:
Nur laß mich frey!

Drittes Kapitel.

Die Sonne ſchien hell und warm herein, als Florentin erwachte. Er ſchickte ſich ſogleich an, zur Geſellſchaft zu gehen, die er im Garten vermuthete. Vorher ging er durch einige Prachtzimmer des alten Schloſſes, das ihn mit ſeinen Thürmen, Gängen und hohen gewölbten Sälen lebhaft in die Zeiten des Ritterthums verſetzte, von denen er ſchon als Kind am liebſten erzählen hörte, und die noch jetzt ſeine Fantaſie hinreiſſen konnten. Hier in dieſen Sälen mahlte er ſich nun die mannichfachen Scenen aus, die darin geſpielt wurden; wie ſich alle die Mitſpielenden für ihre Rolle intereſſirten, als ſollte ſie niemals endigen. — „Und nun, ſagte er, wo ſind ſie

hin? Hier beweinte vielleicht eine Schö-
ne ihren Geliebten, oder seine Untreue, oder
ein hartes Schicksal, das sich ihrem Glück
entgegen stellte; thränenvoll schlug sie das
fromme Auge aufwärts, und die Engelchen, die
Heiligen, die so künstlich in der Stuckatur
an der Decke geformt sind, waren Zeugen
ihrer Leiden. Hier, an dieses hohe Fen-
ster gelehnt, drückte der Jüngling, zartlich
und schüchtern, die errothende Jungfrau an
sein Herz, und vernahm mit Entzücken das
Geständniß ihrer Gegenliebe. Um die-
sen geraumigen Lehnstuhl hingen Kinder
und Enkel, und horchten auf die schauerli-
chen Gespenstergeschichten, die der Großvater
erzahlte, und auf die weise Lehre. Mit dem
bezahmten Jagdhund au dem Boden wur-
de dann die Belohnung für ihre Aufmerk-
samkeit friedfertig getheilt. An diesem
künstlich verzierten Tisch saßen Eltern, ge-
dachten mit freudiger Rührung der ersten
Tage ihrer Liebe und der nie verletzten Treue;
hatten auch wohl manchen Kummer, manche

sorgenvolle Stunden um den entfernten Sohn, der ausgezogen war, voll Kraft und muthiger Ehrbegierde sich zu versuchen, und die Fehde für seinen Vater zu fechten. „Ob er sich gut halten wird? ob die Knechte wacker sind? ob kein feindliches Geschoß ihn getroffen? Er wählte sich das größte Schwerdt; war es seinem Arm nur nicht zu schwer? Zwar ist er stark und rüstig, und Gott wird den Edlen schützen!" Und eh sie es andenken, öffnet sich jene Thür, der Jüngling tritt ein! Er war allein voran geeilt, um den Eltern diese Ueberraschung zu bereiten; segnend empfangen sie ihn, er hat gesiegt, vertilgt ist der Feind, und neuer Ruhm und Glanz kommt von ihm über das Haus! .... Sonne, Sterne, Luft und Erde, Alles was sie umgab, schien ihnen mit ihrem Leben so innig verwebt; aber Sonne und Sterne gehen auf, gehen unter, die Jahreszeiten wechseln; doch ihr Glück und ihre Leiden, Schmerz und Fröhlichkeit sind vorbey gezogen, wie Schatten der Wolken, die vor der

Sonne verüberfliehen, keine Spur mehr auf der Erde davon. Was ihnen im Leben heilig war, hat mit dem Leben geendet; der Ehre allein, unter allem dieser allein, verdanken die Helden das Andenken ihrer Nachkommen; sie leben in den künftigen Zeitaltern fort, da Millionen neben ihnen untergehen ... Nun so ist es auch billig, daß sie dem selbstgeschaffenen Götzen vor allen Göttern Opfer bringen; dieser macht sie unsterblich, da alles, was die Natur in ihre Brust gepflanzt, mit ihnen untergeht!"

Eduard trat zu ihm. „Sie sind schon auf, Florentin! ich wollte Sie eben abholen, die andern sind wahrscheinlich schon im Gartensaal. — Ich habe mich etwas zu lange in den Zimmern und Gängen verweilt, um sie zu betrachten. Dieses Schloß ist ein vortreffliches Monument seines Jahrhunderts; mich freut es, daß es so wohl erhalten ist, und so ganz ohne modernen Zusatz. Es wundert mich um so mehr, da die übrige Einrichtung im Ganzen nach dem jetzigen Geschmack mehr elegant und zierlich, als nach je-

nem reich und koſtbar iſt! — Weil dieſe mehr der Gräfin überlaſſen bleibt; und da ſie die Eigenheit des Grafen ſchont, der gerne, was das Alterthum ſeiner Familie bezeugt, in der urſprünglichen Geſtalt zu erhalten wünſcht, auch nichts von der Stelle gerückt, und keiner Sache eine andere Geſtalt giebt, die noch als Ueberreſt der alten Zeit ſich erhalten hat, ſo läßt ſich der Graf mit eben der Gefälligkeit ihre übrigen Einrichtungen gefallen. Sie ſehen ſelbſt, wie klug und gewandt ſie beydes zu vereinigen weiß. Sie erhält das Alte mit Achtung, und fügt hinzu, was die neuern Erfindungen Angenehmes verſchaffen.

Die das Innere hier nicht zu kennen Gelegenheit haben, finden es ſonderbar, und erlauben ſich manchen Spott über das Gemiſch von veraltetem und modernen Geſchmack. Auch ſieht es befremdend genug aus, wenn an den alten gewirkten Tapeten eine neue Flöten-Uhr, große Spiegel mit ſchweren künſtlichen Verzierungen und neue kryſtallne Kronleuchter, ſchwerfällige Seſſel und einladende Sopha's friedlich

neben einander bestehen; eben so werden Sie es im Garten, im Park, kurz überall finden. Wer aber die Menschen kennt, die hier wohnen, der wird bald das Uebereinstimmende in diesen anscheinenden Ungleichheiten finden. Die Gräfin ist eine vortreffliche Frau; mit wahrer Religiosität ehrt sie das Gemüth ihres Gemahls und alles, was ihm heilig ist. Darf man ihr wohl keinen Sinn für das Schöne zutrauen, weil sie nicht wie die Kinder alles gewohnte Spielzeug zerstört, immer nach neuem greift, und das letzte jedesmahl für das Schönste hält? — Was ich sie über Werke der Kunst habe sprechen hören, verrieth gewiß keinen gemeinen Sinn, sagte Florentin. — Sie hat grose Reisen gemacht und viele der vorzüglichsten Kunstwerke selbst zu sehen Gelegenheit gehabt. Doch kommen Sie jetzt, man wird uns erwarten; ich will vorher zusehen, ob der Graf nicht in seiner Bibliothek ist, ich habe ihn heute noch nicht gesehen, vielleicht geht er dann mit uns herunter. — Ich begleite Sie." —

Sie traten in das Cabinett des Grafen, er

war nicht mehr darinn. Ein groſses Gemählde zog Florentins Aufmerksamkeit auf ſich. — „Einen Augenblick noch, Eduard! Die heilige Anna, die das Kind Maria unterrichtet. — Wie finden Sie das Gemählde? — Es ſcheinen Porträte zu ſeyn; in dem Kinde erkenne ich Julianen wieder. — Sie iſt es auch in der That. — Es iſt nicht übel gemahlt; ganz vorzüglich iſt aber das Charakteriſtiſche in den Köpfen ſo wohl, wie in der ganzen Anordnung des Gemähldes. Die horchende Aufmerksamkeit, die Begierde nach dem Unterricht, und der Glaube in dem Kinde, wie der Hals, der Kopf, mit dem Blick zugleich, ſich vorwärts und in die Höhe richtet, der halb geöffnete Mund, als fürchtete ſie etwas zu verhören, und als wollte ſie die Lehren durch alle Sinne in ſich auffaſſen. Dabey die Hingebung, das Verlaſſen ihrer ſelbſt in der kleinen Figur, die halb liegend ſich dem Schooß der Anna anſchmiegt; es iſt ſchön, und zart gefühlt. Und dieſe Anna, gewiſs eine Heilige! Dieſe Hoheit, dieſer milde Ernſt in den verklärten An-

gen! mit welcher Liebe sich ihr Haupt zu dem Liebling hinneigt, sich ihre Tugend lehrenden Lippen öffnen! Ruhe und Würde in der ganzen Gestalt, und wie erhaben diese Hand, die gegen den Himmel zeigt! Ist auch diese Anna ein Porträt? — Es ist eine Schwester des Grafen, die er vorzüglich liebt; Gräfin Clementina; Sie haben uns schon von ihr sprechen hören, sie wird von uns gewöhnlich die Tante genannt. Juliane hat ihre erste Erziehung bey dieser Tante erhalten; die Mutter hatte sie ihr, da sie ihre Jugendfreundin ist, und ihres ganzen Zutrauens genießt, bald nach ihrer Geburt überlassen, weil sie damals ihrem Gemahl nachreisen mußte, der gefährlich verwundet war, und den sie keiner fremden Pflege überlassen wollte. Sie verließ ihn nun nicht wieder, begleitete ihn so wohl auf seinen Feldzügen, als auf seinen Reisen, da er an verschiedenen Höfen als Gesandter stand. Unterdessen erreichte Juliane beynahe ihr vierzehntes Jahr bey der Tante, und verehrt sie als Mutter. — Doch muß die Gräfin Clementina

dem Bilde nach noch sehr jung seyn, obgleich der Idee und dem Kostume zufolge, sie älter seyn müßte. — Sie haben recht, doch ist sie in der That nicht mehr jung, sie ist älter als die Gräfin Eleonora, dieses Bild aber ist eigentlich die Kopie eines Gemähldes, das in ihrer Jugend ist gemacht worden. Sie ward damals als heilige Cäcilia gemahlt; so wohl dieses Bild, das sie dem Grafen auf sein Bitten mahlen zu lassen erlaubte, um ein Denkmahl der Zeit zu stiften, in der sie Julianens Lehrerin war, als das, welches unter den andern Familiengemählden in der Gallerie hängt, und auch das Miniatur-Bild, das Juliane an ihrer Brust trägt, sind Kopien nach dieser Cäcilia, welche von einem schon verstorbenen fremden Künstler gemahlt ward; seinen Namen weiß ich nicht. Die Tante war nie dazu zu bewegen noch einmal einem Mahler zu sitzen. Merkwürdig ist es, wie diese Bilder alle noch der Gräfin Clementina ähnlich sind, obgleich es schon vielleicht dreyßig Jahre her seyn mag, daß sie gemahlt

ward, und ein tiefer Gram in ihren Gesichtszügen gewürhet hat. — Gut, daß mich Ihre gütige Ausführlichkeit warnte, rief Florentin lachend; war ich doch in Gefahr mich in dieſe heilige Anna, und das in meinem Leben zum erſten Male ernſtlich zu verlieben. Bald wäre ich ausgezogen, nach ächter Ritterſitte, das Original zu meinem Gemählde zu finden, und hätte es dann auch wirklich gefunden .... in einer ehrwürdigen Matrone. — Haben Sie wirklich noch nie ernſtlich geliebt, ſo verdienen Sie ein ſolches Schickſal. Ich werde Sie bey den Frauen für dieſen Frevel hart anklagen. — Wagen Sie es nicht, Sie könnten ſich ſelbſt eine Strafe für Ihre Verrätherey zuziehen. — Ich wage nichts, man wird es Ihnen nie verzeihen, ſich von einem Gemählde haben hinreiſſen zu laſſen, da Sie die Gegenwart der ſchönen Frauen ſelbſt ſo ruhig läßt. — Nun auch dafür müſſen Sie nicht gut ſagen; doch im Ernſt, das Gemahlde hat mich bewegt, und ich ſtehe mit wahrer Andacht davor. Guter Edu-

ard! ich hoffe Sie fühlen es, wie glücklich Sie sind, und wie wenigen es vergönnt wird, eine solche Jugend zu haben! — Eduard schien bewegt, und sie gingen beyde schweigend hinunter zur Gesellschaft.

Viertes Kapitel.

So verfloß ein Tag nach dem andern. Man kann sich keine angenehmere Lebensweise denken, als die auf dem Schlosse geführt ward. Ein Vergnügen reihte sich an das andere; Tanz, Musik, Jagd und Spiel wechselte lustig ab, und in der Einsamkeit suchte jeder nur die Ruhe, um sich zu neuen Ergötzlichkeiten zu bereiten.

Die Liebenden erwarteten beyde den Tag ihrer Vermählung sorglos und fröhlich, es stellte sich ja nichts ihren Wünschen entgegen; doch mit ganz verschiedenen Empfindungen. Eduard hatte eine peinigende Ungeduld Julianen ganz die seinige zu nennen; er liebte

sie mit der ungestümen Heftigkeit des Jünglings; er dachte, er träumte nichts als den Augenblick, sich im ungetheilten ungestörten Besitz der schönen Geliebten zu sehen; seine Fantasie lebte nur in jenem so heiß ersehnten Moment, alles Leben bis dahin würdigte er nur als Annäherung zu jener Zeit, wie der Gefangne, der der bestimmten Befreyung entgegen sieht. Von dieser Ungeduld begriff Sultane nichts. Mit aller Innigkeit ihres reinen Herzens liebte sie ihn; niemand war ihr jemals liebenswürdiger erschienen; sie gab sich ihm gern, sie war von jeher schon mit der Idee vertraut, und hatte es als ihr Schicksal ansehen gelernt ihm anzugehören. Aber den Tag erwartete sie mit grosser Ruhe; klopfte auch ihr Herz stärker bey dem Gedanken, so war es mehr eine bängliche Ahndung, die furchtsame Scheu des sittsamen Mädchens, als die Erwartung eines grössern Glücks; sie ahndete kein grösseres Glück, als daß es immer so bliebe, wie es war, es fehlte ihr so gar nichts. Sie nahm an allem den gewöhnlichen Antheil,

hatte die immer gleiche, beſonnene Aufmerkſamkeit auf die Geſellſchaft, Eduard mochte zugegen ſeyn, oder nicht.

Sie war alſo nicht ſo beſchäftigt, daß ſie nicht hätte wahrnehmen ſollen, welchen Eindruck ihre Schönheit auf Florentin gemacht hatte. Er hatte die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt. Es ſchmeichelte der Eitelkeit des Mädchens, die ſeinige auf ſich zu ziehen; es intereſſirte ſie kindiſch, den ſtolzen Mann zu beherrſchen. Ohne es ſich bewußt zu ſeyn, und ſich ganz der fröhlichen Stimmung hingebend, zog ſie ihn mit einer feinen, ihr natürlichen Koketterie an.

Florentin fand ſie immer ſchön, reizend, liebenswürdig, es ergötzte ihn, ſie ſo eifrig bemüht und beſchäftigt um ihn zu ſehen, und die kleinen Schelmereyen des jungen Herzens zu belauſchen! Daß er aber gleich am erſten Abend ſo mit ſich zu Rathe gegangen war, ſchützte ihn gegen jeden tiefern Eindruck. Auch war es ihm nicht entgangen, daß ſie Willens war, ihn zum Spiel ihrer Eitelkeit zu machen, und

nichts konnte ſo ſeine Fantaſie zügeln, als wenn er irgend eine Abſicht merkte. Er war leicht kindlich vertrauend: dann konnte er aber auch bis zur Ungerechtigkeit argwöhnend ſeyn. Doch intereſſirte ihn Juliane ſehr, die Tiefe ihres Gemüths war ihm nicht entgangen, trotz der Anlage zur Koketterie, und dem etwas künſtlichen Weſen, welches ihre Erziehung und ihr Stand ihr gegeben hatte, und das ihn immer etwas entfernte, obgleich er es hier in ſo ſchöner Geſtalt erblickte. Lange konnte er es doch nicht aushalten, ſie unzufrieden zu ſehen; ſo oft er ſie durch ein zu kühnes Wort, oder eine Anſpielung, die ihre Eitelkeit ſtrafte, erzürnt hatte, ſo wußte er ſie gleich wieder durch irgend eine Ueberraſchung oder eine kleine ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit zu verſöhnen. Er ſtimmte nie mit ein, wenn ſie in Geſellſchaft von den um ſie her flatternden Herrn wegen ihres Geſangs oder Tanzes, oder ihrer Schönheit erhoben ward; vielmehr ſuchte er ſie dann durch einen kleinen Trotz, eine Art von Vernachläſſigung zu demüthigen. Wenn ſie ſich

aber irgend einer Regung ihres guten empfindlichen Herzens überließ, oder in ihrer natürlichen Anmuth, kunstlos, ohne Anmaßung und ohne Absicht sich gar nicht bemerkt glaubte; dann wußte er ihr etwas angenehmes zu sagen, oder sie durch einen Blick seiner Theilnahme zu versichern. Dann ließ er sich auch gern ihre kleine Siegermine gefallen, und errug gutmüthig ihre muthwilligen Neckereyen. Nach und nach war die Zufriedenheit ihres launenhaften Lehrers allein bedeutend für Julianen; der laute Beyfall der Menge ward ihr gleichgültiger, zuletzt beinah verhaßt.

Eduard bemerkte mit Freude diese Veränderung. Er scherzte eines Tages darüber, daß Florentin mehr Einfluß auf ihre Bildung habe als er. — „Sie haben mir es niemals merken lassen, sagte Juliane, daß ich zu eitel sey. — Ich liebte Sie Juliane, so wie Sie sind. — Und jetzt merken Sie erst, daß ich besser seyn könnte! ich kann mich wenig auf Ihre Erziehungskunst verlassen. — Die Liebe weiß nur zu lieben; wie sollte sie erziehen? — Sie er-

zieht freylich, sagte Florentin, aber nicht den andern. — Machen Sie meiner Liebe einen Vorwurf, unartiger Florentin? erwiederte Juliane. — Nein, vielmehr spreche ich sie dadurch rein von einem Vorwurf, den man ihr allerdings machen könnte. — Nun? — Nun, daß Sie Eduard nicht besser erzogen haben. Denn er wird es doch nicht läugnen, daß er die Huldigungen Ihrer Eitelkeit mit noch weit größerer und sträflicherer Eitelkeit sich hat gefallen lassen. Es ist in der That eine schwierige Untersuchung, wer von Ihnen beyden mehr Erziehung oder weniger Liebe hat. — Trauen Sie sich zu, uns in beyden zu übertreffen? — Ich, Ihr Guten, kann weder mein Leben, noch meine Liebe mit dem Kunstwerk der Erziehung vergleichen! —

Man kann nicht anders als sich für ihn interessiren, sagte Juliane, aber er ist doch zu sehr verschlossen gegen seine Freunde, es ist ihm auf keine Weise beyzukommen. — Doch hat vielleicht niemand mehr als er die Fähigkeit, Freund zu seyn, sagte Eduard. Wissen

wir doch nicht, wie oft er schon ist hintergangen worden; reizbar wie er ist, muß jede üble Behandlung ihn wohl auf lange verstimmen."

Florentin vermied anfangs Eduards Annäherung mit eigensinnigem Stolz, ob er ihn gleich im Herzen wohl leiden mochte. Eduard ließ sich aber nicht dadurch abschrecken, er gewann immer mehr Anhänglichkeit für ihn, näherte sich ihm mit freundlicher, bescheidener Aufmerksamkeit, und suchte seinem etwas wilden, nach Freyheit strebenden Sinn mit dem feinen, gebildeten Geist, der ihm eigen war, zu begegnen; es mußte ihm gelingen. Florentin fühlte endlich, daß er am unrechten Ort mißtrauend gewesen war. Mit der Ueberzeugung seines Unrechts erweichte sich auch sein absichtlich verhärtetes Gemüth gegen Eduard, er wurde bald offner und gefälliger gegen ihn. Auf einem Morgenspaziergang öffneten sich ihre Seelen gegen einander; sie nennten sich seitdem Freunde. Florentin gewann Eduard so lieb, daß er ohne Wehmuth bald nicht daran denken konnte ihn

zu verlaſſen; doch mußte und ſollte es geſchehen!

So waren Wochen verfloſſen; mit einer jeden nahm er ſich's feſt vor, in der nächſten zu reiſen; immer hielt ihn aber das Bitten ſeiner neuen Freunde und ſeine eigne Neigung feſt. Zum erſtenmal empfand er die Bitterkeit der Trennung; bis dahin hatte er alles, was er jemals verließ, gleichgültig verlaſſen.

Fünftes Kapitel.

Gräfin Clementine hatte eine junge Anverwandte bey ſich. Dieſe kam, und machte Julianen einen Beſuch, indem ſie zugleich einen mündlichen Auftrag der Gräfin Clementina an Julianens Eltern ausrichtete mit der Bitte, die Vermählung noch einige Wochen aufzuſchieben, weil ſie in dieſen nächſten Tagen abgehalten würde, zugegen zu ſeyn, wie ſie es doch ſehr wünſchte. Sollte der Tag aber ſchon unwiederruflich feſtgeſetzt ſeyn, und es bey der erſten Verabredung bleiben müſſen, ſo wäre ſie genöthigt dieſen Wunſch aufzugeben. Doch erſuchte ſie ihren Bruder und Eleonoren, wenigſtens noch einen Brief von ihr

abzuwarten; sie hätte ihnen noch einiges zu sagen, wäre aber durchaus in diesem Augenblick nicht im Stande zu schreiben; doch sollte es in den nächsten Tagen geschehen.

Eduard war nicht leicht zum Aufschub zu bewegen, seine Ungeduld, die schöne Juliane ganz die seinige zu nennen, wuchs mit jedem Tage, und seitdem er Florentin kannte, schien sie den höchsten Punkt erreicht zu haben. Doch mußte er es sich aus Achtung für die Gräfin Clementina gefallen lassen. Betty eilte zurück, so bald sie sich ihres Auftrag entledigt hatte.

Ein Brief, den Juliane folgenden Tag an ihre Tante schrieb, ist ein Beweis, wie interessant Florentin der ganzen Familie schon geworden war.

Juliane an Clementina.

Jetzt verdient Betty nicht mehr von Ihnen bestraft zu werden, wegen ihrer zu großen Leidenschaft für das Tanzen; sie ist viel

mehr zu unſer aller Verwunderung bis zum Kaltſinn mäßig darin geworden. Alles unſers Bittens und Zuredens ungeachtet, wollte ſie durchaus nicht länger bey uns verweilen, als ſie es Ihnen zugeſagt hatte, ob wir gleich noch denſelben Abend einen recht brillanten Ball hatten. Der Vater erbot ſich, Ihnen einen Boten zu Pferde zu ſchicken, um Sie nicht in Unruhe ihrentwegen zu laſſen; aber ſie war nicht zurück zu halten. Alle Ihre Aufträge waren ausgerichtet, ſie ſah mit groſſer Gemüthsruhe die glänzende Geſellſchaft ſich verſammeln, ja, ſie wagte es ſogar den Anfang des Balls abzuwarten; und indem ſie mit Eduard den Saal einmal auf und nieder walzt, winkt ſie uns allen im Vorbeyfliegen zu, und ſo fort aus der Thür in den Wagen, ſo haſtig, daß Eduard mit noch einigen Herrn ihr kaum folgen konnten. Kaum daß wir ihr noch einen Gruß für die Tante nachriefen.

So geht es uns allen, theure Clementina! wenn wir zu Ihnen ſollen, was

könnte uns zurückhalten? Keiner fühlt das wohl mehr als Ihre Juliane, ich habe Betty mehr beneidet als bewundert. — Das war nun alles recht hübsch von dem Mädchen; aber die Arge, was hat sie Ihnen für loses Zeug erzählt! was meynte sie mit ihren Eroberungen? und dem sonderbaren Fremden, der den Meister über uns macht, dem wir alle auf eine so lächerliche Weise ergeben sind, weil wir uns einbilden ihm Dankbarkeit schuldig zu seyn! Und ich, die ich diesen Vorwand so gern nehmen soll, um ihm ganz unbefangen mit Auszeichnung begegnen zu dürfen! — Alles dieses hat sie Ihnen wirklich erzählt? — Gut, daß Sie ihren boshaften Erzählungen nicht so unbedingt Glauben beymessen, daß Sie Sich selbst an Ihr Kind wenden, um die Wahrheit zu erfahren. Liebe Tante, sehen Sie doch einmal dem bösen leichtfertigen Mädchen scharf in die Augen, wenn sie wieder dergleichen vorbringt. Allerdings sind wir dem Fremden Dank schuldig! Ist meine Clemen-

tina nicht auch der Meynung? Wenn es ihm selbst wohl geziemt, den wichtigen Dienst, den er uns geleistet, dem Zufall zuzuschreiben, so würde es sich von uns nicht ziemen, es eben so anzusehen, und seinen Muth, mit dem er das Leben unsers Vaters gerettet hat, zu vergessen.

Und warum gesteht Ihnen denn Betty nicht, daß der Fremde sich recht geschäftig um sie gezeigt, und daß sie seine Aufmerksamkeiten recht wohlgefällig und artig annahm? — Ich hielt sogar die Festigkeit, mit der sie sich losriß und fort eilte, für ein Opfer, das sie ihrem eifersüchtigen brausetöpfigen Walter brächte, und habe ihr im Herzen deswegen wohlgewollt. — Belohnt sie so meine gute Meynung? böse Betty! Wenn sie Ihnen nicht abbittet, liebe Tante, und Ihnen gesteht, daß sie ihre Freude daran hat, Unfug zu treiben, so werde ich sie bey Herrn von Walter verklagen; er traut mir! —

Von dem Fremden, von diesem Fieren-

ein ſollte ich Ihnen alſo erzählen? Es iſt wahr liebe Tante, daß er uns allen werth geworden iſt. Er macht jetzt das Leben und die Seele der Geſellſchaft aus. Mit dem ſonderbarſten, oft zurückſtoßenden Weſen weiß er es doch jedem recht zu machen, und zieht jedes Herz an ſich, ohne ſich viel darum zu bekümmern. Es hilft nichts, wenn man auch ſeinen ganzen Stolz dagegen ſetzt, man wird auf irgend eine Weiſe doch ſein eigen. Oft iſt es recht ärgerlich, daß man nicht widerſtehen kann, da er ſelber nicht feſtzuhalten iſt. Einmal ſcheint es, als verbände er mit den Worten noch einen andern Sinn, als den ſie haben ſollen; ein andermal macht er zu den ſchmeichelhafteſten Dingen, die ihm geſagt werden, ein gleichgültiges Geſicht, als müßte es eben nicht anders ſeyn; dann freut ihn ganz wider Vermuthen einmal ein abſichtsloſes Wort, das von ungefähr geſprochen wird; da weiß er immer einen ganz eignen Sinn, ich weiß nicht, ob hinein zu legen, oder heraus zu

bringen. Uns iſt dieſes ſonderbare Spiel ſehr erfreulich, da wir ihn näher kennen, und beſſer verſtehen. Sie können aber denken, wie er oft in Geſellſchaft Anſtoß damit giebt; doch verſteht er ſich recht gut darauf, ein ſolches Aergerniß nicht zu groß werden zu laſſen; er macht bald alles wieder gut. Wir begreifen eigentlich nicht, wie es ihm möglich iſt, dieſe Fröhlichkeit und gute Laune immer um uns zu erhalten, da er ſelbſt doch nicht froh iſt. Ich und Eduard, wir ſind oft allein mit ihm, und da haben wir es deutlich genug merken können, daß ihn irgend ein Kummer drückt. Der Vater machte ihm neulich den Vorwurf er wäre zu wenig ernſt, und nähme oft die Dinge zu ſcherzhaft. Florentin ließ es über ſich hingehn. Eduard meynte aber, und ſagte es mir allein: der Ernſt in ihm wäre vielmehr zu ernſt und zu tief, als daß er ihn in der Geſellſchaft anwenden könnte; und da er nie ſich ſo gegen den Scherz verſündigte, daß er ihn ernſthaft nahme, ſo käme es ihm zu, auch wohl ein-

mal den Ernſt ſcherzhaft zu finden. Am beſten findet ſich Eduard in ihn, ſie ſind Freunde geworden, und man ſieht jetzt einen nicht ohne den andern. So intereſſant er auch iſt, ſo glauben Sie mir nur, liebe Tante, Eduard verliert gar nicht gegen ihn, er kömmt mir vielmehr neben ſeinem Freunde noch liebenswürdiger vor. Ich weiß gewiß, ich könnte dieſen nicht ſo lieben, wie ich Eduard liebe. Er gefällt auch dem Vater ſehr wohl, der ihn ſo viel als möglich um ſich zu haben ſucht. Er mag ſeine Einfälle und ſeine ſeltſamen Wendungen gern, ſo ſehr er auch ſonſt gegen jedes auffallende, neue oder ſonderbare ſpricht. An Florentin liebt er es, und vertheidigt ihn gegen jede Anklage. Sogar das Geheimnißvolle, das über ſeinem Namen und ſeiner Herkunft ſchwebt, achtet er, zu unſerm Erſtaunen. Noch heute war die Rede davon, ihn einem Manne vorzuſtellen, den er zu ſprechen wünſchte. Von Florentin? fragte der Vater. Wir erwarteten alle ſeine Antwort. Wenn es durchaus

mit meinem Namen allein nicht genug ist, sagte er, so setzen Sie Baron hinzu, das bezeichnet wenigstens ursprünglich, was ich zu seyn wünschte, nehmlich ein Mann. Der Vater ließ es sich wirklich so gefallen. —

Sogar Theresgen hat er ganz für sich gewonnen. Sie weiß nichts bessers, als sich von Florentin etwas vorsingen zu lassen, oder ihn zeichnen zu sehen, sie vergißt Spiel und Alles, wenn sie nur bey ihm seyn darf. Sie kennen ihre heftige Art sich an etwas zu hängen. — Mit den Knaben reitet er viel, und kann sich mit ihnen balgen und lernen und Festungen erobern, die sie zusammen bauen, bis sie ganz ausser sich gerathen, und er tait ihnen. — Dem Mütterchen bleibt aber der Kopf ruhig, wenn er uns auch allen verdreht wird; nicht ein einziges Mal ist es ihm doch gelungen sie irre zu machen, wiewohl er es oft darauf anlegte; sie lächelt, und ist freundlich und liebreich gegen ihn, aber Gewalt hat er gar nicht über sie, er fühlt es: Mutter ist auch die einzige, vor

der er gehörigen Respekt hat. Mit uns Andern schaltet er nach Belieben; wenn ich recht aufgebracht bin, und ihm stolz begegne, so ist er im Stande, gar nicht einmal darauf zu merken. —

So schön hat ihn Betty gefunden? So schön als Eduard ist er auf keinen Fall, das meynt auch die Mutter, er ist auch nicht so groß und herrlich als Eduard; aber sein Bau ist fein, schlank, und dennoch kräftig. Er hat eine edle Physionomie, und überhaupt etwas interessantes; sein Anstand ist frey und kunstlos, manchmal sogar trotzig. Was ihn auszeichnet, ist ein gewisses, beynah verachtendes, Lächeln, das ihm um den Mund schwebt; aber der Mund ist doch hübsch, so wie auch sein Auge, das gewöhnlich fast ganz ohne Bedeutung, still und farblos, vor sich hin schaut, das aber helle Funken sprüht bey einem Gespräch, das ihn interessirt, es wird dann sichtbar größer und dunkler. Er hat eine schöne helle Stirn, und es kleidet ihn gut, wenn er, wie er oft

thut, ſich die dunkelbraunen Locken, die tief darüber her fallen, mit der Hand zu verſtreichen, oder wenn ſie vom Wind gehoben werden. Die Mutter findet, er hätte etwas ſo unterliebes, beſonders wenn er ernſthaft ausſieht, oder unvermuthet in ein Zimmer tritt, ſie müßte ſich ihn immer mit einer blanken Rüſtung und einem Helm denken. Thereſe hat viel mit Aufſinden von entfernten Aehnlichkeiten und mit den alten Bildern zu ſchaffen, und behauptet er ſähe dem Gemählde vom Pilgrim ähnlich, das in der Mutter Zimmer hängt. Sie ruhte nicht eher, bis ich es mir von ihr zeigen laſſ, und ſie hat wirklich Recht; es iſt eine entfernte Aehnlichkeit.

Ich fürchte, Sie werden, trotz meiner umſtändlichen Beſchreibung, doch kein richtiges Bild von ihm haben.

Sie ſehen aber, liebe Tante, wie gern ich Ihnen alles lieber mit der größten Umſtändlichkeit berichte, damit Sie nur nicht verläumderiſchen Nachrichten Glauben beymeſ-

ſen dürfen, und dann mit vorgefaßten Meynungen, die uns nachtheilig ſind, herkommen. Sie haben noch keinen Tag feſtgeſetzt, an dem wir Sie ſehen ſollen. Mit welcher Ungeduld erwarte ich Sie, meine verehrte, liebe Freundin!

Ich hätte Ihnen gern erzählt, welches fröhliche Leben wir leben, und welche Dinge wir unter Florentins Anleitung ausführen. Aber heute, und in den nächſten Tagen, kann ich nicht daran denken. Es wird mir wenig Zeit zum ſchreiben gelaſſen. Kommen Sie bald, und nehmen Sie Theil, und erhöhen Sie unſre Fröhlichkeit durch Ihre Gegenwart. Ich hoffe heute noch, oder doch morgen einen Brief von meiner gütigen Freundin zu erhalten, mit der beſtimmten Nachricht Ihrer Abreiſe. Leben Sie wohl, lieben Sie Ihre Juliane.

Sechſtes Kapitel.

Eduard und Florentin hatten einigemal kleine Reiſen im Gebirg und in der umliegenden Gegend gemacht. In abwechſelnden Verkleidungen hatten ſie die benachbarten Städtchen und Dorfer durchzogen, auf Kirmſen, Hochzeiten, Jahrmärkten, bald als Krämer oder als Spielleute. Manches luſtige Abentheuer kam ihnen entgegen, ſie wieſen keines von ſich. Wenn ſie dann von ihren Wanderungen zurück kamen, hatten ſie viel zu erzählen und von den Eroberungen zu ſprechen, die ſie wollten gemacht haben. Juliane bekam den Einfall ſie einmal zu begleiten; und das nächſte Mal, daß ſich die beyden jungen Männer wieder zu einer ſolchen abenteuerlichen Reiſe anſchickten, theilte

ſie Eduard ihren Wunſch ſie zu begleiten mit. Er war voller Freude über dieſen Entſchluß, der ihm die Hofnung gab, Julianen auf ein paar Stunden der Förmlichkeit zu entziehen, die jetzt bey der vergrößerten Geſellſchaft immer mehr überhand nahm, und ihrer in der Einſamkeit froh zu werden; auch ſeinem Freunde war es lieb, er hatte einen ſolchen Wunſch bey Julianen gar nicht vermuthet. Der Graf und ſeine Gemahlin hatten aber viel dawider, und wollten es anfangs unter keiner Bedingung zugeben. Der Wohlſtand ward beleidigt, Julianens Geſundheit ausgeſetzt, der übrigen Gefahren und ihrer eignen Aengſtlichkeit nicht zu gedenken. Florentin, der ſeinen Kopf auf dieſen Plan geſetzt hatte, und Eduard, der ein Recht zu haben glaubte, eine ſolche Erlaubniß zu fordern, hörten mit Bitten und Vorſtellungen nicht eher auf, bis ſie ihnen zugetheilt ward, nur unter der Bedingung, daß ſie nicht zu Pferde ſondern zu Fuß gingen, und daß ſie nicht die Nacht ausbleiben wollten. Und nun wurden noch ſo viele Anſtalten gemacht, ſo

viel Regeln und Warnungen gegeben, daß Juliane, ganz ängstlich gemacht, sich im Herzen vornahm, gewiß nichts zu übertreten, und gewiß zum letztenmal eine solche Erlaubniß zu begehren. Eduard aber ward der ganze Einfall beynah zuwider wegen der großen Umständlichkeit, und er war eben nicht gesonnen, sich gar zu streng an die Vorschriften zu halten.

Nachdem sie endlich alles zu Stande gebracht, und Juliane den Abend mit schwerem Herzen von ihren Eltern Abschied genommen hatte, machten sie sich morgens früh auf den Weg, nur von ein paar Jagdhunden begleitet. Sie waren alle drey als Jäger gekleidet. Eduard und Florentin trugen Büchsen, Juliane hatte nur ein Jagdmesser und Tasche, statt der Büchse trug sie die Guitarre, von der sich Florentin selten trennte. Da Juliane gut zu Pferde saß, und oft in Mannertracht ausritt, so war sie ihrer nicht ungewohnt, sie ging so leicht und ungezwungen daher, als hätte sie nie eine andere Kleidung

getragen, und auch so als Knabe sah sie wunderschön aus; auch die beyden Freunde nahmen sich gut aus, als ältere Brüder des lieblichen Kindes. Sie gingen dem Morgen entgegen, der in voller Pracht heraufstieg, der Frühling in seiner ganzen Herrlichkeit umfing sie, die Vögel sangen munter, Blüthen dufteten und die Bäume glänzten im Schein der Sonne.

Sie gingen durch den Wald nach dem Gebirge zu, fröhlich und unbekümmert wie die Kinder. Sie genossen sich selbst in reiner Unbefangenheit; Vergangenheit und Zukunft war ihren Gedanken fern, der Wille des Augenblicks war ihnen Gesetz.

„Ach, rief Eduard auf einmal aus; so leben, wenn auch nur eine kurze Zeit, und sterben, eh wir den Tod zu wünschen haben! Schlafen gehen und nicht wieder aufstehen! — Ihr denkt an den Tod, sagte Florentin, um zu bedenken wie ihr so gern nicht an ihn denken wollt! — Thorheit! rief Juliane, wer will jetzt vom Tode sprechen? — Florentin

nahm ihr die Guitarre ab, und ſpielte einen raſchen Tanz, ſie drehte ſich mit Eduard in ſchnellen Kreiſen. Er hatte ſich unter einem Baume niedergeſetzt. Nachdem ſie zu tanzen aufgehört hatten, ſetzten ſich beyde neben ihn. — Es tanzt ſich gut auf dem kurzen Graſe. — Beſſer und erfreulicher als auf dem getäfelten Fußboden Eurer Säle, das iſt gewiß. — Wenn man nun hier im Walde an eine Aſſemblee denkt! — Davon kein Wort, Juliane, ich mag eben ſo wenig von Aſſembleen hören, als Sie vom Tode. — Hiemit nahm er die Guitarre wieder auf, und ſang:

Sie iſt mir fern, wie ſoll ich Freude finden!
Ich kann dem Kummer nur mein Leben weihn.
Wie um den Baum ſich üppig Ranken winden,
Die Nahrung raubend ſeiner Krone dräun,
So, ſein von Dir, mich Sorg und Unmuth binden,
Daß keine Erdenluſt mich kann erfreun.

Fragt nicht, warum mein Sinn so raſtlos eilt;
Für mich iſt nirgends Ruh, als wo ſie weilt.

Juliane, erhitzt vom raſchen Tanz, lehnte ſich an Eduard, ein ſanfter Wind, der hoch in den Wipfeln der jungen Birken rauſchte, kühlte ihr das glühende Geſicht, und wehte die Locken zurück, die in der Bewegung durch ihre eigne Schwere ſich von der Nadel losgemacht hatten, und nun bis tief auf die Hüften herabfielen. Eduard verlor ſich ganz im Anſchaun ihrer Schönheit, und die Töne der Guitarre, die dazu geſungenen Worte drangen in ſein Innerſtes. Er drückte Julianen mit Heftigkeit an ſeine Bruſt; die Gegenwart des Freundes vergeſſend hielt er ſich nicht länger, ſeine Lippen waren feſt auf die ihrigen gepreßt, ſeine Umarmung wurde kühner, er war auſſer ſich. — Juliane erſchrack, wand ſich geſchickt aus ſeinen Armen, und ſtand auf, ihm einen zürnenden

Blick zuwerfend. Eduard war betroffen, sie reichte ihm beruhigend die Hand, die er mit Küssen bedeckte. Nunmehr sang Florentin, mit raschen Griffen sich begleitend, gleichsam als beruhigendes Echo jener ersten sehnsuchtsvollen Anklänge:

Ich bin dir nah, wie soll die Wonn' ich fassen,
Die mir aus deinen lieben Augen winkt!
Als sollt ich nimmermehr dich wieder lassen.
Wann voll Verlangen Herz an Herz nun sinkt,
So soll mein Arm den holden Leib umfassen,
Indeß mein Mund der Liebe Thränen trinkt.
O Glück der Liebe, seliges Entzücken!
Geschenk der Götter, Menschen zu beglücken!

Wie schön, rief Juliane, als das Lied geendigt war, wie schön weiß er die Selig-

keit und die Schmerzen eines liebenden Herzens auszusprechen! Florentin, Sie lieben! gewiß Sie lieben! Sie sollten uns die Geschichte Ihres Glücks mittheilen! oder, wenn Sie nicht glücklich lieben ... armer Florentin! — Sie nahm seine Hand in ihre beyden Hände. Er seufzte und lehnte seine Stirn auf ihre Hand

„So öffnen Sie uns Ihr Herz, fuhr sie mit bewegter Stimme fort, wir sind es beyde werth. — Florentin richtete sich auf. — Wie mich Eure Theilnahme rührt, Ihr Guten. Es ist das erste von Herzen zu Herzen gehende, dem ich begegnet bin! Wohl trage ich Liebe in meiner Brust, Juliane, aber ein Weib, dem sie eigen gehörte, die sie mit mir theilte ... die fand ich noch nie! — O das ist unglaublich. Sie entziehen sich uns. — Nein, bey Gott, Nein!

Sie werden es weder glückliche noch unglückliche Liebe nennen wollen, wenn Sie hören, daß ich von meinem sechzehnten Jahre an der Erziehung der berühmtesten schönen

Frauen in Venedig überlassen war. Ich lernte jeden Sinnenrausch kennen, früher als ich das geheime Feuer im innersten meines Herzens kannte und verstand, und keine Verderbniß der verderbtesten Welt hat es daraus vertilgen können. Die Schönheit betete ich an, wo sie sich mir darbot, ein glückliches Naturell unterstützte mich ... kurz, ich ward nirgend grausam behandelt. Nachher lebte ich eine Zeit lang von aller schönen feinen Welt entfernt bey armen Hirten in den Gebirgen; dieser schönen Tage werde ich immer mit Freude gedenken. Ich lebte mit lieben holden Kindern zusammen, wahren Kindern der Natur, und der ersten Unschuld; bey ihnen heilte meine Fantasie wenigstens wieder. ... Einen Gegenstand der Liebe aber, die bis jetzt mir nur unbelohnt, aber tief im Herzen lebt, wo würde ich den wohl finden? Er existirt irgend wo, das weis ich, von dieser frohen Ahndung werde ich im Leben festgehalten: aber wo er existirt? wo ich ihn finde? — Aber welche Forderungen werden

Sie auch machen? ſagte Juliane. Was wird der Herr verlangen von einer Frau, die ihm die rechte ſey! — Unwiderſtehlich reizend ſind Sie, Juliane, wenn Sie die kleine Lippe ſo trotzig aufwerfen, und das Näschen höhniſch rümpfen! — Welche Anmaßung! — O keinen Zorn, wenn ich meinen Kopf behalten ſoll, er kleidet Sie viel zu ſchön! Was hilft es denn, daß ich in Einer alles vereinigt fand, was meine Wünſche faſſen? Sie iſt ja die liebende Braut des Glücklichen dort! — Sie ſind ausgelaſſen, Florentin! —

Nun ſeht, ihr Lieben. ich fordre wenig, ihr werdet es vielleicht nicht glauben, recht ſehr wenig; doch ſcheint es eine große Forderung zu ſeyn, denn ich fand ſie nie erfüllt. Nichts als ein liebenswürdiges Weib, die mich liebt, liebt wie ich ſie, die an mich glaubt, die ohne alle Abſicht, bloß um der Liebe willen, die meinige ſey, die meinem Glück und meinen Wünſchen kein Vorurtheil und keine böſe Gewohnheit entgegenſetzt, die mich trägt wie ich bin, und nicht erliegt unter der Laſt; die

muthig mit mir durch das Leben, und, wenn es seyn müßte, mit mir in den Tod schreiten könnte. ... Sehen Sie Juliane, das ist alles! ... und ich habe es nicht gefunden, obgleich schöne Frauen jedes Standes mir überall und ohne Bedenken die unzweideutigsten Beweise ihrer Liebe, wie sie es nannten, gaben. — Mit welchen Frauen haben Sie gelebt, Florentin! — In der besten, der feinsten Gesellschaft mitunter, seyn Sie versichert, gute Juliane. — Sie sollten uns doch bald mit ihren Schicksalen und Abentheuern bekannt machen, sagte Eduard. — O thun Sie es, sagte Juliane, Ihr Lebenslauf muß sehr interessant seyn! — Interessant! rief er aus; ich bitte euch, was nennt ihr denn interessant? Ich weiß wahrhaftig nicht, ob er das seyn wird. Ich wollte, mein Lebenslauf gehörte irgend einem andern zu, vielleicht würde ich ihn dann auch ergötzlich finden: als mein eigner Lebenslauf aber gefällt er mir eben nicht. Euch will ich auch einmal die Lust verschaffen, nur jetzt nicht, denn

mich dünkt, es ist Zeit, daß wir uns nach einer Mahlzeit umsehen. — Wenn Sie es zufrieden sind, sagte Juliane, so gehen wir, während die Mittagssonne brennt, nicht von diesem Platz, er ist schattig und kühl. Geben Sie her, was von kalter Küche da ist, unser grünes Lager mag zugleich unsre Tafel seyn. — Sehen Sie, auch für ein sauberes Tuch hat man gesorgt, um es aufzudecken. — Sogar Wein findet sich hier, sagte Florentin, indem er die Flasche hervorzog. — Stellen Sie ihn dort an den Bach hin, damit er abkühle. — So reichlich fanden wir uns noch nie auf unsern Zügen versorgt. — So hat die Umständlichkeit, die meine Begleitung verursachte, doch wieder etwas angenehmes erzeugt. — Wie oft mußte ich nicht schon die Annehmlichkeiten eines bequemen Lebens entbehren! kennte ich mir aber nur eine größere Unabhängigkeit damit erkaufen, so geschah es mit tausend Freuden. — Doch wohl auch oft dem Liebchen zu gefallen? sagte Eduard. — Auch das genug,

ſagte Florentin, ich hatte dann auch ſüßen Lohn.“

Sie lagerten ſich um das Tuch und verzehrten ihren Vorrath unter fröhlichen Scherzen, Geſängen und Lachen. Florentin pflegte durch den Wein lebhafter noch und heiterer zu werden als gewöhnlich, Eduard aber fühlte ſeine Lebensgeiſter leicht durch ihn erhitzt, reizbarer und zugleich ſchwerer; Juliane ward von ihnen mit Bitten beſtürmt, dieſesmal doch ihren Wein ohne die gewöhnliche Miſchung von Waſſer zu trinken, ſie war aber nicht dazu zu bewegen. Die Ausgelaſſenheit und der ſteigende Muthwille der beyden fing an ſie zu ängſtigen, ſie fand jetzt ihr Unternehmen unbeſonnen und rieſenhaft kühn; die beyden Männer kamen ihr in ihrer Angſt ganz fremd vor, ſie erſchrack davor, ſo ganz ihnen überlaſſen zu ſeyn; ſie konnte ſich einen Augenblick lang gar nicht des Verhältniſſes erinnern, in dem ſie mit ihnen ſtand, ſie bebte, ward blaß. — Eduard bemerkte ihre Angſt. „Was fürchteſt du holder Engel! Du biſt bey mir, biſt mein — er um-

armte sie mit einigem Ungestüm. — Lassen Sie mich, Eduard! rief sie, sich aus seinen Armen windend; nicht diese Sprache ..... Sprechen Sie jetzt gar nicht zu mir, Ihre Worte vergrößern meine Furcht... ich bin so erschreckt ... ich weiß nicht warum? — Sie verbarg ihr Gesicht in ihre beyden Hände. — Beruhigen Sie sich Juliane! — Stille, ich beschwöre Sie, nicht ein Wort weiter, wenn Sie mich lieben! — Florentin hatte sich, als er ihre Unruhe bemerkte, zurückgezogen, die Guitarre genommen, und allerley Melodien fantasirt; die beyden Hunde hatten sich zu ihm gelagert, und drückten aufwärts ihre Köpfe an seine Knie. Gesammelt fieng Juliane endlich an: die Sonne steht noch zu hoch, wir können in der drückenden Hitze diese Schatten nicht verlassen. Sie, Florentin, könnten jetzt Ihr Versprechen erfüllen, und uns einiges aus Ihrem Leben erzählen!

Er schwieg ein Weilchen, dann fang er folgende Worte:

Draußen ſo heller Sonnenſchein,
Alter Mann, laß mich hinaus!
Ich kann jetzt nicht geduldig ſeyn,
Lernen und bleiben zu Haus.

Mit luſtigem Trompetenklang
Ziehet die Reuterſchaar dort,
Mir iſt im Zimmer hier ſo bang,
Alter Mann, laß mich doch fort!

Er bleibt ungerührt,
Er hört mich nicht:
„Erlaubt wird, was dir gebührt,
Thuſt du erſt deine Pflicht!“

Pflicht iſt des Alten ſtreng Gebot;
Ach, armes Kind! du kennſt ſie nicht,
Du fühlſt nur ungerechte Noth,
Und Thränen netzen dein Geſicht.

Wenn es dann längſt vorüber iſt,
Wonach du trugſt Verlangen,
Dann gönnt man dir zu ſpät die Friſt,
Wenn Klang und Schein vergangen!

Was du gewähnt,
Wonach dich geſehnt,
Das findeſt du nicht:
Doch bleibt bethränt
Noch lang dein Geſicht.

„Was ſoll uns jetzt das Lied, Florentin? fiel Juliane ungeduldig ein; ich dringe auf die Erfüllung ihres Verſprechens! — Sie könnten auch mein Lied als eine Einleitung nehmen zu dem, was ich Ihnen zu erzählen habe. Aus meiner Kindheit weiß ich mir nichts ſo beſtimmt zu erinnern, als den Zwang und das Unrecht, das mir geſchehen iſt, und das ich ſchon damals ſehr klar fühlte. Gewiß iſt jedem Kinde ſo zu Muthe, dem man nach einer vorher beſtimmten eigenmächtigen Abſicht eine ſtreng eingerichtete Erziehung giebt.

Siebentes Kapitel.

Die Gesellschaft lagerte sich bequem, und Florentin fieng an zu erzählen:

Wie ein Traum schwebt mir die frühe Erinnerung vor, daß ich in meiner ersten Kindheit in einem einsamen Hause auf einer kleinen Insel lebte. In dem Hause wohnte niemand, als eine gute freundliche Frau, die Sorge für mich trug und mich keinen Augenblick verließ, und ein etwas ältlicher Mann, der die schweren Haus- und Gartenarbeiten verrichtete, und jeden Tag mit einer kleinen Barke fortruderte, und die nöthigen Vorräthe einholte. Es befanden sich gewiß noch mehrere Häuser auf der Insel; von diesen erinnere ich mich aber nichts, so wenig als von ihren Bewohnern. Ein paarmal

kam eine schöne sehr prächtig gekleidete Dame, von zwey Herrn begleitet, mit der zurückkehrenden Barke. Diese Dame liebkoste mich zärtlich, gab mir Spielzeug und Konfekt, und ich mußte sie Mutter nennen. Einer von den Herren, der auch schön und glänzend gekleidet war, bezeigte meiner Mutter viel Aufmerksamkeit, und war sehr freundlich gegen sie, so wie sie auch gegen ihn. Dem andern Herrn, der, wie ich nachmals erfahren habe, ein Geistlicher war, begegneten beyde mit Ehrfurcht. Gegen mich waren beyde unfreundlich; sie schalten mich wenn ich mich zu noch an meine Mutter drängte oder nicht von ihrem Schooß fort wollte. Sie waren mir beyde verhaßt, besonders der geistliche Herr, dessen Recht mich zu schelten ich immer im Herzen bezweifelte. Der Stolz und die Unfreundlichkeit der beyden Männer hatte einen so verhaßten Eindruck auf mein kindliches Gemüth gemacht, daß ich sie fürchtete, und sie niemals begrüßen oder anreden mochte, so sehr meine Mutter darauf bestand. Empfindlichen Kindern ist Härte und Unfreundlichkeit un-

erträglicher als jede Entbehrung, die man ihnen mit Güte und Sanftmuth auferlegt.

Eines Tages kam unser alter Mann mit der Barke zurück. Er war ganz bestürzt und sprach heftig mit der Frau; diese weinte, küßte mich und stieg mit mir in die Barke. Der Mann fuhr uns an ein fremdes Ufer, wo der Anblick der vielen Menschen und Häuser mich in Erstaunen setzte. Ich ward durch viele Strassen in ein sehr großes Haus geführt, dann durch eine Menge Zimmer, in denen sich viele Menschen hin und her drängten. Die meisten waren schwarz und wunderlich gekleidet, und obgleich es so viele waren, und alle besorgt und beschäftigt schienen, so gieng es doch still und feyerlich zu. Mein Herz ward kalt bey dem geistermäßigen Anblick, den ich mir so gar nicht erklären konnte. Endlich gelangte ich in ein sehr großes Zimmer, dessen Wände und Fußboden schwarz behängt waren; kein Tageslicht drang hinein, ein paar Wachskerzen mit schwarz umwundenen hohen Leuchtern brannten düster. Ganz am entgegengesetzten Ende stand ein schwarz be-

hangenes Ruhbett, auf dem eine gleichfalls ganz schwarz gekleidete Dame saß, die einen langen schwarzen Schleyer über das Gesicht hatte.

Indem ich hineintrat, stand die Dame auf, und ich erkannte die Stimme meiner Mutter; der geistliche Herr bat sie ruhig zu seyn, und gieng mir entgegen, um mich zu ihr zu führen, ich war vor Angst und Schrecken wie im Fieber, und ich verbarg mich zitternd im Gewand meiner Warterin. Meine Mutter mochte die Ursache meines Schreckens errathen, sie kam auf mich zu, und legte ihren Schleyer zurück, so daß ich ihr Gesicht erkannte; aber ich vermißte schmerzlich den glänzenden Schmuck, den ich sonst mit solchem Ergötzen in ihren Haaren, an Hals und Ohren hatte schimmern sehen. Ich blieb lange furchtsam und ängstlich; man gab mir glänzendes Spielzeug, ich konnte mich aber nicht beruhigen. Endlich ward mir ein kleines Mädchen zugeführt, die mir freundlich zuredete, und den Gebrauch des schönen Spielzeugs kannte; man sagte mir, sie sey

meine Schwester; ich spielte mit ihr, und meine Furcht verschwand beynah ganz. Dieß war das erste Mal, deß ich ein anderes Kind sah, und meine Freude war sehr groß über diese neue Bekanntschaft. Nun war ich glücklich genug, nur konnte ich mich durchaus nicht an die finstern Zimmer gewöhnen, ich sehnte mich nach der frischen Luft, nach dem Himmel und den Bäumen; meine Mutter begegnete mir mit der größten Zärtlichkeit, ich liebte sie, aber ich ging doch noch lieber mit meiner Wärterin ins Freye. Meine Mutter blieb immer in diesen mir verhaßten Zimmern, sie weinte fast immer, wenn ich sie sah, und ich hörte sie oft wiederholen: mein Vater sey gestorben; aber ich konnte es nicht fassen, ich wußte nicht, wer mein Vater gewesen sey, ich hatte diese Benennung gar nicht zu brauchen gelernt. Meine Mutter sagte mir mit Thränen: der schöne Herr, der mich in ihrer Gesellschaft auf der Insel besucht hätte, wäre mein Vater gewesen. Ich weinte nun auch, und war nicht wieder

zu beruhigen; die Wärterin fragte mich: warum ich denn so sehr weinte? Ich wollte es nicht sagen, man drang in mich. O daß der Prior nicht mein Vater war, schrie ich, so wäre der todt, und der andre Herr lebte noch! — Ich erinnere mich jetzt nicht mehr, was auf diesen Ausruf erfolgte, auch nicht, ob der Prior zugegen war.

Von den Hausleuten hörte ich manchmal mit Bedauern sagen: es wäre doch sonst viel anders im Hause gewesen! Ich erkundigte mich dann bey ihnen und bey meiner Schwester, wie es eigentlich gewesen wäre? Ihre Erzählungen gaben mir ein wunderliches buntes Bild von den weltlichen Freuden, die jetzt ganz aus dem Hause verbannt, und an deren Stelle feyerliche Unterredungen und Andachtsübungen getreten waren. Meine Schwester wußte nicht viel zu erzählen, außer daß die Mutter damals sehr reiche glänzende Kleider angehabt hätte.

Einige Mal hörte ich den Prior meine Mutter erinnern, daß es jetzt die höchste

Zeit sey, mir die Erziehung meiner künftigen Bestimmung zu geben, und mich in die nothwendige Lebensart einzuführen. Meine Mutter bat ihn aber, ihr die Gesellschaft ihrer Kinder noch nicht zu nehmen, sie würde alles versäumte wieder nachholen. Ohne daß ich den Sinn dieser Worte verstand, ängstigten sie mich mit trauriger Ahndung, die auch sehr bald erfüllt ward. Meine Mutter ward immer ernster und trüber, und bald auch strenger gegen uns. Anstatt unsrer gewöhnlichen zierlichen leichten Kleidung gab man uns häßliche Kleider von grobem Zeuge, mit klösterlichem Schnitt, und das während derselben Tage, da ich die Freude hatte, daß man die schwarzen Vorhänge aus dem Zimmer meiner Mutter nahm. Die hellen Teppiche kamen nun zum Vorschein, die prächtig vergoldeten Zierrathen glänzten mir entgegen, ich war voller Freude über diese Herrlichkeiten; und nun mußte ich diese Kleidung anlegen, die mir schon an den Mönchen, die ich gesehen hatte, so widerlich war.

Ich war außer mir, ich wollte es durchaus nicht leiden, keine Drohung konnte mich bewegen. Endlich zog meine Schweſter mit ſtillen ſanften Thränen an, was man von ihr verlangte, da ließ ich mir's auch gefallen. Noch mehre Schrecken erwarteten mich an dieſem unglücklichen Tage.

Wir wurden zur Mutter herein gerufen; ſie war im Geſpräch mit dem Prior und noch einem Mann in geiſtlicher Kleidung, den ich nicht kannte, der mir aber einen ſo fatalen Eindruck machte, daß ich gewiß den Augenblick, wo ich ihn zuerſt geſehen, nie vergeſſen werde. Er hatte ein finſtres kaltes Geſicht wie der Prior, nur daß dieſer, ein vollkommen ſchöner Mann, mit feyerlichem ſtolzen Anſtand ſich ſehr gut zu präſentiren wußte, auch über meine Mutter eine Superiorität hatte, die Allen Ehrfurcht einflößen mußte. Der neue Ankömmling war lang und mager, von gelber Geſichtsfarbe, und hatte ſo durchaus etwas jämmerliches und demüthiges. Er bückte ſich bey jedem Wort,

daß meine Mutter mit einer Protektionsmiene zu ihm sprach, so furchtsam und ungeschickt. Mir entging nichts von dem allen, meinen Widerwillen wußte ich aber erst später zu erklären. Er ward mir als mein Hofmeister bekannt gemacht, und zu gleicher Zeit sagte meine Mutter zu meiner guten Wärterin, sie wäre von nun an die Hofmeisterin meiner Schwester, die unter ihrer unmittelbaren Aufsicht stehen sollte. Ich beneidete meine Schwester, ich wäre so gern bey meiner Wärterin geblieben. Es erfolgte jetzt ein förmliches Abschiednehmen; meine Mutter küßte mich, und führte mich zum Prior, der mir seinen Segen gab, meine Schwester ward weinend von mir getrennt, der Hofmeister empfing mich aus den Händen des Priors, der ihm Wachsamkeit und Fleiß empfahl. Er führte mich fort, ich folgte ihm halb todt vor Entsetzen und bangem Erwarten. Es war der Anfang einer unglücklichen Reihe von Jahren, der ich entgegenging.

Er führte mich in das für uns bestimmte Zimmer, es war ganz entlegen, und vom geräuschvollen Theile des Hauses entfernt. Eine große schwere Thüre, am Ende eines finstern Ganges ward aufgethan. Wir traten hinein, eine kalte Luft umfing mich, ich schauderte, und derselbe Schauder überfiel mich jedesmal, wenn ich hineinkam. Das Zimmer war groß und hoch, gothisch gewölbt, die Fenster ganz oben, und zum Ueberfluß noch vergittert, die nackten grauen Wände nur von finstern Heiligenbildern verziert. Am einen Ende bedeckte ein großes Kruzifix einen Theil der Wand; drunter ein Tisch, worauf eine Decke und zwey große Kerzen sich befanden, gegen über unsre Betten, zwei Tische mit Schreibezeug, ein Repositorium mit Büchern und einige Stühle: das war alles, was diese Gruft enthielt, in der ich vier lange, bange Jahre mit meinem gespensterhaften Aufseher, unter unaufhörlichem Zwang verleben mußte. Ich mochte ungefähr zehn Jahr

alt gewesen seyn, als ich hineingelassen ward. Seine spärliche Sonnenstrahlen fielen durch die kleinen Gitter, und diese vermehrten nur immer mehr meine Traurigkeit und meine Sehnsucht nach dem freyen Himmel, wenn sie die gegenüber stehende Wand erhellten. Jeden Morgen beym Erwachen fiel mir das Kruzifix in die Augen, auf das oft ein solcher blasser Strahl schräg hinfiel und es so schauderhaft erleuchtete, daß ich davor zurückbebte. Ich habe mich in diesen ganzen vier Jahren an den Anblick nicht gewöhnen können; ich war froh, wenn der Himmel umwölkt war, damit ich die Strahlen nicht mehr sähe, die sonst meine größte Freude gemacht hatten. Seitdem war ich noch oft sehr unglücklich, ich habe Momente der schrecklichsten Verzweiflung erlebt; aber gegen die Bitterkeit jenes Zustandes, in dem ich die lieblichsten Jahre meiner Kindheit vertrauren mußte ... daran reichte seitdem nichts wieder! Wie gränzenlos unglücklich ein Kind seyn kann, dem die Hoffnung

noch nicht bekannt iſt, das Nichts hat, Nichts kennt als den gegenwärtigen Moment, an dem es mit allen Sinnen, mit aller Kraft und Begierde ſeiner empfangenden Seele hängt; wenn es abhängig von fremder Laune, fremder Abſicht, ſeine frohen Wünſche, die natürlichen Gefährten ſeines Alters unterdrücken muß, ſo daß ſelbſt dieſe ihm fremd werden ... gewiß hat ein jeder dieß irgend einmal erfahren: aber die meiſten vergeſſen dieſen peinvollen Zuſtand wieder, ſobald ſie darüber hinaus ſind. Ja oft rächen ſie ſich für das ausgeſtandne Uebel wiederum an ihren Kindern, ſo wie diejenigen gegen ihre Untergebenen am härteſten verfahren, die ſelbſt aus dem Stand der Dienſtbarkeit ſind. Kinder werden von einer Generation auf die andre als angebohrnes Eigenthum angeſehen, das man zu ſeinem eigenen Vortheil, oder nach Laune, bearbeitet und benutzt. Nun, wenn es uns abänderlich ſo bleiben muß, ſo iſt es nur eine Inkonſequenz, daß die Eltern nicht

auch über Leben und Tod ihrer Kinder zu richten haben!

Es hielt schwer, eh ich mich bewegen ließ, bey meinem Hofmeister zu bleiben, der im Hause allgemein der Pater genannt ward. Ich sträubte mich aus allen Kräften dagegen. Endlich ward mir im Namen meiner Mutter notifizirt, daß ich mich durchaus fügen müßte, sonst sollte ich sogleich ins Kloster der Benediktiner, wohin ich durch besondere Vergünstigung des Priors nun erst in vier Jahren zu gehen brauchte. Er hätte aus Gewogenheit für mich und meine Mutter es erlaubt, daß der größte Theil meines strengen Noviziats in ihrem Hause unter der Aufsicht des Paters vergehen dürfte, und für diese Gunst sollte ich doppelt gehorsam und dankbar seyn.

Mein Schrecken war übermäßig, als ich erfuhr, daß ich zu den Benediktinern sollte. Der Prior hatte mich einmal im Kloster herumgeführt, mir die Ordnung, Einrichtung und Gesetze erklärt, und trotz dem,

daß er mir alles aufs schönste und unter vielen Schmeicheleyen vortrug, konnte doch nichts über den Abscheu überwinden, den ich mit der größten Heftigkeit gegen Kloster und Mönche faßte.

Er war sonderbar, dieser Haß, denn ich kannte ja die Welt noch nicht, und wußte nichts von ihren Freuden. Aber es war mir immer, als sprache etwas in meinem Innern zu mir: es giebt noch viel schöne Dinge, aber weit von hier! Doch alles, was ich einwenden mochte, half nichts, wollte ich diese vier Jahre noch im Hause meiner Mutter bleiben dürfen, so mußte ich mir alles gefallen lassen; und nun war es beschlossen, daß sowohl ich, als meine Schwester zum Kloster bestimmt wären, und daß wir, dieser Absicht gemäß, schon jetzt unsre Lebensart daran gewöhnen sollten.

Anfangs wurde ich und meine Schwester täglich zu meiner Mutter gerufen, nach und nach wurden aber diese Besuche immer seltner, meine Schwester blieb meiner alten Wärterin

ganz überlassen, und ich war allein mit dem Pater. Nur an seltnen Festtagen durften wir zur Mutter kommen; auch fanden wir immer weniger Trost bey ihr, je bezeigte uns zwar viel Liebe, besonders mir; aber sie selbst ward täglich trüber, und den Andachtsübungen immer mehr hingegeben. Mein einziger Trost war meine Schwester, die ich aber nie sprechen konnte als im Garten, wohin mich der Pater regelmäßig jeden Abend führte, wo sie sich dann auch mit ihrer Hofmeisterin einfand; dieß war die einzige frohe Stunde, die ich den ganzen Tag hatte; und auch diese war beschränkt, denn der Pater verließ mich keinen Augenblick, und gelang es uns auch, uns allein zu unterhalten, so vergiengen sie unter gegenseitigen Klagen. Das arme kleine Mädchen jammerte besonders sehr über die haßliche Kleidung, die ihr nicht stehen wollte, ich tröstete sie oft, wenn ich weniger übel gelaunt war, und einigemal versicherte ich ihr sogar als eine Prophezeyung, ich würde es, wenn ich

erſt älter wäre, gewiß ändern, und ich wollte ſie frey machen, ſobald ich frey wäre. Darauf wußte ſie aber niemals etwas zu ſagen, ſie ſah mich mit großen Augen an, und es ſchien als glaubte ſie mir nicht, was mich denn nicht wenig verdroß.

Meine Tage füllten troſtloſe Studien, die alle darauf abzweckten, mich zu meinem künftigen Stande geſchickt zu machen; das kanoniſche Recht, geiſtliche Gebräuche, Kirchengeſchichte, kurz alles was in dieſes Fach gehört: mein armes Gedächtniß ward mit dieſen todten Dingen bis zur Zerſtöhrung gemartert. Das beſte, was ich davon trug, war die Kenntniß einiger alten, und der deutſchen Sprache; der Pater war ein Deutſcher von Geburt, und liebte ſeine Sprache. Der Prior, der als ein gelehrter Mann bekannt war, hatte es über ſich genommen, meine Studien zu dirigiren. Er kam jede Woche einmal und unterſuchte meine Fortſchritte, es war daher leicht zu begreifen, daß der Pater ſein Beſtes an mir verſuchte.

Mit der gröſsten Strenge hielt er mich an, mir Sachen einzuprägen, die ich, Gott sey Dank, in kürzerer Zeit vergaß, als ich zu ihrer Erlernung gebraucht hatte; zur Erholung wurde mir verstattet in den Legenden die Geschichte der Heiligen und Märtyrer zu lesen, deren Gemählde an den Wanden hingen. Auch versuchte ich es oft, mit der Feder die Umrisse dieser Bilder nachzunahmen, welches mir immer gut gelang; mit einiger Anleitung hätte ich vielleicht ein Künstler werden können. Gewiß ist es aber, daß Kinder von lebhaftem Geiste gegen die Dinge, wozu man ihnen durch frühe Gewöhnung eine Neigung zu geben sucht, grade dadurch einen Widerwillen bekommen; nur auf schwache, furchtsame Gemüther vermag die Gewohnheit etwas. Der Abscheu gegen mein Leben und meine Bestimmung nahm mit jedem Tage zu, da alles, was mich umgab, mich bis zur Ermüdung darauf hinwieß. Freywillig und lebensmüde hätte ich sie vielleicht einst selbst gewählt.

Alle erwachsenen Leute erschienen mir nicht allein mürrisch und hart, sondern ganz unverständig und blind, ihre Befehle und Verbote sinnlos und abgeschmackt. Darinn ward ich besonders durch einen Zufall aus dem ersten Jahre meines übrigen Lebens bestärkt; ich war nemlich einmal mit meiner Schwester im Zimmer meiner Mutter, sie wollte unsre Fähigkeit im Lesen prüfen. Zufällig war kein andres Buch in der Nähe, als ein Gedicht, das meine Mutter eben gelesen hatte. Ich las einige Verse, in denen das Glück der Kindheit gepriesen ward; meine Mutter war mit der Fertigkeit, womit sie gelesen wurden, zufrieden, und rühmte, indem sie sich zum Pater wandte, die Schönheit der Verse, und die rührende Wahrheit des Inhalts; der Pater stimmte laut mit ein. Schwache Geschöpfe, die in solcher Abhängigkeit leben müssen, glücklich zu preisen, zu beneiden, das war zu toll! Ich ward ganz wüthend, weinte, und war durch nichts zu bewegen, noch weiter zu lesen, und mußte die Strafe für meinen Ei-

genſinn, wie ſie es nannten, erleiden, deren Ungerechtigkeit mich nur noch mehr empörte, und meine Verachtung gegen die geringe Einſicht meiner Vorgeſetzten noch vergrößerte. Wie ſeufzte ich nach dem Moment, mich von den hartherzigen, unverſtändigen Tyrannen los zu machen, ſie nicht mehr fürchten zu dürfen! Ich ſuchte in den Augen meiner Schweſter eine Uebereinſtimmung mit dieſem Gefühle, ohne ſie zu finden; das Kind war durch meine erſtmne Strafe erſchreckt, und las gedankenlos, was man ihr aufgab, mit allem Eifer, bloß um den Beyfall der Mutter zu erhalten; ich hatte Mitleid mit ihr, aber mein Zutrauen zu dem ſchwachen Kinde war verſchwunden.

Der Eindruck dieſer Begebenheit haftete unauslöſchlich in meinem Gemüth; ich war ſeitdem überzeugt, mehr Verſtand zu haben, als die mich beherrſchten, und ſie betrügen zu dürfen. Weil ſie ſtärker waren und ihre Stärke gegen mich anwandten, ſo glaubte ich meinen Verſtand, als die einzige Waffe, wodurch ich ihnen überlegen wäre, gebrauchen zu müſ-

ſen. Ich ſuchte auf jede Weiſe meine Unabhängigkeit in meinem Innern zu erhalten, je mehr ich meine Handlungen und mein äußeres Leben nach ihrem Willen ordnen mußte. In jeder Meinung ging ich gefliſſentlich von der ihrigen ab, es war mir genug, daß jene etwas feſt glaubten, um ſtarke Zweifel in mir dagegen zu hegen, und grade das entgegengeſetzte anzunehmen. Da ich nun meine Freydenkerey ſorgfältig verbergen mußte, ſo hielt ich mich heimlich für den Zwang ſchadlos; jeder Akt von Unabhängigkeit, auch der allerunbedeutendſte, erfüllte meine Seele mit einem geheimen Triumph, und daß ich nicht gleich auf der Stelle für meine Unwahrheit von Gott beſtraft wurde, befeſtigte mich in meiner Ueberzeugung. So lebte ich, in anſcheinendem Frieden, innerlich in beſtändigem Krieg mit meinen Vorgeſetzten, dachte auch, ſie verachteten mich eben ſo, wie ich ſie, und ſuchten mich nur zu überliſten.

Wie ward ich nun überraſcht und erſchüttert, als ich bey einer Krankheit, die ich aus

Stolz einige Tage verbarg, der ich aber endlich unterliegen mußte, die Zärtlichkeit meiner Mutter und die Sorgfalt meines Hofmeisters für meine Genesung gewahr ward! Es waren die Blattern, die [illegible] gefährlichen Symptomen herausbrachen. Einige Tage lag ich in heftigen Fieber ohne Bewußtseyn; in dem Augenblick, als ich endlich zu mir kam, und noch ganz entkräftet die Augen aufschlug, war das erste, was ich unterscheiden konnte, der Anblick meiner Mutter, die auf ihren Knieen lag, und mit heissen Thränen und geängstigtem Herzen Gebete für ihr Kind zum Himmel schickte. Ich machte eine Bewegung, sie kam zu mir, ich sah sie bleich und ihre Kleidung und Haare zerstreut und nicht in der gewöhnlichen Ordnung; ich erkundigte mich nach der Ursache, da hörte ich: sie wäre in den Nächten meiner Lebensgefahr nicht von meinem Bette gewichen, und hätte sich auch am Tage nicht von mir entfernen wollen, um gedrio auf ihrem Bette zu ruhn, oder sich umzukleiden. Ihre Freude, als sie gewahr ward,

daß ich meine Besinnung wieder erlangt hätte, und sie mich wieder ruhig und zusammenhängend sprechen hörte, auch der Arzt versicherte, ich sey jetzt außer aller Gefahr, war unbeschreiblich, und bewegte mich tief. Mein Zustand schien mir selbst höchst abschreckend und ekelhaft; doch hielt er weder meine Mutter noch meinen Hofmeister ab, mir alle möglichen Dienste selbst zu leisten, und Erleichterungen zu verschaffen. Sie verließen mich fast keinen Augenblick, begegneten mir mit nie erfahrner Freundlichkeit, und suchten mir sogar durch kleine Spiele diese Leidenszeit zu verkürzen. Trotz meiner körperlichen Schmerzen war ich zum erstenmal vergnügt; mein Herz erweichte sich gegen diejenigen, die ich für meine Feinde gehalten hatte, und die mich jetzt so freundlich und zärtlich behandelten. Mein Vergehen, sie als Feinde betrogen zu haben, fiel schwer auf mein Gewissen; es drängte mich, mich ihnen zu entdecken, und sie selbst um die Auflösung meiner Zweifel zu bitten. In dieser Aufwallung von frommer

Treuherzigkeit legte ich eine vollständige Beichte in Gegenwart meiner Mutter und des Paters ab; heiße Thränen entflossen meinen Augen bey dem Bekenntniß meiner Sünden! Der Moment war entscheidend, denn jetzt hing es von ihnen ab, mich auf immer für sich zu gewinnen. Die Idee vom Kloster ausgenommen, war ich zu Allem bereit, was von mir gefordert würde; ja auch zu diesem hätte ich mich vielleicht verleiten lassen, wenn sie mich mit weniger sichtbarer Absicht behandelt hätten; aber sie verstanden mich nicht, dieß rettete mich.

Während meiner Beichte waren beyde sehr erschreckt, wegen der Tiefe meiner Ruchlosigkeit, wie mein Hofmeister sich ausdrückte, meine Mutter aber wegen meines weltlichen Hanges zur Unabhängigkeit, der durch keine geistliche Uebung und Anstrengung zu unterdrücken sey. Während meiner Genesung ward ich mit Schonung behandelt, nur mußte ich mehr noch als vorher, Gebete hersagen, und sonst allerley von mir verachtete Dinge vor-

nehmen. Mit unbeschreiblicher Geduld verrichtete ich alles, bloß aus Gefälligkeit für die Menschen, die mich liebten, und die ich beleidigt hatte. Daß sie mir mein Unrecht nicht fühlen ließen, hatte ihnen mein ganzes Herz wieder gewonnen.

Ihr Betragen veränderte sich aber, je mehr ich wieder an Kräften zunahm. Mit der möglichsten Strenge ward ich beobachtet; zu unaufhörlichen, mir verabscheuungswürdigen Uebungen angetrieben; nicht die allergeringste Freyheit ward mir verstattet; im Hause der Mutter mußte ich vollkommen so leben, als im Kloster; dabey zeigte man mir unaufhörlich das größte Mistrauen. Ich fühlte mich hier so rein, war es mir bewußt, daß ich durch meine Aufrichtigkeit vielmehr ihr Zutrauen hätte erwerben sollen; ich fand jene so klein, so unedel in ihrem Mistrauen, und mich so unwürdig behandelt, daß mein Entschluß wieder aufs neue fest ward, mich zu befreyen. Wie? und wann? das sah ich, unerfahren und kindisch wie ich war, durchaus nicht ein. Der Zufall kam mir zu Hülfe.

Wir machten unſern gewöhnlichen Spaziergang im Garten; der Prior kam dazu und nahm unſre Anſieher auf die Seite, um etwas mit ihnen zu überlegen; ich blieb mit meiner Schweſter in einem bedeckten Gang allein. Auf einmal hörten wir auf dem Hof neben an einige Stimmen und Pferdegetrappel; neugierig, wie jeder Eingekerkerte, guckten wir durch eine ziemlich große Oeffnung der Planke, die unſern Garten von jenem Hofe trennte. Ich erblickte einen Jüngling, der ſich in munterer militäriſcher Tracht eben auf ein ſchönes Pferd ſchwang, und vom Hofe herunter ritt. Er war nicht mehr zu ſehen, und Alles ſtill um uns. Ich betrachtete bald mich, bald meine Schweſter. Das Bild des leichten ſchlanken Jünglings, wie er ſich auf das raſche Pferd ſchwang, einen reichgekleideten Knaben hinter ſich, ſchwebte mir noch immer vor Augen; mein Zuſtand kam mir ganz unleidlich vor; ich weinte heftig, ich war auſſer mir, und in einem Zuſtande von Verzweiflung. Meine arme Schweſter verſuchte mich

zu trösten; es gelang ihr aber nicht eher, bis sie mir versprach, sie wollte ihr möglichstes thun, mich mit dem Jüngling bekannt zu machen.

Wirklich gelang es ihr einige Tage darauf, ihn durch die Planke zu sprechen, und ihn zu bitten, den andern Tag in derselben Stunde wieder an dem Ort zu seyn, zugleich sagte sie ihm von meiner Begierde, ihn zu sprechen. Sie gewann ihre Hofmeisterin für mich, die mir noch immer sehr gewogen war, öffentlich aber nichts für mich thun konnte.

Den andern Tag, als wir im Garten waren, entfernte sie sich um die bestimmte Zeit mit dem Pater und meiner Schwester, die nur unter der Bedingung nicht dabey zu seyn, sie in ein so gewagtes Unternehmen hatte hinein ziehen können. Ich blieb allein am bestimmten Ort, der Jüngling erschien bald darauf, nicht wenig neugierig auf eine so abentheuerliche Zusammenkunft. Mit wenigen Worten, und ohne Zeitverlust, sagte ich ihm kurz die Ursache, warum ich seine nähere Be-

kanntſchaft wünſchte, bey welcher Gelegenheit ich ihn zuerſt geſehen, und welche Hoffnung ich gleich beym erſten Anblick von ihm gefaßt habe; zugleich machte ich ihn mit meiner ganzen Lage bekannt. Er nahm auf der Stelle den wärmſten Antheil an meiner Noth, beklagte mich, verſprach mir ſeine Hülfe und ſeinen Rath in allem, was ich unternehmen wollte, und gewann mein ganzes Herz durch ſein edles Weſen. Er beſtärkte mich in meinem Vorſatz, mich muthig zu widerſetzen, verher aber ſollte ich zu erlangen ſuchen, daß wir freundſchaftlich zuſammen umgehen könnten. Wir trennten uns, da ich die Stimmen der Uebrigen vernahm, mit dem gegenſeitigen Verſprechen, uns bald wieder zu ſehen.

Ich hatte neuen Muth durch dieſe Bekanntſchaft gewonnen; und die erſte Wirkung davon war die, mich nicht ferner zu verſtellen; jetzt verachtete ich meine Unterdrücker mehr, als ich ſie fürchtete.

Den andern Morgen ſagte ich dem Pater in einer ordentlichen Anrede: ich dankte

ihm für seine bisherige Bemühung, der er aber von nun an überhoben seyn sollte, weil es mit meinen Studien vollkommen aus wäre! Wollte er mich aber etwa zum Studiren zwingen, so würde ich sogleich zu meiner Mutter gehen und es ihr selber sagen, daß ich unter keiner Bedingung ins Kloster gehen, noch auch die geistlichen Studien weiter fortsetzen wolle; ich sey fest entschlossen und ganz bereit, mich jeder Begegnung auszusetzen, um mich frey zu machen. Der Pater war wie aus den Wolken gefallen, als er mich diese Sprache führen hörte, und wollte einiges versuchen, mich wieder zum alten Gehorsam zu bringen; da er mich aber unwandelbar entschlossen sah, nahm er plötzlich eine ganz andre Miene an. Der arme Teufel mochte wohl fürchten, seine gute einträgliche Stelle, und die künftige Versorgung, die ihm der Prior zugesagt hatte, zu verlieren, wenn ich mich meiner Mutter entdeckte; er wußte, diese würde den Fall sogleich dem Prior mittheilen, der dann vor allen Dingen einen andern Hofmeister für den re-

beilischen Knaben herbeyschaffen würde; eine Veranstaltung, die zuerst den Pater zu seinem eignen Nachtheil hätte betreffen müssen. Nach einigem Bedenken fragte er mich nach meinem Plan, sagte viel zu seiner Vertheidigung: wie ich ihn verkennte, wie er mich im Herzen immer bedauert hätte, und mir aufrichtig zugethan sey; da es ihm aber aufgetragen wäre, mich so zu behandeln, so hätte er seine Pflicht doch thun müssen. Verlassen wollte er mich aber auf keinen Fall, und hier würde Gott es ihm verzeihen, wenn er, im Zweifel über seine Pflicht, seinem Herzen folgte; und was der Worte mehr waren. Sobald ich nur merkte, daß es sein Vortheil sey, mir nichts in den Weg zu legen, hörte ich nicht weiter darauf. Alles was er für mich thun könnte, sagte ich ihm, wäre, mir die Erlaubniß zu geben, daß ich den Sohn unsers Nachbars, des M rchese, besuchen dürfte, mir auch unverzüglich und ins Geheim ein Pferd und eine anständige Kleidung für mich anzuschaffen, dies alles dann dem jungen Manfredi zu überbringen,

und ſo viel möglich mir zum Ausgehen zu verhelfen.

Er verſprach alles, nur ſollte ich Sorge tragen, daß er mich nicht verlaſſen dürfte; ich gab ihm mein Wort, und von dem Augenblick ſchwur er mir ganz ergeben zu ſeyn. — Ich traute ihm viel zu leicht: wahrſcheinlich hatte er mich bey der nächſten Gelegenheit verrathen, wenn er Zeit dazu gefunden hätte, aber es nahm ſchneller eine gute Wendung, als ich ſelber hoffen durfte. Ich ging ſogleich zu meinem jungen Freunde, der Pater begleitete mich, damit es im Hauſe keinen Verdacht erregte, wenn man mich ohne ihn ausgehen ſähe. Zu meinem Freunde ließ er mich aber allein, nachdem wir einen Ort verabredet hatten, wo wir uns jedesmal wieder antreffen wollten. Die Freude, die wahrhaft kindiſche Laſt, als ich nun im Zimmer meines lieben Manfredi war, und in Freyheit mich mit ihm unterhalten konnte, beſchreibe ich auch nicht. — Ich machte ihm bekannt, wie weit ich in der Inſurrection gekommen ware, und daß er nun das Pferd, was mir

der Peter verschaffen würde, versorgen, und meine Kleider bey sich verbergen möchte, die ich dann immer bey ihm anlegen wollte, so oft wir zusammen ausritten; denn daß ich gleich zuerst wollte reiten lernen, versteht sich von selbst, mein guter Manfredi wollte mein Meister seyn. In unsern heißen Köpfen fand dieser ganze Plan nicht die geringste Schwierigkeit, mein Freund versprach mir alles, was ich verlangte; was am Ende daraus werden sollte, das wollten wir ein andermal überlegen, in diesem Augenblick hatten wir vor aller Herrlichkeit keine Zeit dazu. Ich war bey meines Freundes Fechtübungen zugegen, und sogleich ward beschlossen, auch ich sollte heimlich Theil daran nehmen. Jetzt wußte ich bestimmt, daß ich Soldat werden wollte, und Manfredi bestärkte mich in diesem Vorsatz. Ich lief ganz voll von allem, was ich gesehen, und betäubt von tausend Empfindungen zu meinem ehrwürdigen Hofmeister, den ich antrieb mir das nöthige herbeyzuschaffen.

Als ich das nächste Mal zu Manfredi kam,

fand ich seinen Vater bey ihm, und er stellte mich diesem so vor, daß ich merken konnte, er hätte ihm von mir etwas gesagt. Ich war ängstlich, ich hatte noch immer eine gewisse Furcht vor allen erwachsenen, älteren Leuten, als den Feinden der jungen. Der Marchese flößte mir aber bald Zutrauen ein, er begegnete mir freundlich und mit Schonung. Als ich einigen Muth gefaßt hatte, fragte er mich nach den genauern Umständen meiner Geschichte, Manfredi hatte ihm nur das allgemeine davon mitgetheilt. Ich erzählte nun meine Lebensart, klagte über den Zwang zu Studien, die mir Langeweile machten; daß ich zum Kloster bestimmt, aber entschlossen wäre, mich bis in den Tod zu widersetzen; daß an dieser Härte und diesem Zwang niemand Schuld wäre, als der mir fatale Prior, der Beichtvater meiner Mutter, dem sie nicht allein das Heil ihrer Seele, sondern auch die Führung aller weltlichen Dinge anvertraut hätte. Ja, rief ich mit dem größten Affekt, ich will lieber den Tod als das Kloster! ich will die abscheulichen Mönchskleider nicht länger tra-

gen! ich will nicht aussehen wie diese Mönche, und nicht werden wie sie; dazu hat man mich schon seit der zarten Kindheit gewöhnen wollen. Ich klagte sogar mit der größten Bitterkeit, daß mir schon angekündigt wäre, mir in den nächsten Tagen die Haare abzuscheeren, die ich, eitler thörichter Weise, zu sehr liebte. Bis jetzt hatte sie meine Mutter trotz der Vorstellungen des schrecklichen Priors immer noch erhalten, weil sie selbst sie liebte; nun sollten sie aber herunter, weil sie befürchtete, ihr Herz zu sehr an diesen weltlichen Schmuck zu hängen. —

Sie lächeln, Juliane, über die Wärme, mit der ich dieser kindischen Eitelkeit erwähne! Sie können aber wohl schwerlich denken, wie entsetzlich mir die Idee war, eben so auszusehen wie die Mönche mit ihren geschornen Köpfen: meine Haare hielt ich noch für das einzige, was mich von dieser verhaßten Klasse unterschied, das Seil, das mich noch in gewissem Sinn an die Welt knüpfte, die ich durchaus nicht verlassen wollte, die ich erst wollte kennen lernen; diese Haare sollte ich nun las-

sen! — Nun, lieber Florentin, rief Juliane, halten Sie sich nicht auf, was sagte der Marchese zu Ihrer tragischen Erzählung? — Dem Marchese schien sie Vergnügen zu machen, er lächelte einigemal mit Bitterkeit, als ich vom Einfluß des Priors auf meine Mutter sprach. In der Folge erfuhr ich, daß er durch die Einmischung der Geistlichen in Familien-Angelegenheiten schon eine schreckliche Zerrüttung bey einem seiner Freunde erfahren, und seitdem allem was zum Mönchsthume gehörte, den unversöhnlichsten Haß geschworen habe. Er ist so wohl durch seine Herkunft als durch sein Vermögen von großem Einfluß, und gebraucht diesen so viel er vermag, und mit der größten Vorsicht und Klugheit, um allen Orden zu schaden, wenigstens ihrem zu großen Einfluß entgegenzuarbeiten.

Er fragte mich, wozu ich entschlossen wäre, und was ich zunächst thun wollte? Ich entdeckte ihm mein Verständniß mit dem Pater, und wie ich, so bald mich Manfredi in den nothwendigsten Stücken würde unterrichtet ha-

ben, gesonnen sey, davon zu gehen, und im Auslande Soldat zu werden. Mit dem letzten war der Marchese zufrieden, aber die Heimlichkeit wollte er nicht billigen. Er drang darauf, mich meiner Mutter zu entdecken. Ich erinnerte ihn, wie meine Mutter so ganz von ihrem Beichtvater abhinge, und daß ich von diesem ja auf keine Weise etwas hoffen dürfte. Gegen einen Mann von Ehre, setzte ich keck hinzu, und der mit gleichen Waffen gegen mich ficht, werde ich offen und ohne Rückhalt handeln und sprechen, aber gegen diese Menschen halte ich die List für erlaubt, sie ist mein einziger Vortheil gegen sie. Den Marchese belustigte wahrscheinlich mein kindischer Eifer, denn er ließ mich eine gute Weile declamiren. Endlich sagte er: Nun gut, mein junger Freund! beruhigen Sie sich nur. Sie haben Recht, Sie dürfen sich nicht aussetzen, ich werde Ihre Sache führen, hoffentlich soll es mir gelingen Sie frey zu machen, nur versprechen Sie mir, nichts ohne mein Vorwissen zu unternehmen. Ich versprach alles, was er wollte, in der Freude einen Beschützer an den

Vater meines Freundes gefunden zu haben. Jetzt gedachte ich auch meiner armen Schwester, die, wie ich mir einbildete, in derselben angstvollen Lage seufzte. Der Marchese erkundigte sich näher nach ihr; da nahm Manfredi das Wort, und beschrieb ihre rührende Schönheit, ihre Sanftmuth und Geduld mit einiger Wärme. Der Marchese hörte ihn ernsthaft an, und sagte dann: Es thut mir leid, für Ihre Schwester kann ich nichts thun; Familien Verhältnisse machen es für die Töchter oft zur Nothwendigkeit den Schleyer zu nehmen, und nach allem, was mir Manfredi sagt, scheint sie sich recht gut in dieses Schicksal zu fügen. Ich wollte ihm vom Gegentheil überzeugen: — Nein, nein, fuhr er fort, es geht nicht an, für Ihre Schwester läßt sich nichts thun, und es wäre sehr gut, wenn ihr junge Herrn ihr nicht Hoffnung machtet, und sie von dem Wege ablenktet, den sie gehen muß. Was aber Sie betrifft, verhalten Sie sich ganz ruhig, Sie sollen bald frey seyn. Ein Jüngling sollte niemals zum Kloster bestimmt werden, so lan-

ge von noch Köpfe und Arme in der Welt bleibet, und so lange es Armeen giebt.

Ich folgte dem Marchese, und blieb ruhig auf meinem Zimmer, beym Pater wurden meine Aufträge widerrufen, und ihm nur empfohlen ein wachsames Auge auf das zu haben, was bey meiner Mutter vorginge, und es mir zu hinterbringen. Einige Tage darauf kam er besorgt zu mir, und erzählte: er wäre zu meiner Mutter gerufen worden, wo er den Prior gefunden hatte; beyde hätten mit Heftigkeit geredet, indem er hinein getreten sey, und ihn schon befragt: wo ich den Marchese gesprochen hätte? und bey welcher Gelegenheit? Er, der Pater, hatte sich dann völlig entschuldigt, und versichert er wüßte von nichts, er wollte mich aber darnach fragen. Dieß wäre ihm gestattet worden, und nun wollte er sich bey mir erkundigen, was er berichten sollte? Es ward nun geschwind etwas ersonnen, das ziemlich glaubhaft klang, und wobey der Pater zugleich von jedem Verdacht frey blieb, und alles allein auf mich fiel. Er gab mir zugleich Nach-

richt von einigen ernſthaften Unterredungen, die meine Mutter mit dem Prior gehabt, endlich ward ich vorgerufen; der ehrwürdige Pater empfahl mir noch einmal ſein Heil, und nun trat ich nicht ohne Herzklopfen und bange Erwartung in meiner Mutter Zimmer.

Hier hatte ich einen ſchweren Auftritt zu überſtehen. Ich ward genau aber ohne Strenge vernommen; dann wandten ſowohl meine Mutter als der Prior jede Ueberredung, jede Schmeicheley an, mich zu bewegen, daß ich mich freywillig zum Kloſter entſchlieſſen ſollte. Meine Mutter weinte, bat, rief mir jede Erinnerung ihrer mütterlichen Zärtlichkeit ins Gedächtniß zurück, beſchwor mich mit aufgehobenen Händen, mit den rührendſten Gebehrden, ihr alles was ſie je für mich gedultet hätte durch dieſen einzigen Entſchluß, der das ewige Heil meiner Seele und ihrer eigenen ſicherte, zu belohnen. Ich war wie gepeinigt, konnte nicht ſprechen, nur durch meine Liebkoſungen ſuchte ich ſie zu beruhigen; im Schmerz, die Frau, die ich ehrte, ſo leiden zu ſehen, und um meinet-

willen, aus Sorge für meine ewige Seligkeit so leiden zu sehen, konnte ich durchaus meinen Widerwillen nicht wieder finden; halb war sich erweicht, und wirklich in Gefahr nachzugeben; in dem Augenblick fing aber der Prior an, mit seiner fetten Stimme, die mir in den Tod zuwider war, mir die großen Vortheile der Abgeschiedenheit von dieser verderbten zur ewigen Verdammniß lebenden Welt vorzuzählen, und mir mit allen Höllenstrafen für meine Widersetzlichkeit gegen meine Mutter zu drohen. Da fiel mir mein guter Manfredi ein, und sein vortrefflicher Vater, und daß ich, wenn ich standhaft bliebe, ein Pferd haben und Soldat werden sollte; dieß brachte mich zu mir selbst, und ich war gerettet. Dem Prior antwortete ich nicht, aber meiner Mutter mit einer für mein Alter seltnen Entschlossenheit und Festigkeit.

Wie es der Marchese angefangen hatte, bes areise ich noch jetzt nicht; denn ich weiß gewiß, er hat mit meiner Mutter selbst nicht einmal gesprochen: kurz, ich ward befreyt, und das

Resultat aller Ueberlegungen und Unterredungen war, daß ich nach einer nicht sehr entfernten großen Stadt, in die adeliche Militair-Schule daselbst geschickt ward, um mich dort in den nöthigen Uebungen geschickt zu machen, eh ich in Dienste treten konnte. Mein Hofmeister, auf den nicht der geringste Verdacht fiel, bekam die Versorgung nun noch früher, als er gehofft hatte, er tröstete sich also für meinen Verlust, und mir war es auch nichts geringes, ihn so auf gute Art los zu werden. Der Abschied ward mir leicht; meine arme Schwester grämte sich aber recht herzlich, daß ich mich von ihr trennen mußte. Das arme Kind war nun ganz den Menschen überlassen, die sich der Schwäche ihres Characters bedienten, um sie nach ihrer Willkühr zu lenken. Sie fühlte ihre Abhängigkeit, aber diese drückte sie nicht so wie mich; doch ich konnte es mir gar nicht denken, daß sie nicht eben so unzufrieden seyn müßte. Beym Abschied steckte ich ihr einen Zettel zu, ich rieth ihr darin mir zu schreiben, wenn ich ihr helfen sollte, ihre Hofmeisterin

würde mir zu Liebe gewiß ihre Briefe beſtellen.

Jetzt erwartete mich aber noch eine große Freude: Manfredi kam, und kündigte mir an, daß er mit mir reiſe. Er war zwar älter als ich, und hatte ſeine Uebungen ſchon vollendet, da der Marcheſe ihn aber ſo jung nicht zum Regiment ſchicken wollte, ſo hatte er in die Bitte des Sohns gewilligt, in meiner Geſellſchaft ſich noch in manchen Dingen vollkommner zu machen, und mich auch, da ich ſo völlig ohne Welt war, und man mich auf eine ſo unverzeihlich nachläßige Weiſe ganz allein reiſen ließ, dort einzuführen, und meine Studien zu dirigiren. Auffallend war es in der That, wie man mich nach der ſtrengſten Aufſicht plötzlich mir ſelbſt überließ, ohne Führer, ohne Ratgeber, als ob ich von nun an für vogelfrey erklärt wäre. Man hielt mich von dem Augenbick an wahrſcheinlich für einen Raub des Satans und jede Sorgfalt für ganz unnöthig.

Der Marcheſe billigte gleich den Vorſatz ſeines Sohns, und beſeſtigte ihn noch darin.

Meine Erziehung schien ihn zu interessiren. In der Folge glaubte ich zu bemerken, daß es ihm auch darum zu thun war, Manfredi von meiner Schwester zu entfernen; damals fiel es uns aber beyden gar nicht ein, wir freuten uns herzlich beysammen zu seyn, und waren dem gütigen Marchese dankbar für seine Wohlthaten. Ich war damals etwa vierzehn oder funfzehn Jahr, Manfredi einige Jahre älter. Es war in derselben Jahreszeit, in der wir jetzt sind, daß ich zuerst die schöne Welt frey betrat, an der Hand meines guten Manfredi. — Ach, rief Juliane, ich schöpfe endlich freyen Odem! Ich fand keinen Ausweg für Sie, und ängstete mich gewaltig, Sie endlich dennoch unter den Mönchen zu sehen; es wollte mir gar nicht deutlich werden, daß Sie nun hier sind, und kein Mönch haben werden müssen. — Florentin, fiel Eduard ein, hat so gut erzählt, man mußte es ganz aus den Augen verlieren, daß es eigentlich seine Geschichte sey! — In der That, sagte Juliane, ich hätte nie geglaubt, daß er so zusammenhängend und in einem Stro-

me fort reden könnte. — Ich kann nicht finden, daß ich so gut erzählt hätte, denn anstatt die einfache Geschichte gerade weg zu erzählen, bin ich in den Konfessions-Ton hinein gerathen. Es ist die Erinnerung meiner Kindheit, die einzige Epoche meines Lebens, die mich interessirt, die mich so schwatzhaft gemacht hat. Zum Glück ist es hier nun aus, denn ich bin es selbst müde. — Wie? Aus? — Ja, aus! denn was mir nun noch zu erzählen bleibt, ist des Erzählens kaum werth, und läßt sich in ein Dutzend Worten ungefähr fassen; nehmlich die eine, bis zur Ermüdung wiederholte Erfahrung: daß ich eigens dazu erkohren zu seyn scheine, mich in jeder Lächerlichkeit bis über die Ohren zu tauchen, immer nur von einem Schaden zum andern etwas klüger zu werden, mich immer weniger in das Leben zu schicken, je länger ich lebe, und zuletzt der Narr aller der Menschen zu seyn, die schlechter sind als ich. — Nicht so gar bitter, lieber Florentin, sagte Eduard freundlich; vergessen Sie nicht, daß dieses mehr oder weni-

ger das Schickſal aller Jünglinge iſt, nur wirkt dieſe Allgemeinheit verſchieden auf die verſchiedenen Gemüther. — Ja wohl, aber eben das iſt es, ſagte Florentin, daß es grade auf mich ſo und nicht anders wirken mußte! Iſt denn dieſe Verſchiedenheit nicht eigentlicher das Schickſal zu nennen, als die äußern Begebenheiten? — Juliane unterbrach ihn: O lieber Florentin, nur einige von Ihren Erfahrungen, wie Sie ſie nennen, erzählen Sie noch, ich bin ſehr begierig zu hören, wie man Sie ſo oft hat zum Beſten haben können, man muß es doch eigen angefangen haben. — Auf die einfachſte Weiſe von der Welt, das ſollen Sie hören.

Manfredi und ich waren unzertrennlich während unſers Aufenthalts auf der Akademie: noch liebe ich ihn immer herzlich, und ich wünſchte wohl, wir träfen noch einmal im Leben zuſammen, wir waren uns gewiß ächte Freunde, obgleich wir, dem Aeußern nach, eben nicht für einander paßten: ich war immer wild, ausgelaſſen, einigermaßen tollkühn und

roh; er hingegen ſanft, liebend, von ſchöner Geſtalt, und edlem Geſicht, feinem Anſtand, tadelloſen, wahrhaft altadelichen Sitten, ſtrengen Grundſätzen über die Ehre; und doch zog uns dieſe Verſchiedenheit vielmehr gegenſeitig an. Er konnte am erſten mich von irgend einer Ausgelaſſenheit zurückführen, dagegen konnte ich ſicher auf ihn rechnen, wenn es darauf ankam, irgend etwas rechtes auszuführen, oder wenn meine Ehre zu retten war. Hatte ich zu irgend etwas mein Wort gegeben, ſo half er es löſen, wenn auch mit Lebensgefahr. War es aber vollbracht, ſo mußte ich oft die ernſthafteſten Verweiſe wegen meiner Unbeſonnenheit von ihm hören. Von niemand hätte ich ſie ertragen, als von dem, der den Muth und die Liebe hatte, alles für mich zu wagen. O du mein guter Genius, der du meine Jugend, mein ſchönſtes Daſeyn ſchützteſt, warum haben wir uns trennen müſſen? Seitdem, mein Manfredi, wandre ich einſam und in der Irre. — Florentin ſagte dieſe letzten Worte mit einer vor Rührung erſtickten

Stimme, er hob ſein Auge mit Wehmuth empor, dann ſchwieg er, in Gedanken verloren. Eduard nahm ſeine Hand; Florentin blickte ihn an und ſah Thränen in ſeinen Augen glänzen, er warf ſich in ſeine Arme: — Ich verſtehe den Vorwurf dieſes Händedrucks, mein guter Eduard! Nein, ich bin jetzt nicht mehr allein, nicht mehr in der Irre! ich habe wieder ein Herz gefunden, das verdient neben dem Andenken an meinen Manfredi zu ſtehen! Ich bin Dein, Eduard, auf immer! — Ewig Dein, mein Florentin! — Sie hielten ſich in feſter Umarmung umſchloſſen. — Schließt mich nicht aus, aus eurem Bunde, ſagte Juliane, auch ich bin euer! — Eduard umarmte ſie zärtlich; ſie beugte ſich gegen Florentin, er berührte freundlich lächelnd ihre Stirn mit ſeinen Lippen.

Achtes Kapitel.

Nach einer Pauſe fing Florentin wieder an:

Wir waren ungefähr zwey Jahre auf der Akademie, unſre Uebungen waren vollendet, wir ſprachen ſchon von unſrer Rückreiſe und meinem weitern Fortkommen, als ganz unerwartet ein Brief an mich ankam, er war von meiner Schweſter. „Der Tag ihrer Einkleidung ſey beſtimmt, ſchrieb ſie mir, und ſehnt nach, ſie wolle alſo von mir und meinem Freunde ſchriftlich Abſchied nehmen, und mich meines Verſprechens, ihr zu helfen, entlaſſen, denn ſie dürfe jetzt nicht mehr auf die Ausführung deſſelben hoffen. Sie ſey nun entſchloſſen, ſich drein zu ergeben; auch hoffe ſie, es

würde ihr gewiß am Ende gut gehen, denn seit dem Jahre, daß sie nun im Kloster gelebt, habe sie viel Liebe und Freundlichkeit von den Nonnen erfahren; sie habe auch schon einige gute Freundinnen, die sie sehr liebe, die sie wieder zärtlich lieben, und mit denen sie immer zusammen sey, das sey doch eine Freude, die sie bey der Mutter entbehre, wo sie eben so streng eingezogen leben müsse, als im Kloster, und dabey ganz allein, ohne eine Gespielin ihres Alters zu haben. Sie wünsche sehr von mir und Manfredi mündlich Abschied zu nehmen, wir sollten es doch möglich zu machen suchen, zurückzukommen, um bey der feyerlichen Einkleidung zugegen zu seyn, und sie in ihrem Schmuck zu sehen, denn sie würde ganz herrlich geschmückt seyn, die Mutter hätte ihr für ihren Gehorsam einen reichen Anzug zur Ceremonie gegeben, und so viel Geld zu guten Werken, als sie nur immer verlangte. Ihre vorige Hofmeisterin habe diesen Brief zu bestellen übernommen, aus alter Liebe für ihre Pflegekinder, und wolle ihr auch meine Ant-

wort überbringen, wenn ich ihr eine schreiben wollte."

Dieß war ungefähr der Inhalt ihres Briefes. Die Unschuld aber, das Unbewußte, Einfältige, das aus jedem Wort hervorblickte, kann ich nicht ausdrücken. Wir wurden beyde auf eine eigne Weise von der Beschränktheit gerührt, und Manfredi erinnerte sich dabey mit vieler Zärtlichkeit der süßen Gestalt und der frommen kleinen Miene. Ich beschloß auf der Stelle, sie zu retten, wenn Manfredi mir zur Ausführung helfen wollte. Dieser war nicht so bald zu bewegen, aber ich hatte ihm das Geständniß abgedrungen, daß ihr rührendes Bild, so wie er es durch die Planke des Gartens erblickt hatte, jetzt aufs neue mit großen Ansprüchen auf seine Hülfe vor ihn träte, daß er es eigentlich noch nie aus seiner Seele verloren habe, kurz daß er sie liebe, und gewiß glücklich seyn würde, wenn er sich mit ihr verbinden dürfte. Ueberdem hatte ich ihr Hülfe versprochen, und sie schien sogar auf ihn gerechnet zu haben; er ward endlich überredet,

daß unsre Unternehmung gerecht und ehrenvoll sey, und versprach mir seine Hülfe. Und nun ward ein allerliebster Plan verabredet, der so toll war, daß es uns alle drey, wenn er gelungen wäre, ins tiefste Elend gezogen hätte. Uns kam aber damals nichts leichter, nichts natürlicher vor.

Meiner Schwester schrieb ich in wenigen Worten: Ich wolle mein Versprechen mit Manfredis Hülfe erfüllen. Sie solle alles thun, was man von ihr verlangte, nur Sorge tragen, daß sie nicht die erste sey, die an dem Tage das Gelübde ablegte. Sie werde mich in dem Augenblick sehen, wenn sie zum Altar gehen müsse, dann solle sie sich gefaßt halten, mir auf meinen Wink zu folgen. Mit Manfredi hatte ich verabredet, gleich zurück zu reisen, ohne es jemand wissen zu lassen, ohne uns zu zeigen, und den Tag der Einkleidung in einem entlegenem Hause vor dem Thor zu erwarten. Dann wollte ich ganz eingehüllt ins Kloster gehen, und mich unter das Gedränge mischen; wenn dann meine Schwester

ſich mit der Begleitung aller Angehörigen durch die Menge drangte, um zum Altar zu gelangen, und alles aufmerkſam auf die Himmelsbräute wäre, die vor ihr eingekleidet würden, dann ſollte ich den Moment wahrnehmen, ſie von den übrigen ab, und zur Thür zurück führen, ſie dann ſchnell in einen Mantel verhüllen, den ich über meinen eigenen hängen wollte, und mit ihr durch den nächſten Gang in den Garten eilen. Da bey einer öffentlichen Feyerlichkeit die Thüren offen ſind, oder doch nachläſſig bewacht werden, ſo war von dieſer Seite kein Hinderniß zu befürchten. Manfredi mußte unterdeſſen eine Strickleiter an die Mauer befeſtigt haben, und uns draußen mit einer Chaiſe und raſchen Pferden erwarten; auch müßte er eine Männerkleidung in Bereitſchaft halten, die meine Schweſter ſogleich anlegen könnte, wenn wir uns außer der Stadt ſähen, dann wollten wir, ohne zu raſten, nach Venedig reiſen, dort würden ſie ſogleich getraut. Für die Einwilligung meiner Schweſter war ich Bürge, ich war überzeugt,

sie würde sich in ihrem neuen Loose besser und glücklicher finden, als in dem traurigen, wozu sie sich schon so geduldig gefügt hatte. Manfredi bleibt mit ihr in Venedig, ich reise zurück, versöhne den Marchese mit ihnen, der zu edel ist, um sie seinen Zorn lange empfinden zu lassen, besonders da diese Handlung seinen wahren Grundsätzen gar nicht entgegen seyn kann; was er uns damals darüber gesagt, war gewiß nur, um uns von allen weitern Planen abzuhalten, sein Ernst konnte es aber nicht seyn. Ist nur erst der Marchese versöhnt, so muß es ihm leicht werden, auch unsre Mutter zu beruhigen, besonders da es doch nun einmal geschehen, und nicht zu ändern seyn wird. Dann hole ich sie wieder von Venedig ab, sie werden beyde glücklich seyn, und werden mir ihr Glück danken; ich habe dann redlich meine große Schuld gegen Manfredi abgetragen. Wir haben unser Leben gewagt für die gute Sache, wir haben den Priestern ein Schlachtopfer aus den Händen gewunden! Das Bewußtseyn dieser großen

Handlung wird uns auf ewig stärken und erheben, und unser Trost im Tode seyn, wenn wir dem Versuche unterliegen sollten! —

Mit diesen hohen Worten, die wir wechselsweise einander zuriefen, und uns die Köpfe immer mehr erhitzten, eilten wir an die Ausführung des großen Werks. Von den unzähligen Schwierigkeiten fiel uns keine ein. Anfangs ging alles dem Plane gemäß. Wir reisten ab, kamen an, wohnten im strengsten Incognito vor dem Thore in einem unbekannten Hause. Den Morgen nach unsrer Ankunft erzählte uns unsre Wirthin: es werde heute in dem Nonnenkloster ein grosses Fest gefeyert, wo die ganze Stadt gewiß hinströmen würde, um es anzusehen, sie selbst wolle auch nicht zurückbleiben; sie bat uns daher, mit unsrer Abreise zu eilen, wenn wir nicht etwa auch Zuschauer abgeben wollten. Es würden drey vornehme Fräulein heute ihr Gelübde ablegen, die alle drey schön und fromm wie die heiligen Engel wären, und es wohl verdienten, glückselige Bräute des Himmels zu werden.

Das wäre ein sehr schönes und erbauliches Schauspiel, auch freute man sich schon, die heiligen Reden des vortrefflichen Priors zu hören und seinen Segen zu erhalten. Sie nannte den wohlbekannten Namen des Priors, und mein ganzer Eifer entbrannte aufs neue. Mansfredi eilte, seine Aufträge zu besorgen, ich in die Kirche des Klosters.

Es war noch sehr früh, das Volk versammelte sich allmählich, mir ward die Zeit lang. Ich ging wieder hinaus, um mir den nächsten Gang nach dem Garten, und durch denselben nach der Mauer, recht zu merken. In der Thür begegnete mir meine alte Wärterin; ich wandte mich von ihr, um mich zu verbergen, sie hatte mich aber schon erkannt und guckte mich scharf an. „Mein Jesus! sind Sie wahrhaftig hier: kommen Sie nur gleich mit mir zum Fräulein, sie erwartet Sie schon, folgen Sie mir nur. Ei, ei, Sie sind wirklich gekommen!“ Ihre Anrede befremdete mich, ich suchte sie so vorsichtig als möglich auszuforschen, sie wußte aber nichts weiter, konnte mir auf keine Frage antworten,

als daß ſie mich zu meiner Schweſter führen ſollte, die mich ſprechen müßte, ich folgte ihr alſo. Sie öffnete eine Thür, ich trat hinein, und ſah meine Schweſter in prächtigem Brautſchmuck in den Armen meiner Mutter, die ſie mit Schmeicheleyen und Küſſen bedeckte. Meine Schweſter ſchrie laut auf, als ſie mich gewahr ward, ihr Geſicht in beyden Händen bergend; dann kam ſie auf mich zu: Vergieb mir! rief ſie, und fiel mir um den Hals, vergieb mir, Guter, und lebe wohl! Sie wollte noch ſprechen, meine Mutter verhinderte ſie aber daran. Geh, meine fromme Tochter! ſagte ſie, laß mich mit ihm allein. Meine Schweſter ging hinaus, ich war unbeweglich und ſtumm vor Erſtaunen. Meine Mutter fing wieder an: Ich habe nur wenig Zeit, Florentin, mich mit Dir zu unterhalten. Dein entſetzliches gottloſes Vorhaben iſt entdeckt! Sey ewig geprieſen von mir, gebenedeyte Jungfrau, daß du das Herz meines Kindes gerührt haſt, eh es unwiderruflich verloren war! In dieſer Nacht, die das arme Kind

in der Angſt ihres Herzens unruhig und ſchlaf-
los zubrachte, ward es ihr in einer wunders
vollen Erſcheinung offenbar, daß ſie auf ſchlim-
mem Wege ſey, und im Begriff ihre Seele
ewiger Verdammniß zu übergeben, und mit
ihr zwey andre Seelen noch, die leider, ach!
vielleicht nicht mehr zu retten ſind. Ein
Strahl der ewigen Gnade hat das geliebte
Kind des Himmels erleuchtet, und ſie feſt im
Entſchluß zum Guten gemacht. Dieſen Mor-
gen, als ich ihr den Brautſchmuck anlegen
half, und mich ihrer Schönheit im Herzen
erfreute, hat ſie mir euer Vorhaben entdeckt,
und Deinen Brief gezeigt. Florentin, ich will
jetzt nichts davon erwähnen, wie ſehr es mich
beuate, noch ſteht es bey Dir, mich in hoher
Himmelsfreude wieder aufzurichten. Auf mein
Geheiß hat das fromme Kind gebeichtet, und
ihre Seele von aller Angſt löſen laſſen. Der
Prior, den ſie die Beichte abgelegt, weiß nun
alles; auch habe ich ſo eben eine Unterredung
mit ihm Deinetwegen gehabt. Du haſt Dich
ſchwer vergangen, er kann und darf es nicht

verhindern, daß Du ſchwer dafür büßeſt. Ein einziges Mittel giebt es noch, Dich mit dem Himmel zu verſöhnen. Entſage der Welt, leb in Ruhe im Schooß der Kirche! — Nimmer, nimmermehr, Mutter! rief ich in höchſter Bewegung. — Nein? durchaus nicht? Nun ſo fliehe, eile von hier weg, es iſt das einzige, was ich für Dich thun kann, wenn ich Dich aufs ſchnellſte entfliehen heiße, denn hier biſt Du jetzt keinen Augenblick in Sicherheit, mein Herz blutet für Dich, glaub mir das! Hier, nimm dieſen Beutel! Was er enthält, iſt alles, was Du jemals von mir zu erwarten haſt. Dein weiteres Fortkommen bleibt Dir ſelbſt überlaſſen; Du haſt Dir ein müh- und ſorgenvolles Leben erwählt, nun mußt Du es tragen. Du wirſt kümmerlich darben müſſen in der Welt; in der heiligen Zurückgezogenheit hätteſt du weltliche Noth nie gekannt. — Davon nichts mehr, Mutter! ich will gehen, gleich gehen! Nur ein Wort noch! Iſt es möglich, daß Sie ſelbſt meiner ſchwachen Schweſter zureden konnten,

mich dem Prior zu verrathen? — Läſterliche Worte! nennſt Du die Beichte Verrath? Deine fromme Schweſter ſchwach? Es galt ihre Ruhe auf dieſer, ihre Seligkeit auf jener Welt. Sie iſt mein Kind! — Und ich nicht, Mutter? bin ich nicht Ihr Sohn? —

Ich erzähle euch hier ſo zuſammenhängend als möglich, was mit der äußerſten Verwirrung geſprochen ward, indem eins dem andern immer in die Rede fiel, ich war beſonders wegen dieſer unerwarteten Wendung in großer Verwirrung. Zuletzt ward ich heftig, meine Worte fallen mir jetzt nicht wieder ein, aber ſie mochten wohl eben nicht ſanft ſeyn; ich ſtromte über von Vorwürfen, daß ſie ihren Sohn, ihren einzigen Sohn, im blinden Aberglauben den Pfaffen aufgeopfert hatte, und ſchonte ſie vielleicht zu wenig. Sie ward aufgebracht und rief endlich in großer Hitze: Trotze nicht länger, Florentin, und höre etwas, wozu ich nicht wieder einen ſchicklichen Augenblick finden werde, denn wir werden uns nie wieder

ſehen! Ich bin nicht Deine Mutter, und meine Tochter iſt nicht Deine Schweſter! — Das war freylich etwas neues, ich war wie beraubt. Wo? wer? wer denn? rief ich. — Dazu iſt jetzt nicht Zeit, auch nützt es Dir nicht, es zu wiſſen, Deine Eltern leben nicht mehr; ſie waren mir theuer, darum wareſt auch Du es mir. Es wird geläutet, ich muß jetzt fort. Halte Dich nicht länger auf, Florentin, wenn man dich hier erblickt, ſo vermag ich Dich nicht zu retten. Es iſt der letzte Liebesdienſt, den ich Dir erweiſe: laß Dich umarmen, mein Sohn! Ich bin zwar nicht Deine Mutter, aber ich habe mütterliche Sorge für Dich getragen, vergiß es niemals! Lebe wohl, Gott ſegne dich! Flieh! ich höre Stimmen im Nebenzimmer! Oder kehrſt Du noch um? wirfſt Du dich wirklich in die Arme der heiligen Kirche? — Leben Sie wohl! rief ich ihr nach, als ſie mich ſtandhaft verneinen ſah und ſich mit einem Ausdruk von Schmerz und Unwillen ins Nebenzimmer wandte. Jetzt hörte ich viele Stimmen, unter

allen hervor die mir so verhaßte Stimme des Priors. Betäubt eilte ich fort, im allgemeinen Getümmel kam ich unbemerkt wieder hinaus.

Manfredi erwartete mich, der Abrede gemäß, an der Gartenmauer; ich setzte mich in den Wagen, und ohne ihm weiter etwas zu sagen, mußte er wieder hinfahren, wo wir hergekommen waren.

Dieß war das tragische Ende unsrer Heldenunternehmung! Begreifen Sie jetzt wohl, Juliane, wie leicht es ist, einen Narren aus mir zu machen? Manfredi sahe mich mit großen Augen an, und wartete mit Gelassenheit, bis der Strom von Ausrufungen und Schimpfreden, der sich reichlich von meinen Lippen ergoß, gemäßigter wurde. Endlich war ich ruhig genug geworden, ihm den Verlauf meiner Unternehmung zu erzählen. Er war nicht wenig erstaunt über die Veränderungen, Erklärungen und Verwicklungen, die diese hervorgebracht hatte. Die Schwäche meiner Schwester fiel ihm wenig

auf, er gestand mir, er hätte gleich anfangs Hinderniß von ihrer Seite befürchtet, und ihre Einwilligung würde ihn weit mehr gewundert haben. Er war mit mir überzeugt, daß sie einst ihr Gelübde bereuen, und dann diesen verlornen Moment gern mit ihrem Leben zurückkaufen würde. Mein guter Manfredi trauerte über ihr Schicksal, und suchte sie gegen meine heftige Anklage in Schutz zu nehmen.

Von seiner Liebe zu ihr war nicht wieder die Rede zwischen uns. Entweder sie war in ihm eben so schnell erloschen als aufgelodert, oder er drängte sie gewaltsam in sein Innres zurück, um den gemeinschaftlichen Angelegenheiten, die uns jetzt so nahe lagen, Raum zu lassen. Es ward beschlossen, daß Manfredi wieder zurück auf die Akademie gehen müßte; von dort sollte er an seinen Vater schreiben, ihm alles entdecken, und ihn um Rath fragen, ob er es wagen dürfte, in seine Vaterstadt zurück zu reisen, oder wenn der Antheil, den er an meinem Unternehmen genommen,

bekannt geworden, und es gefährlich für ihn wäre, ſo ſollte er ihn um die Erlaubniß bitten, mir folgen zu dürfen, ich hatte beſchloſſen, nach Venedig zu reiſen. Dürfte er aber zu ſeinem Vater reiſen, ſo ſollte ich in Venedig Nachricht von ihm erwarten, er würde alsdann dort alles anwenden, die böſen Folgen unſers Unternehmens zu unterdrücken, dann wollten wir uns auf irgend eine Weiſe wieder zuſammen treffen. Manfredi verſprach mir auch vor allen Dingen keine Mühe und keine Nachforſchung zu ſparen, um etwas über meine Gebart und meine Eltern zu erfahren: wir hofften, der Marcheſe ſelbſt würde ſich dafür intereſſiren, und uns eine Aufklärung dieſer ſeltſamen Begebenheit verſchaffen. Wie die Kinder beſchäftigte uns die Dunkelheit über mein vergangenes Schickſal mehr, als die Sorge für die Zukunft; ein ſonderbares Räthſel war es allerdings, daß fremde Menſchen ſich eine ſolche Gewalt über mich hatten anmaßen wollen, und dann mich wieder mit ſo vieler Sorgfalt behandelt hatten. Die Nacht hin-

durch reiſten wir, dann trennten uns unſre verſchiedenen Wege. Den Morgen ſchieden wir unbekümmert und mit der Zuverſicht, uns bald wieder zu ſehen, um uns dann gewiß nie wieder zu trennen.

Neuntes Kapitel.

In wenigen Tagen war meine Reise glücklich und ohne Abentheuer zurückgelegt; da war ich nun, ohne Aufsicht, ohne Zweck, ohne Plan, als den zu leben, in meinem siebzehnten Jahr, mit aller meiner eigenthümlichen Ausgelassenheit, die noch ausgelaßner war, seitdem ich niemand angehörte, mit einem Vermögen von ungefähr tausend Dukaten, (ein unerschöpflicher Reichthum für meine Unbesorglichkeit und Unerfahrenheit) sprudelnd vor Gesundheit und Muthwillen und allen erwachenden Sinnen — in Venedig! — Erwartet hier von mir, ihr lieben Freunde, keine detaillirte Fortsetzung meiner Lebensgeschichte, es könnte mich leicht

zu weit führen; auch gehören meine tollen Begebenheiten in der majestatischen Republik, diesem Sammelplatz aller Thorheiten in ernsthafter ceremonieuser Hülle so wie der gräulichsten Anhäufung aller Grausamkeiten unter die scheußlichste Maske gesteckt, sie gehören nicht in den eigentlichen Lauf meines Lebens: vielmehr wird dieser durch jene gehemmt; aber sie machen zusammen ein artiges Kapitel in meinen Konfessionen aus, die ich gewiß noch einmal schreiben, und Ihnen zueignen werde, Juliane. — Gut, ich werde Sie bey Ihrem Wort halten. — Und dieses deswegen, weil sie sich mit einem Bekenntniß endigen sollen, das, aller Wahrscheinlichkeit nach, das letzte seyn wird, das ich abzulegen haben werde, und das Julianen am nächsten betrifft. — O jetzt keine von Ihren niedlichen Possen, Florentin! Bringen Sie Ihre Geschichte zu Ende, ich bin höchst neugierig. — Und ich höchst ermüdet von den Erinnerungen meiner unnütz vertaumelten Jahre! Doch ich gehorche.

In kurzer Zeit war ich nun in Venedig der

Polarſtern des guten Tons, die Seele aller Intriguen, der Freund aller luſtigen Köpfe, der Anführer aller tollen Streiche, der Tyrann aller zärtlichen, und der Eifergeiz aller koketten Frauen geworden. Es gab kein gutes Haus, in das ich nicht freyen Zutritt hatte. Da ich mit meinen tauſend Dukaten zu leben angefangen, als wären es eben ſo viele Tonnen Goldes, ſo nahmen ſie ein raſches Ende. Die Börſen meiner Anhänger benutzte ich nicht, wiewohl ſie mir offen ſtanden, weil ich ſie nicht brauchte: ich war ſehr glücklich im Spiel, und ſpielte viel. Einigen klaglichen dummen Teufeln, die weder das Spiel, noch ſich ſelbſt verſtanden, (denn ſie hatten in wahrer blinder Wuth ihr ganzes Vermögen gegen mich geſetzt und verloren) deren Frauen ich kannte und bedauerte, hatte ich ihren Verluſt zurückgegeben, wodurch ich bald in den Ruf der Großmuth gerieth.

In dieſer brillanten Epoche bekam ich einen Brief von Monfredi. Sein Vater war gleich nach Empfang ſeines Briefes zu ihm

auf die Akademie gekommen. Durch unsre Geschichte war der Prior zu sehr in Vortheil gegen den Marchese gesetzt, als daß er ihn nicht hätte zu benutzen suchen sollen. Manfredi durfte es so wenig als ich wagen, sich in seiner Vaterstadt sehen zu lassen, aber auch nach Venedig durfte er nicht kommen, sondern er mußte nach Frankreich zu dem Regiment, worin sein Vater ihm eine Kompagnie gekauft hatte. Der Marchese war sehr aufgebracht wegen des unüberlegten Streichs, besonders weil er es uns eigentlich untersagt hatte, irgend etwas für Felicita, (so heißt sie) zu unternehmen. Doch ließ er mir durch Manfredi wissen, er würde jemand den Auftrag geben, auf mein Betragen in Venedig Acht zu geben, und weiter Sorge für mein Fortkommen tragen, wenn der Bericht über mich gut ausfiele. Noch habe er nichts näheres über meine Geburt und meine Eltern erfahren können, er würde aber keine Mühe sparen und mir, sobald er etwas sicheres wisse,

Nachricht darüber ertheilen. Unterdessen sollte ich der würdigsten Eltern mich würdig machen.

Ich hatte eine große Freude über den Brief meines Manfredi, denn außer diesen Nachrichten fand ich die schönsten Beweise von der Feridauer seiner Liebe und einige freundliche Vorschläge, uns wieder zu sehen. Auch der väterliche Ton des Marchese freute und beruhigte mich; doch war es, als ob irgend ein Geist mich abhielt, mich, wie ich gekonnt hätte, ganz seiner Sorge zu überlassen, und seinem gutgemeinten Rath zu folgen. Es widerstrebte etwas in mir der Nothwendigkeit, einen regelmäßigen Stand und ein Amt zu beficiden, es war mir nicht bestimmt, auch fühlte ich selbst mich nicht dazu gestimmt. Zwar nahm ich mir vor, Manfredi aufzusuchen, um bey demselben Regimente, wobey er stand, wo möglich Dienste zu nehmen, und ich schrieb es ihm, aber die Ausführung dieses vernünftigen Plans schob ich immer weiter hinaus. Bald wollte ich dieß

nur noch abwarten, bald jenes ausführen; kurz es ward nichts daraus.

Unter vielen Reisenden und Fremden, die ich kennen lernte, waren ein paar Engländer, die sich sehr an mich hingen: reiche Lords, die ihr Geld um sich her warfen, um ihre Langeweile los zu werden, und das, was sie für ihr Geld einkauften, machte ihnen nur noch ärger. Sie sonderbares humoristisches Wesen zog mich an, ihre Langeweile machte mir die größte Kurzweile. Was ihnen an mir gefallen haben mochte, weiß Gott; sie waren beständig bey mir und sagten oft, in ihrer rauhen Mundart, ich wäre der einzige Italiener, der ihnen nicht unleidlich wäre. Das war freylich sehr schmeichelhaft für mich, wenn ich nur nicht Venedig mit seinen Herrlichkeiten und meines Lebens dort herzlich überdrüssig geworden wäre! Ich sehnte mich fort. —

Ich hatte meine Lords zu allen Kunstwerken, die Venedig enthält, geführt, hatte viele Städte Italiens, wo es etwas Sehenswürdiges gab, mit ihnen durchreist. Dieß und der

Umgang mit einigen jungen deutschen Mahlern, die ich in der Zeit kennen lernte, brachten mich auf den Gedanken, die Kunst zu studiren und dann nach Rom zu gehen, um seine Wunder der Kunst zu sehen und zu verstehen. Diesen Gedanken ergriff ich nun aus ganzer Seele und schob das Soldatwerden weit, weit zurück. Ich sann und that und träumte nichts anders, als zeichnen, die Werke des Alterthums studiren, und mit meinen Mahlern Kunstgespräche führen. Mit diesen war ich auch entschlossen, nach Rom zu reisen, und mit ihnen dort zu leben: durch einen sonderbaren Vorfall sah ich mich aber genöthigt, früher noch, als diese es bewerkstelligen konnten, Venedig zu verlassen.

In einem grosen Hause ward eines Abends während dem Karneval ein Ball gegeben; ich ward von den Englandern beredet, mit ihnen hinzugehen. Man spielte, der eine von meinen Lords spielte hoch, und verlohr ansehnlich gegen eine Maske, die durch ihr anhaltendes Glück wohl Verdacht gegen sich erregen mochte. Mein ehrlicher Grosbritannier verstand das

Ding unrecht, und schimpfte etwas zu laut, und in der gewohnten kräftigen Manier. Nach einem kurzen heftigen Wortwechsel warf der Lord seine Karte der Maske an den Kopf. Ich befand mich an einem andern Ende des Saals in einer Unterhaltung mit ein paar mir unbekannten Masken, die mich neugierig machten, weil sie mich zu kennen schienen, wenigstens wußten sie viel von mir; plötzlich hörte ich Tumult, sah Stilette blinken, die Maske sank nieder; in demselben Moment kam der andre Lord hastig auf mich zu, nannte höchst unvorsichtig meinen Namen laut, und rief mich seinem Landsmann zu Hülfe. Ich, noch unvorsichtiger, folgte ihm hin. Man hatte dem Niedergesunknen die Maske abgenommen, man erkannte den Sohn eines Nobile, er war todt. Der Lärm nahm zu; der Lord hatte ganz den Kopf verloren, bewegte sich nicht von der Stelle, und ließ das Gedränge um sich her umtoben. Ich riß ihm das blutige Stilett, das zum Glück noch kein andrer bemerkt hatte, aus der schlaffen herunterhängenden Hand, ließ

es fallen, indem ich mich zu gleicher Zeit darnach bückte, und es wieder aufnahm. Dem Mörder nach! rief ich aus, dort nach jener Thür! er hat hier neben mir das noch blutige Stilett fallen lassen, so eben drängt er sich dort hinaus! Alles folgte mir nach der Thür, die ich bezeichnet hatte. Der Lord ward verlassen. Seinem Landsmann gab ich einen Wink, und im Vorbeigehen sagte ich ihm: zu mir! Indem mischte ich mich in den dichten Haufen, der nach der Thür strömte; ich trieb und drängte mit der Menge und kam glücklich hinaus. Ich miethete sogleich selbst eine Gondel, die ich an einem bestimmten Ort warten liess, und eilte nach meiner Wohnung, wo ich die beyden Lords schon fand. Ich kündigte ihnen an, daß sie unverzüglich fort müßten, bezeichnete ihnen den Ort, wo sie die Gondel in Bereitschaft finden würden, und rieth ihnen, gleich nach Rom zu reisen. Sie waren wegen Geld in Verlegenheit: was sie bey sich gehabt, war im Spiel verloren und nach ihrem Hause

durften sie sich nicht wagen, weil man dort gewiß schon auf sie wartete. Ich gab ihnen alles, was ich an baarem Gelde hatte. Sie versprachen mir mein Darlehn gleich wieder auszahlen zu lassen, denn auf ihr zurückgelassnes Vermögen in Venedig war nicht mehr zu rechnen. Sie gingen fort, und kamen glücklich nach Rom. Ich hatte alles so schnell und vorsichtig getrieben, daß es selbst vor meinem Bedienten ein Geheimniß geblieben war.

Ich hatte mir eine Erkältung zugezogen, und mußte einige Tage zu Hause bleiben. Als ich zum ersten Mal den Abend wieder in Gesellschaft ging, kam mir die Dame vom Hause, die meine Freundin war, entgegen, und führte mich, so bald sie unbemerkt war, in ein Kabinett. Seyn Sie auf Ihrer Hut, sagte sie, es ist bekannt, daß Sie dem Mörder des jungen Nobile durchgeholfen haben, und daß er Ihr Freund ist. Sie erinnern sich, daß zwey Masken mit Ihnen sprachen, als einer von den Engländern Sie bey Ihrem Namen zu Hülfe

rief. Der Ermordete iſt ein Anverwandter und Freund der einen von den beyden Masken: er erfuhr erſt, wer der Ermordete ſey, nachdem Sie ſich ſchon hinaus gedrängt hatten. Der Mörder war gleich nicht zu finden, Sie haben ihm fortgeholfen, und der Freund des Nobile hat beſchloſſen, Sie für Ihre unzeitige Hülfe büßen zu laſſen. Sie ſind angeklagt, und man wird einen Verhaftsbefehl auswirken. Was dieſe Maßregel gegen Sie erleichtert, und jeden Verdacht beſtärkt, iſt: daß man aus Ihrem Geburtsort einigen Leuten von Bedeutung aufgetragen hat, über Ihre Aufführung genau zu wachen. Einer von denen, welchen es aufgetragen worden, iſt eben der Ermordete, und dieſer hatte es wieder ſeinem Freunde aufgetragen, Ihre Bekanntſchaft zu machen, um Sie beſſer zu beobachten; dieſer nimmt nun dieſen Umſtand als einen Beweis, daß Sie Antheil an der Ermordung gehabt, um ſich von ſeiner Aufſicht zu befreyen.

Ich beklagte mich gegen meine Freundin über dieſe ſinnloſe Beſchuldigung. Sinnlos

oder nicht, fiel sie mir ein, Sie wissen, es ist genug, daß man den leisesten Verdacht erregt, um Sie zu verderben. Sie haben dem Mörder fortgeholfen, dieß ist genug, und mehr als genug gegen Sie. Ihr Feind hat sich auf das Zeugniß der andern Maske berufen, daß Sie zu Hülfe gerufen worden, und wirklich hingeeilt sind. Diese Maske nun ist mein sehr guter Freund, der es weiß, daß ich Ihnen gewogen bin, er hat mich also, kurz vorher, ehe Sie kamen, von Allem unterrichtet. Das Zeugniß abzulegen darf er nun einmal nicht versagen; aber wenigstens sind Sie gewarnt. Eilen Sie nach Hause, sorgen Sie, daß man keine Papiere bey Ihnen findet! —

Ich mußte sogleich fort; auf der Treppe, wie ich hinuntergehe, kömmt der eine meiner jungen Deutschen athemlos mir entgegen. Gott Lob, daß ich Sie finde! rief er mir zu, Sie müssen fort, gleich auf der Stelle. Ich begleite Sie bis hinaus, und erzähle Ihnen unterwegens. Ich war ohne Geld, von dem jungen Künstler war nichts überflüssiges zu erwarten.

Er mußte einen Augenblick auf mich warten, ich ging wieder zur Gesellschaft zurück; meine Freundin mochte mir meine Bestürzung ansehen, sie kam mir entgegen, ich vertraute ihr meine Verlegenheit, sie half mir auf der Stelle heraus, nach einem kurzen zärtlichen Abschied verließ ich sie und Venedig.

Ich eilte mit meinem Deutschen Freunde durch lauter enge Gäßchen, und wir kamen glücklich hinaus. Er erzählte mir nun, daß er und sein Freund mich hätten in meiner Wohnung besuchen wollen, zu ihrem Schrecken hätten sie aber Gerichtspersonen bey mir gefunden, die alles durchsucht, und meine Briefe und Papiere durchgelesen hätten. Aus den verwirrten Reden, die ihnen entfallen wären, hätten sie ungefähr vernehmen können, wessen man mich beschuldigte. Sie wären darauf fortgeeilt mich aufzusuchen, und mir zu helfen, daß ich fortkäme. Glücklicher Weise ware ihnen nicht weit von meiner Wohnung mein Bedienter begegnet, von diesem hätten sie erfahren, wo ich hingegangen sey.

Ich mußte fort, das ſahe ich ein. Meine Papiere waren allein ſchon hinreichend mir den Prozeß zu machen. Außer einigen launenhaften poſſenmäßigen Sachen, die ich zu meiner Luſt aufgeſetzt, in denen ich das würdige Venedig nicht geſchont hatte, waren auch einige Briefe und Billets vorhanden von Frauen, welche die Richter etwas nahe angingen, und die ich unvorſichtiger Weiſe nicht vernichtet hatte. Gnade war alſo nicht zu hoffen. Ich machte mich ſogleich auf den Weg, und empfahl meinen guten Deutſchen mich bald in Rom aufzuſuchen. Sie verſprachen es mir. Der Aufenthalt in Venedig war ihnen durch dieſe Begebenheit verleidet, auch hatten ſie in der That viel Anhänglichkeit für mich. Sie wollten durchaus etwas Deutſches an mir finden, ich hätte es ihnen gern und mit Vergnügen geglaubt, hätten die Lords nicht zu gleicher Zeit behauptet, ich habe viel von einem Engländer an mir.

Zehntes Kapitel.

Auf meiner einsamen Reise hatte ich Raum etwas nachzudenken. Mir war, als hätte mich ein bezauberter Wirbelwind aus Venedig und allen Verhältnissen gerissen. War es aber das plötzliche des ganzen Ereignisses, oder war es, daß mein Leben in Venedig mich beschäftigt hatte, ohne mich zu interessiren, kurz mir schwebte das Ganze wie längst vergangen nur entfernt im Gedächtniß, ich konnte meine Wünsche und meine Gedanken alle vorwärts richten, nichts zog mich zurück. Dieß machte mich aufmerksam auf mich selbst, und auf die Leere meiner geführten Lebensart.

Ich dachte an Manfredi, ich wünschte bey ihm zu seyn; zu gleicher Zeit fühlte ich eine

gewisse Abneigung, mich jetzt schon dem Soldaten-Stand zu ergeben. Das Leben eines Soldaten in Friedenszeit schien mir eine lustige Sklaverey, nicht viel besser als Lakaien-Dienst, und nur durch herrschendes Vorurtheil darüber hinaus gesetzt. Soldat wollte ich zwar seyn, dabey blieb es, dieß war der Hintergrund meines Lebensplanes, aber nicht in einer Garnison, nicht bey einer stehenden Armee. Ich wollte nie für den Despotismus, nie für eine unbekannte, oder gar nach meinen Begriffen ungerechte Sache fechten. Wie die Helden des Alterthums, wollte ich nur für die Freyheit streiten, und in erkämpftem Frieden, ruhig, frey, mein eigen seyn. Bey dem Gedanken an die Helden des Alterthums ward mir zugleich der an mein Vorhaben wieder rege, die Kunst der Alten in Rom zu studiren. Jetzt fühlte ich ganz bestimmt den Trieb dazu aufs neue in mir erwachen, und ich beschloß meine ganze Zeit und mein Leben in Rom dazu anzuwenden. So bald ich dort ankam, machte ich auch gleich alle Anstalten, einsam und fleißig meinen Plan auszuführen. Er

ſchien mir ſo gut und ſo würdig, daß ich da-
von an Manfredi ſchrieb, und nachdem ich ihm
meine letzte Begebenheit mitgetheilt, wendete
ich meine ganze Beredſamkeit an, ihn zu bewe-
gen, daß er ſogleich ſeine Kompagnie in Stich
laſſen und zu mir nach Rom kommen ſollte, um
mir nachzuahmen.

Ich bekam nach einiger Zeit eine freund-
ſchaftliche Antwort von meinem guten Man-
fredi. Zu mir könnte er aber nicht kommen,
der Marcheſe hatte es nicht für rathſam, daß
er ſeine Laufbahn unterbreche, und habe es
ihm unterſagt. Meine Kataſtrophe in Vene-
dig habe er ſchon durch ſeinen Vater erfahren,
der überaus aufgebracht wegen meiner Unbe-
ſonnenheiten geweſen ſey. Man hatte es ihm
nemlich aus Venedig mit allen möglichen Ver-
kehrtheiten und Verfälſchungen berichtet. Vom
Antheil an der Mordthat ſprach er mich übri-
gens zwar frey, aber ich hätte mich niemals,
meynte er, in ſolche gefährliche Geſellſchaften
miſchen ſollen. Da ich aber doch die Ehre
nicht verletzt hatte, ſo habe er noch nicht auf-

gehört, sich für mich zu interessiren, und es sey ihm erfreulich gewesen, aus meinem Briefe an Manfredi zu erfahren, daß ich in Rom sey. Auch habe er gar nichts dagegen, daß ich mich dort einem ruhigen Leben und den Studien überlasse, nur sollte ich meine Zeit zweckmäßig benutzen. Zuletzt kam wieder dasselbe Versprechen, er wolle auch in Rom auf meine Aufführung wachen lassen, und nach den Berichten, die darüber einliefen, würde er mich behandeln.

Ich ärgerte mich entsetzlich über diese Aufsicht, die so unsichtbar wie die Allwissenheit über mir schwebte, ohne daß sie mit der Allweisheit verbunden gewesen wäre, wie diese; denn sie hatte mir in Venedig auf die verkehrteste Weise von der Welt den größten Schaden zugefügt. Ich fand kein Mittel, mich von ihr zu befreyen, ohne den Marchese zu erzürnen; er war mir zu werth, niemand als er hatte noch so viel für mich gethan. Ich glaubte aber, man würde es bald müde werden, mich zu beobachten, da ich äußerst

eingezogen, und bloß mit meiner Absicht beschäftigt lebte. Mit den beyden Lords, die ich noch in Rom fand, und die mir sehr lästig wurden, mußte ich noch viel umherstreifen und ihnen helfen die Beweise ihres Kunstverstandes zusammen treiben, die sie für ihre baaren Guineen einhandelten. Sie hatten mir meinen Geldbeutel zurückgegeben, ich fand die geliehene Summe dreyfach verdoppelt darinn; was mir gehörte, nahm ich davon, das übrige gab ich ihnen zurück; nicht etwa, als ob ich es unter meiner Würde gehalten hätte, Geld anzunehmen: unter den Umständen, in denen ich lebte, wäre dieß lächerlich und zwecklos gewesen. Mein kleines Vermögen war aufgezehrt, dem Marchese Geld abzufordern, dazu hielt ich mich nicht berechtigt, ob er es mir gleich durch Manfredi hatte anbieten lassen, mich im Fall der Noth an ihn zu wenden. Diese Noth schien mir aber noch nicht eingetreten. Ich machte den Cicerone, sobald es mir an Geld fehlte, und lebte wieder bey meinen Studien, so lange es verhielt. Von den

Fremden, die meiner bedurften, nahm ich unbefangen meinen Lohn an, es war kein andres Verhältniß zwischen mir und ihnen, als daß ich ihnen meine Dienste, sie mir ihr Geld gaben. Mit den Lords stand ich aber nicht auf demselben Fuß; der Dienst, den ich ihnen geleistet, den konnten sie mir mit Geld nicht bezahlen. Diese Herren aber fühlten diesen Unterschied nicht, sie waren beleidigt, und theten aufgebracht, daß ich ihre vollwichtige Dankbarkeit verschmahte; ich konnte sie nur mit dem Versprechen beruhigen, sie in England zu besuchen, wenn ich einst Italien verlassen möchte, und in jeder Geldverlegenheit von ihrer Freundschaft Gebrauch zu machen. Sie reisten endlich nach England zurück.

Unterdessen waren meine guten Deutschen Künstler aus Venedig angelangt, und nun hob eine Zeit für mich an, die wohl immer zu den glücklichsten Epochen meines Lebens gehören wird. Ich ging mit niemand um, als mit Künstlern, besonders mit den ausländischen, und unter diesen zeichnete ich besonders wieder

die Deutschen aus. Unter ihnen fand ich jederzeit den hellsten Sinn, das treulichste Bestreben, und am meisten innere Freyheit. Mein angestrengtester Fleiß brachte mich in kurzem so weit, daß ich mit meinen Gefährten wetteifern konnte. Sobald meine Gemählde verkäuflich waren, legte ich das Gewerbe eines Cicerone völlig nieder, zeichnete und mahlte ununterbrochen. Um den Verkauf meiner Bilder, meistens Landschaften, bekümmerte ich mich eben so wenig, als um die Anwendung des gelösten Geldes. Das erste besorgten meine Freunde, und die Summen, die zu meiner wenig kostbaren Lebensart vollkommen ausreichten, händigten sie meiner Frau ein. — Ihrer Frau? rief Juliane erstaunt; doch wahrscheinlich bloß Ihrer Haushälterin? — Nein, meiner Frau! — Wie? Sie sind verheirathet? — Wirklich getraut? fragte Eduard. — Wahrscheinlich traute sie mir, und ich habe ihr nur zu viel getraut. Es war ein sehr schönes Mädchen, eine Römerin, die uns lange zum Modell gesessen hatte. Sie

hielt sich klug und bescheiden, so daß sie von uns allen hochgehalten, und wegen ihrer grossen Schönheit sehr bewundert ward. Einige Tage fanden wir sie niedergeschlagener als gewöhnlich, ich bat sie, uns etwas vorzusingen, um sich selbst damit zu erheitern. Sie sang uns nun ein Lied, dessen Inhalt ungefähr war: wenn sie einen Mann hätte, der sie liebte, und für sie sorgen wollte, so möchte sie einzig für ihn und seine Wünsche leben, das würde dann ihr gröſstes Glück seyn. Sie sang das Lied mit einer solchen süſsen Unschuld, so schüchterner Innigkeit, und sah dabey so entzückend schön aus, daß ich, da sie während des Gesanges ihre Blicke am meisten auf mich geheftet hatte, ihren Wunsch erfüllen muſste. Sie blieb gleich bey mir. — Ich hatte meine groſse Freude an dem Kinde, wie gut sie sich nahm, und mit welchem Anstande sie dem Hauswesen vorstehen konnte. Ich muß aber gestehen, sie hätte es mir schlechter machen können, sie würde mir doch nicht weniger gefallen haben, denn ihr liebtes alles, was sie unternahm; man kann

ſich nichts reizenderes erdenken, als dieſes kleine anmuthige Weſen. Meine größte Luſt war es, ſie zu ſchmücken, und ſie jeden Tag in unſerm Zirkel in immer neuem Koſtume und unerwarteten Abänderungen aufs koſtbarſte zu kleiden, darauf verwandte ich nicht eben den kleinſten Theil meiner Einkünfte. Ich mahlte ſie unter jeder Geſtalt, und in allen erſinnlichen Stellungen, als Göttin, als Heilige, als Prieſterin, als Nymphe: dieſe Bilder ſollen mir ſehr gut gelungen ſeyn. Wir führten das einfachſte und doch tollſte Leben, das ſich erdenken läßt. Ich war der beſte Ehemann von der Welt, und ließ mich von ihr beherrſchen, ſo viel ſie wußte und vermochte; ſie lernte es immer beſſer. Je mehr ſie ihre Gewalt über mich kennen lernte, deſto impertinenter und launenhafter ward ſie; da es mir aber damals auch gar nicht daran fehlte und ich, wenn es darauf ankam, zehnmal launenhafter und tollköpfiger war als ſie, ſo entſtand nicht ſelten ein gar artiges Gepolter und Lärmen zwiſchen uns.

In unſern gewöhnlichen Abendzuſammenkünften, die bey mir gehalten wurden, ward entweder über das Werk eines groſſen Meiſters, das wir denſelben Tag geſehen hatten, geſprochen, oder es ſtellte einer unter uns, der eine Arbeit vollendet hatte, ſie zur Beurtheilung auf, oder man las auch wohl einen alten Dichter laut vor. Mitten in den ernſthafteſten Beſchäftigungen entſtand dann nicht ſelten, zur groſſen Verwunderung aller Anweſenden, ein plötzlicher lauter Lärm und Zank zwiſchen mir und meiner Frau, wovon niemand den Grund errathen konnte. Gewöhnlich war es aber nichts anders, als daß ſie mir, von den andern unbemerkt, ein Geſicht geſchnitten, das mir, wie ſie wohl wuſte, verhaßt an ihr war; dieß beantwortete ich ihr dann mit einer impertinenten Gebehrde, die ſie nicht leiden konnte, ſo ging es eine Zeitlang hin und her, ohne daß es die andern bemerkten, bis wir dann laut auf einander losfuhren. Natürlich endigte der Krieg eben ſo luſtig, als er entſtanden war. Unſre Haushaltung beſtand aber herrlich, zur

Erbauung und Beluſtigung aller Angehö-rigen.

Ich hätte füglich eine lange Reihe Jahre in denſelben Beſchäftigungen und denſelben Freuden hinbringen können, aber eine geheime Unruhe im innerſten Gemüth, ein Treiben nach einem unbekannten Gut ließ es mich ſelten rein genießen, daß es mir doch eigentlich recht wohl ging. Ich wünſchte mir einen größern Wirkungskreis, es kam mir oft ganz verkehrt vor, daß ich Kraft und Jugend einer einſeitigen Ausbildung hingegeben; es dünkte mir lächerlich, daß ich ſo viel angewendet hätte, um mich frey zu machen, und nun dieſe errungne Freyheit doch nicht in ihrem ganzen Umfang benutzte. Mein Beſtreben ſchien mir kindiſch und zwecklos, weil ich immer mehr inne ward, daß ich eigentlich gar kein Talent zur Malerey hatte; dennoch war es mir wieder gar nicht möglich, mich loszumachen, ſo wenig von meiner Lebensweiſe, als vom Anblick und dem Studium der großen Wunder der Kunſt. In manchen Stunden beunru-

higte es mich wieder, nichts über meine Geburt und meine Eltern zu erfahren, ich muſte bey jedem Schritt, den ich unternehmen wollte, befürchten, daß ich meiner eigentlichen Bestimmung entgegen arbeite. Oft fühlte ich mich zu diesen unruhigen Betrachtungen geführt, doch konnte ich mich nicht lange einer trüben Stimmung überlassen, meine Freunde sowohl als alle meine Uebungen führten bald wieder Vergessenheit alles Grams herbey.

Endlich ward mir von meiner Kleinen die nahe Aussicht zur Vaterwürde verkündet. Wie soll ich euch beschreiben, wie mir ward bey dieser Nachricht! Es geschah eine plötzliche Revolution in mir. Alles, was ich bis dahin geglaubt, gedacht, gefürchtet, gehofft, geliebt und gehaßt hatte, nahm eine andre gleichsam glanzendere Gestalt in mir an. Jetzt wußte ich, was ich wollte; ich dachte nicht mehr an ein entferntes Glück, ich hatte meine Bestimmung gefunden. Doch mich selbst verlor ich völlig dabey aus den Augen, auf das Kind bezog ich Alles: ich dachte unaufhörlich an die Art, wie ich es

erziehen, wie ich für sein Glück sorgen, und wie ich in diesem Kinde erst meine Kindheit genießen wollte, die mir selbst so getrübt worden war. Was ich von Kenntnissen besaß, suchte ich zu ordnen und fest zu halten, um es dann nützen zu können, dabey strengte ich mich mehr als gewöhnlich an, immer neue zu sammeln. Meine Einkünfte, um die ich mich sonst nie bekümmert hatte, berechnete ich jetzt mit grosser Genauigkeit; jedes Goldstück, das ich beyseite legen konnte, erhielt im voraus seine Bestimmung zum Besten des Ankömmlings. Lange Reden hielt ich an die Mutter, als sie mit einigen Einschränkungen unzufrieden war, die ich einführen wollte, in denen ich ihr Sinn für ihre neue große Würde zu geben versuchte. Ich merkte es nicht in meinem Eifer, daß sie sie mit großem Leichtsinn aufnahm. Einigemal war ich gegen meine Freunde, die sich eines Lachelns und leichten Spottes über meinen gutmüthigen Enthusiasmus nicht enthalten konnten, ernsthaft aufgebracht: sie schwiegen und sahen mir gelassen zu. Kein rauhes Lüftchen

durfte die Mutter anwehen, ich bekümmerte mich um jede Regel der Diät, ich dachte nur daran, sie in der besten und ruhigsten Stimmung zu erhalten, und vermehrte durch meine Aengstlichkeit ihre Ungeduld, so daß ich unaufhörlich von ihren Launen litt. Was habe ich nicht angewandt, sie vom Tanze abzuhalten, dem sie mit grosser Leidenschaft ergeben war! Geliebt hatte ich sie wohl eigentlich nie, aber jetzt fühlte ich wahre Zärtlichkeit für sie; sie war mir heilig. Wie weit aber war sie von diesen Gefühlen entfernt, die mich so entzückten!

Ich war genöthigt, eine Reise nach Florenz vorzunehmen, um eine angefangne Arbeit dort zu vollenden. Ich arbeitete mit solchem Eifer, daß ich in zwey Monaten vollendete, wozu ich sonst noch einmal so viel Zeit gebraucht hätte. Ich erhielt eine ansehnliche Summe, und eilte zurück zu meinen Freunden.

Ich fand meine Kleine etwas blaß bey meiner Zurückkunft, ich erkundigte mich ängstlich nach ihrem Befinden, ihre Antwort befriedigte

mich nicht, indeſſen ſchob ich es in meiner Freude auf ihren Zuſtand, denn ſie war übrigens wohl und ſröhlicher, muthwilliger, als ich ſie verlaſſen hatte. Wir ſaßen bey Tiſche, ich erzählte, fragte, überließ mein Herz den ſchönſten Eindrücken der Freude. Endlich fragte ich ſie ſo ſchonend als nur möglich, wie es zuging, daß ihr Wuchs noch ſo unverändert wäre, ich hätte nicht geglaubt, ſie noch ſo ſchlank zu finden? Meine zärtlichen beſcheidenen Fragen wurden mit lautem Gelächter beantwortet; ich ließ nicht ab, ſie ward übel gelaunt, einige heftig ausgeſtoßne Worte vermehrten meine Beſorgniß, ich drang in ſie, endlich ... ſie hatte meine Abweſenheit benutzt ... ſie hatte ſich durch künſtliche Mittel von dem Zuſtande befreyt. — Die lange Beſchwerde, ... die ewige Sorgfalt ward dem leichtſinnigen Geſchöpfe ſträflich zur Laſt, ... ſie fürchtete für ihre Schönheit! ... Gott! ich werde noch jetzt ganz verwirrt, wenn ich mich daran erinnere. ... Ich verlor alle Faſſung, alle Gewalt über mich. ... Athem und Sinne vergingen mir ... meiner ſelbſt nicht mehr,

mächtig, warf ich mein Meſſer, das ich in der Hand hatte, mit ſolcher Gewalt zu ihr hinüber ... es hätte ſie auf der Stelle tödten müſſen, hätte die Wuth mich nicht blind gemacht; es blieb über ihrem Kopf tief in der Wand ſtecken. Von meiner Wildheit erſchreckt, ſchrie ſie laut auf, und verließ eilends das Zimmer, ich war unvermögend, ihr zu folgen. —

O Florentin, ſagte Juliane, wie fürchterlich erſcheinen Sie mir! Sie hätten eine Mordthat begehen können! — Wie! war nicht ſie eine hartherzige, treuloſe, widernatürliche Mörderin? Mich, mich hatte ſie höchſt unbarmherzig gemordet! Still nur davon, und erlaubt, daß ich ende. —

Die Treuloſe hatte auf der Stelle das Haus verlaſſen, ich ſah ſie nicht wieder. Ein gewiſſer Kardinal hatte ſich ihrer angenommen. Wie ich nun erfuhr, hatte Se. Eminenz, die übrigens ein Muſter der Frömmigkeit für ganz Rom war, ihr ſchon längſt nachgeſtellt, und wahrſcheinlich während meiner Abweſenheit ſeine Abſicht erreicht. Ein heftiger Blutſturz, den ich

gleich nach jenem Auftritt bekam, drohte meinem Leben. Ich war zerstöhrt, konnte meine Kraft, meine Fröhlichkeit und meinen Trieb zur Arbeit nicht wiederfinden. Die Luft zu reisen kam mir wieder an, ich durfte es aber nicht wagen, wegen meiner angegriffenen Gesundheit. Ich mußte bey jeder etwas heftigen Bewegung Blut auswerfen. An dem Mädchen rächte ich mich weiter nicht; dem Kardinal konnte ich es aber doch nicht so hingehen lassen; ich machte einige Verse, in denen ich ihn eben nicht schonte. Es war Witz und Bitterkeit genug darin, sie kamen bald in Rom herum. Meine Geschichte war bekannt geworden, man errieth den Dichter, und zugleich die Eminenz. Er mochte es wahrscheinlich durch aufmerksame Diener erfahren haben, und für seinen Heiligenschein besorgt geworden seyn.

Ich suchte nun diese Begebenheit zu vergessen, und strengte mich an, meine alte Lebensweise wieder einzuführen, als ganz unerwartet ein Billet von meiner treulosen Schönen an

mich kam. Aus einem Rest von Anhänglichkeit für mich, rieth sie mir, so geschwind als möglich Rom zu verlassen. Se. Eminenz wären äußerst aufgebracht auf mich, und hätten beschlossen, mich auf die Galeeren zu schicken, ich wäre also keinen Tag sicher in Rom. Se. Eminenz hätten ihr versichert, ich hätte diese Strafe verdient, nicht allein wegen des boshaften Pasquills, wofür er sich niemals rächen würde, das er mir auch schon von Herzen vergeben habe, sondern sowohl wegen der abscheulichen Absicht sie zu ermorden, nachdem ich sie gewaltsam verführt habe, als auch wegen meiner Irreligiosität, und des gottlosen Planes, eine heidnische Sekte zu stiften, zu welchem Ende ich geheime Zusammenkünfte mit jungen Künstlern gehalten habe, wobey wir lästerliche Reden gegen den katholischen Glauben ausgestossen, und verschiedene heidnische Gebräuche eingeführt hätten. Ueberdieß wäre ich schon längst verdächtig, und ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für die Polizey, weil von auswärts her von gewissen Leuten Nachfrage nach meiner

Aufführung geschehen sey; ich müßte mich also schon längst verdächtig gemacht haben. —

Denkt euch! denkt euch diesen Abgrund von Absurdität! Es lag mir nichts daran, mich zu vertheidigen, ich hätte es leicht gekonnt. Es war mir gleichgültig, wo ich lebte, Italien war mir aber verhaßt. Ich verließ Rom noch in derselben Stunde. Weil ich die Bewegung des Fahrens nicht ertragen konnte, ging ich zu Fuß nach Civita Vecchia, einige von meinen guten Gefährten gingen mit mir bis dahin. Hier schiffte ich mich nach Marseille ein. Dort war die Luft, und die ruhige Einförmigkeit meines Lebens, meiner Gesundheit so zuträglich, daß ich in einigen Monaten wieder völlig hergestellt war. Auf wiederholte Briefe an Manfredi bekam ich keine Antwort. In der Folge erfuhr ich, daß sein Regiment die Garnison verändert habe, und meine Briefe wahrscheinlich nicht an ihn gelangt waren. Damals glaubte ich aber zu meinem tiefsten Schmerz, er habe sich von mir gewandt. Ich schrieb dieß dem Marchese zu, der wahrscheinlich den Nachrich-

ten aus Rom zufolge eine ſchlechte Meynung von mir bekommen, und ſie ſeinem Sohn mitgetheilt hatte. An den Marcheſe ſelbſt ſchrieb ich alſo nicht, ich glaubte ſeine Antwort vorher wiſſen zu können.

Nun durchwanderte ich einſam einen großen Theil von Frankreich; die ſchönen Träume und Bilder waren von mir gewichen, die ſonſt auf jeder neuen Reiſe vor mir herflogen. Mein Herz hatte ſich verſchloſſen, und ſo blieb ihm auch alles verſchloſſen. Ich lebte von Porträtmahlen. Hatte ich mir an einem Ort einiges Geld erworben, ſo reiſte ich weiter. Manches zog mich an, aber nirgends wurde ich feſt gehalten. Allenthalben fand ich dieſelben Gewohnheiten, dieſelben Thorheiten wieder, denen ich ſo eben entgehen wollte. Ein Vorurtheil hing am andern, und an dieſer Kette ſah ich die Welt gelenkt und regiert. Allenthalben fand ich Sklaven und Tyrannen; allenthalben Verſtand und Muth unterdrückt und gefürchtet, Dummheit und niedrige Geſinnung beſchützt von denjenigen, denen ſie wieder als Pfeiler diente.

Ich trieb mich in Paris umher, es war mir nach und nach ein gar ſchlechter Spaß geworden, Geſichter aller Art für baare Bezahlung zu konterfeyen, und für dieſes ſündlich erworbene Geld ein leeres thörichtes Leben weiter hinaus zu ſpinnen, und die Erfahrung immer zu wiederholen, daß ich nirgends hinpaſſe.

An einem öffentlichen Ort kam ich zufällig in ein Geſpräch mit einem Engliſchen Manufakturiſten, der auf Frankreich ſchimpfte, und mir die Engliſche Freyheit rühmte; mir fiel das Verſprechen ein, das ich meinen Lords in Rom gegeben hatte, — in wenigen Tagen war ich in London. Hier fand ich nur den einen Lord, der andre, der den Nobile getödtet hatte, wohnte auf ſeinem Landſitz. Eine Zeitlang lebte ich nun mit jenem im Cirkel der Londoner Elegants. Ich fand aber keine Luſt an ihren Routs und Punſch und tollen Wetten, worin ſie den Ehrgeiz des guten Tons ſetzten. Die Geſellſchaft ihrer Frauen erfreute mich nicht; ihre Fabriken, Manufakturen, ihr Geld, ihr Hochmuth, ihre Nebel und ihre Stein-

Fehlen machten mich traurig und schwermüthig. Und ihre Freiheit, die mir so oft gepriesene? ... Ich war bey einer Debatte im Unterhause zugegen ... und nun war ich bestimmt entschlossen, und es bleibt unwiderruflich dabey, ich gehe zur republikanischen Armee nach Amerika. Es muß jenen Menschen gelingen, sich frey zu machen, da sie nicht von falschem Schimmer geblendet sind, den man ihnen anstatt des ächten Goldes aufdringen will. Meine Kraft und meine Thätigkeit sey ihnen geweiht. Bey diesem Gedanken erwachten Muth und Freudigkeit wieder in mir, für die Amerikanische Freiheit fechten, dünkte mir ein würdiger Endzweck.

Ich setzte einen Tag fest, an dem ich wieder nach Frankreich wollte. Den Tag vorher hatten meine Londoner Herren ein Pferderennen, zu dem sie mich mit zogen; ich folgte mit einigen andern den Rennern, mein Pferd stürzte, ich ward heftig herunter geschleudert; ohne es zu achten, stieg ich wieder auf, fühlte mich aber, nach einer kurzen Anstrengung ih-

nen zu folgen, so angegriffen, daß ich mich nach Hause mußte bringen lassen. Meine Brust war durch den Fall aufs neue verletzt worden, ich war krank, allein und verlassen. Mein Geldvorrath war erschöpft, was noch übrig war, reichte kaum hin, mich wieder herzustellen. Um dieses zu beschleunigen, wollte ich einige Zeit auf dem Lande leben; die Luft in London war mir höchst schädlich. So bald ich es nur wagen durfte, so weit zu gehen, machte ich mich auf, um meinen Lord auf seinem Landhause zu besuchen, und mich bey ihm völlig zu erholen.

In seinem mit der gewöhnlichen Pracht der Englischen Land-Paläste errichteten Wohnsitz fand ich alles in bunter, lauter Freude und Lustbarkeit. Der Lord hatte sich vor wenigen Tagen mit einer reichen Erbin vermählt, und man war noch sehr mit den Festen beschäftigt. Ich kam zu Fuß, war matt, bleich und im Kostum eines Fußgängers. Ich mußte lange stehen, eh ich jemanden fand, der mich Sr. Herrlichkeit melden wollte. Es gab

eine Zeit, wo ich es nicht so geduldig abgewartet hätte, aber ich war krank, und mein Geist gebeugt. Des Stehens im lärmenden Versaal endlich müde, schickte ich eine Karte mit meinem Namen hinein, und setzte dazu, ich wäre im Garten. Ich ging wirklich dahin und setzte mich auf die erste Bank, die ich fand. Bald darauf kam auch der Lord mit einem wahren Festtagsgesicht, das immer länger ward, je näher er mir kam, und mein Aussehen und meinen Aufzug gewahr ward. Seine ganze Haltung schwebte zwischen Erstaunen und Verlegenheit. In jeder andern Stimmung hätte mich Se. Herrlichkeit sehr belustigt, jetzt war es mir aber ganz gleichgültig; es war ein schöner warmer Herbsttag, der Sonnenschein that mir wohl, ich legte mich bequem auf den schönen Sitz und ließ den Lord sich wundern und nicht begreifen. Seine Fragen beantwortete ich ihm zur höchsten Nothdürftigkeit; er wußte bald, wie es gegenwärtig mit mir stand, und mein Begehren, einige Zeit lang bey ihm auf dem Lande zu weh-

nen. Nach einigem Huſten und Räuſpern, und einem ſehr bedeutenden Spiel mit Uhrkette und Hemdkrauſe, erzählte er mir endlich: während ſeiner Rückreiſe nach England ſey ſein Vater plötzlich geſtorben, und habe viel Schulden und die Güter in Unordnung gelaſſen. Auch er habe nach gemachter Rechnung, auf ſeinen Reiſen weit mehr ausgegeben, als ihm eigentlich erlaubt geweſen. Schon auf dem Punkt, ganz ruinirt zu ſeyn, habe er ſeine geſammelten Schätze der Kunſt und die größten Seltenheiten alle verkaufen müſſen, was doch nicht zugereicht habe, ihn wieder in Ordnung zu bringen; er ſey aber jetzt ſo glücklich geweſen, eine ſehr reiche Frau zu finden, durch deren Vermögen er ſich wieder in den Stand geſetzt ſahe, ſeinen alten Glanz anzunehmen. Er finde ſich überaus glücklich; nur auf das Glück, ſeinen alten Freunden öffentlich viel zu ſeyn, müſſe er Verzicht thun; heimlich könne er aber manches für ſie thun. Seine Anverwandte und die Familie ſeiner Gemahlin, die jetzt zu ſeinem Glück alles gethan habe, müſſe er durchaus hierin

schonen, und ihnen nicht das Zutrauen neh-
men, daß er von seiner Neigung zur Ver-
schwendung geheilt sey, wovon sie immer noch
einen Rückfall befürchteten. Da sie nun seinen
Aufenthalt in Italien als den Hauptgrund sei-
nes Verderbens ansähen, so sey ihnen alles ver-
dächtig, was von dort herkomme, besonders
alle Künstler, und was damit zusammenhänge.
Jetzt sey die ganze Familie noch in seinem
Hause zu den Vermählungsfesten versammelt,
und er sowohl als ich würden viel von ihrer
üblen Laune und ihrem Verdacht zu leiden ha-
ben, wenn er mich als Künstler und Bekannt-
schaft aus Italien bei ihnen einführen wolle
te; das, was er mir schuldig sey, was ich für
ihn gethan, komme in keinen Betracht bey ih-
nen, da er jene Geschichte mit einigen andern
Umständen erzählt habe, und sie nur die Summe
berechneten, die er an jenem Abend im Spiel
verloren. Seine Freundschaft und ewige Dank-
barkeit sey noch immer dieselbe für mich; ich
sollte nur erst eine andre Toilette machen, und
in einem Wagen oder zu Pferde bey ihm an-

kommen, dann wollte er mich unter fremden Namen, als Graf oder Marquis vorstellen; unter diesem Titel könnte ich eine Zeit lang, wie zum Besuch, bey ihm bleiben. Alsdann wollte er mir eine bequeme Gelegenheit, nach Frankreich zu reisen, verschaffen, und mir einige sehr gute Empfehlungen dorthin mitgeben. Sollte ich mich aber nicht in diese Maßregeln fügen können, so möchte ich wenigstens nicht die kleinen Beweise seiner Dankbarkeit und Freundschaft verschmähen, und erlauben, daß er sich zum Theil der großen Verbindlichkeiten entledige, die er mir habe. Wo ich auch wäre, sollte ich mich seiner erinnern, und immer auf seine Freundschaft rechnen. Während dessen hatte der großmüthige Lord einen Geldbeutel hervorgezogen und ihn neben mir auf die Bank hingelegt.

Als ich merkte, daß er nichts mehr zu sagen hatte, und irgend eine Antwort erwartete, stand ich auf, setzte meinen Hut gelassen auf, wandte mich und ging hinaus, ohne ein Wort zu sagen. Ueberdieß war auch eben die Sonn

untergesunken. Wie lange er mir nachgesehen haben mag, weiß ich nicht.

Mir war leichter, da ich hinaus ging, als da ich herein trat. Der Auftritt hatte meiner Laune ganz wohl gethan, mir war so leicht wieder zu Sinn, als seit lange nicht; es war mir, als hätte ich eine große Rechnung im Leben abgeschlossen, und könnte nun auf neues Conto wieder anfangen.

Ich genoß im nahen Gasthofe einiger ruhigen Stunden, in denen ich überlegte, was ich nun thun wolle? Zur Armee konnte ich noch nicht, ich hätte bey meiner angegriffenen Gesundheit das Soldatenleben nicht ertragen, es ging überdieß zum Winter. Ich ging zurück nach London, verkaufte meine überflüssigen Habseligkeiten, und so mit recht frischem heitern Sinn, der nicht wenig dazu beytrug, daß ich bald wieder Kräfte und Gesundheit erlangte, verließ ich England und schüttelte den Staub von meinen Füßen, als ich wieder zu Calais anlangte.

Im südlichen Frankreich hoffte ich zuerst meine Gesundheit wieder zu erlangen, ich beschloß also hin zu wandern und den Winter unter jenem milden Himmel abzuwarten. Den Fußreisen fing ich an vielen Geschmack abzugewinnen; es giebt keine lustigere und abentheuerlichere Art zu reisen, wenn es einem eben nicht darauf ankömmt etwas später an das Ziel seiner Reise zu gelangen, oder wenn man, was noch schöner ist, seiner Reise kein Ziel zu setzen braucht.

Freylich mußte ich nun wieder zum Porträtmahlen meine Zuflucht nehmen, um durchzukommen. Es ward mir aber schwerer und zuletzt ganz unmöglich, eine Kunst, die die Göttin, das Glück und die Gefährtin meiner schönen und glücklichen Tage gewesen war, im Unglück als Magd zu gebrauchen. Ich behalf mich oft lieber äußerst kümmerlich, litt manchen Tag lieber wirklich Noth, ehe ich mich dazu entschloß. Ich half mir sinnreich genug, und auf unzählige Weisen durch; eine der angenehmsten war mir darunter, als Spiel-

mann von Dorf zu Dorf verſorgt zu wer-den.

Auf meiner Wandrung machte ich zufällig die Bekanntſchaft eines Schweizers, der mit ſeiner kranken Frau den Winter in Frank-reich zubringen wollte, um ſie wenigſtens ſo lang als möglich zu erhalten, da keine Hoff-nung zu ihrer völligen Wiederherſtellung war. Sie ſtarb während des Winters, und er, der über ihren Verluſt ſehr trauerte, bat mich, ihm auf ſeiner Rückreiſe nach Baſel Geſell-ſchaft zu leiſten. Ich nahm es gern an, ich hatte die Schweiz noch nicht geſehen. Um ſich zu erheitern, reiſte er nicht geradezu nach Baſel, wo er wohnte, ſondern begleitete mich vorher auf meinen Zügen in den Alpen. Ich machte einige gutgelungene Zeichnungen, die er behielt. Unter dieſen Beſchäftigungen verſtrich wieder der Sommer; nun ging ich mit ihm nach Baſel, wo ich durch ihn in einigen artigen Häuſern bekannt ward.

Die Härte des Winters hielt mich lang in Baſel, während dem gab ich Unterricht

im Zeichnen und Mahlen. Einigen liebenswürdigen Menschen dort habe ich gar vieles zu verdanken, ohne daß sie es vielleicht ahnden. Auf ihren Rath, und durch ihr Lob aufmerksam gemacht, lernte ich Deutsch und einige eurer guten Dichter kennen. Sie gaben mir glückliche Stunden, und rechtfertigten meine Vorliebe für die Deutschen. Ich ward durch sie bewogen noch erst durch Deutschland zu reisen, und mich noch länger den Stürmen eines ungewissen Lebens hinzugeben, eh ich zu meiner Bestimmung gelange. So bald man nur hoffen durfte, daß die Kälte nicht mehr zurückkehren würde, habe ich mich von Basel aufgemacht; ich habe einige schöne Theile von Deutschland durchreist, und fühle mich so gestärkt an Leib und Seele, daß ich nun meinen Entschluß gewiß auszuführen gedenke. Mich treibt etwas unnennbares vorwärts, was ich mein Schicksal nennen muß. Es lebt etwas in mir, das mir zuruft, nicht zu verzagen, und nicht bloß zu leben, um zu leben,

ich muß meinen Endzweck, ich muß das Glück, das ich ahnde, wirklich finden. —

Ihr wolltet es so, meine guten Freunde, da habt ihr also die Erzählung meiner wichtigsten Begebenheiten. Es sind wunderliche Bilder der Vergangenheit in mir rege geworden, bey denen ich mich vielleicht zu lange aufgehalten habe, sie haben sich meiner bemeistert. Laßt es geheim zwischen uns bleiben, was ich euch erzählt habe. Es giebt Menschen, die das, was man ihnen sagt, selten so nehmen, wie man es sagt, und wie man es genommen haben will, sondern aus eigner Bewegung noch ganz etwas anders dahinter suchen und vermuthen. Der Himmel gebe, daß euch meine Erzählung keine Langeweile gemacht, und daß ihr jetzt nicht übler von mir denkt als vorher.

Beyde versicherten ihn ihrer freundschaftlichsten Theilnahme, und daß er ihnen vielmehr jetzt noch werther geworden sey. Sie unterhielten sich noch mit ihm über diese und jene Begebenheit, die ihnen aufgefallen war.

Juliane erkundigte sich genauer nach den Namen, Verhältnissen und den Personen, die darinn vorkommen. — Fragen Sie mich nicht um dergleichen Zufälligkeiten, liebe Juliane, sie gehören nicht auf die entfernteste Weise zu mir, und von mir sollte ich Ihnen erzählen! Hinz oder Kunz, es ist einerley. Wenn es Ihnen so um den deutlichen Begriff der Persönlichkeit zu thun ist, so können Sie sich Personen nach Ihrer Bekanntschaft dazu denken, man findet sehr leicht passende Vorbilder. Und nun, bevor wir uns auf den Rückweg machen, lassen Sie uns noch erst tiefer ins Gebirge hineingehen, dort von dem Gipfel eines Berges, den ich kenne, ist eine Aussicht, die ich, eh die Sonne untergeht, zeichnen und Ihnen, lieben Freunde, als ein Gastgeschenk und ein Andenken dieses Tages zurücklassen will. Die Sonne steht nicht mehr hoch, es hat sich ein kleiner Wind erhoben, und Sie können ohne Beschwerde gehen, Juliane. —

Jene waren es wohl zufrieden, man machte ſich auf den Weg, und im Gehen ſagte Florentin: jene Ausſicht habe ich aus einem ganz beſondern Grund zum Abzeichnen erſehen. Man ſieht von dort ein Haus, das mich durch ſeine Bauart und eine Aehnlichkeit in der Lage an eine luſtige Geſchichte erinnert, die ich euch noch erzahlen will. Ihr mögt euch meiner dabey erinnern, wenn ich fern bin, und ihr die Zeichnung beſchaut in friedlichen Tagen.

Als ich in Venedig war, ließ ich mich in einer der ſchönen Nächte mit einigen jungen Leuten auf dem Golfo herum fahren. Wir machten Muſik, und waren voller Muthwillen und Luſt. Einer unter ihnen hatte eine gute Freundin, die in einem Landhauſe nicht weit vom Ufer wohnte, es fiel ihm ein, ihr eine Muſik unter ihrem Fenſter zu bringen, und er bat uns ihn zu begleiten: wir willigten ein, und ſtiegen ans Land. Die Muſik ward gebracht, und ſo gnädig aufgenommen, daß man uns

alle einlud ins Haus zu kommen, um Erfrischungen einzunehmen. Der gute Freund ging sogleich hinein, wir andern entfernten uns bescheiden, nachdem wir einen Ort bestimmt hatten, an dem wir uns wieder zusammen finden wollten. Wir zerstreuten uns; was die andern anfingen weiß ich nicht, ich ging am Ufer des Golfo entlang, freute mich über die entzückende Aussicht, die in glänzendem Mondlicht vor mir lag, und hörte dem Gesang der Gondeliere zu, und der verschiedenen Musik auf den Gondeln, die hin und her schwammen. So fortwandelnd, sah ich mich auf einmal vor einem Gitter, das ein anmuthiges Blumen-Parterr umschloß, von dem die Gerüche die Luft um mich her durchwürzten. Am andern Ende des Parterrs, dem Gitter gegenüber, war ein Haus sichtbar mit einem Balkon, der nur wenig von der Erde erhöht war, auf demselben standen die Thüren offen, die nach einem Zimmer zu führen schienen, aus dem ein helles Licht schim-

merte, und der Gesang einer weiblichen Stimme, von einer Guitarre begleitet, erscholl. Das Ganze zog mich hinlänglich an, um mich etwas näher umzusehen. In einem Augenblick sprang ich über das Gitter, und stand dicht vor dem Pfeiler, wo ich das ganze Zimmer hinter demselben übersehen konnte.

Es war ein weiblich gebauter Salon, der so geschmackvoll und zierlich prächtig dekorirt war, als ich es selten gesehen habe. Besonders zog meine Blicke ein schöner Fußteppich an, mit grünem Grund, auf den zerstreute Rosen eingewirkt waren, der sich gegen die glänzenden mit Gold verzierten Wände sehr schön ausnahm. Das Ganze ward von einem krystallnen Kronleuchter zauberisch beleuchtet. Eine schöne junge Frau, im leichtesten zierlichsten Gewande, die schwarzen Haare eben auf dem Kopfe zusammengeknüpft, ging singend auf diesem Teppich mit leichtem Fuß umher, in ihrem Arm ruhte die Guitarre, die sie mit vieler An-

muth spielte. Einige große Spiegel an der gegen uns überstehenden Wand vervielfachten das Bild der reizenden Gestalt im Vorüberschweben. Ich war wie festgebannt, ich konnte mich nicht satt sehen. Sie legte die Guitarre hin, und zog eine Schelle, ein Lakay in reicher Livree trat herein und brachte Erfrischungen, sie setzte sich nun auf den Sopha dicht am offnen Balkon und verzehrte einige Orangen, die sie erst mit großer Zierlichkeit schälte. Die unbedeutendste Bewegung gefiel mir an ihr. Ich mußte es wagen, sie zu sprechen, das war gewiß. Ohne mich lange zu besinnen, sang ich halb leise einige Verse auf dieselbe Melodie, die sie so eben gesungen hatte. Ich konnte sie genau dabey beobachten: erst war sie erschrocken, dann staunte sie, zuletzt ward sie aufmerksam, ich hörte auf und seufzte tief. Einen Augenblick besann sie sich, dann trat sie auf den Balkon heraus; sie sprach einige Worte, aus denen ich merkte, daß sie mich für einen andern nehmen mußte.

Ich antwortete so, daß sie nicht sogleich aus dem Irrthum gerissen ward. Als ich hoffen durfte, daß die Unterhaltung sie genugsam interessirte, gab ich ihr zu verstehen, daß ich ihr unbekannt sey. Sie war aufgebracht, ging zurück, sprach aber doch immer weiter durch die offen gebliebene Thüre; es währte nicht gar lange, so hatte ich sie wieder durch Bitten und Schmeicheleyen auf den Balkon gezogen. Sie wollte meinen Namen wissen, ich sagte ihn ihr, sie schien einiges Zutrauen zu gewinnen als sie ihn hörte. Sie hatte schon viel zu meinem Vortheil gehört, sagte sie, und schon lange gewünscht mich persönlich zu kennen. Was konnte sie mir erfreulicheres sagen? Auch war unsre Bekanntschaft mit diesen wenigen Worten so gut als befestigt. Meine Rolle war etwas schwierig, ich mußte durchaus sie schon gesehen, gekannt, geliebt haben, sonst wäre mein Eindringen ganz unverzeihlich gewesen, auch sprach sie ganz so, als, ob mir alle ihre Verhältnisse bekannt

ſeyn müßten, da ich doch nicht das mindeſte, nicht einmal ihren Namen wußte, und ſie zum erſten Mal ſah.

Gewandtheit und Dreiſtigkeit halfen mir glücklich durch. Nach einigen kleinen Debatten erhielt ich Erlaubniß, ſie den folgenden Abend an demſelben Ort wieder zu ſehen. Ich mußte nun gehen, ich fand meine Gefährten am beſtimmten Ort wieder, und ſchloſſe mich mit ihnen an. Auf meine Erkundigung erfuhr ich von ihnen, wer meine ſchöne Unbekannte ſey. Die Nachrichten waren gut und erfreulich. Aus einem großen Hauſe, vom Kießer an einen Mann vermählt, der alt genug war ihr Großvater zu ſeyn: ſie lebte größtentheils auf dem Lande, wo ihr Gemahl ſie dann und wann beſuchte. Sie liebte ihn nicht, war keine Feindin der muntern Geſellſchaft, ... kurz ich fand keine Urſache zu verzweifeln.

Die folgende Nacht fand ich mich wieder vor dem allerliebſten Balkon ein. Daſſelbe Licht, derſelbe Mann. Ich ſtand nicht lange, als ſie herauskam, ſie ſprach freundlich mit

mir, ich bat um Erlaubniß zu ihr hinauf zu kommen, sie verweigerte es nur schwach, ich ward dringender, sie nachgebender; mit einem Sprung war ich auf dem Balkon zu ihren Füßen. Das Geständniß ihrer Liebe entzückte mich. Nun saß ich ihr gegenüber, auf demselben Teppich, von demselben Kronleuchter beleuchtet. Sie saß wieder auf demselben Sopha, schälte Orangen, die sie mit mir theilte, ich war wie berauscht, meine Sinne waren gefangen. Einige Stunden waren schnell verscherzt, nun verlangte sie, ich sollte wieder fort; dieser plötzliche Wechsel von Sprödigkeit, mich nicht länger bei sich zu behalten, konnte mir nicht sehr einleuchten, ich bestand darauf nicht fortzugehen, und es ward mir erlaubt zu bleiben. Doch mußte ich wieder hinaus auf den Balkon, um dort zu warten, bis sie mich wieder rufen würde, und ihre Frauen erst fortgeschickt. Die Lichter wurden ausgelöscht, ich mußte lange draußen stehen, es fing an zu regnen, ich ward verdrießlich, Langeweile war mir von je her unter jeden Umständen unleidlich. Endlich kam

eine Gestalt, die mich bey der Hand nahm, nicht die bekannte, es war eine vertraute alte Kammerfrau, sie führte mich durch einige finstre Zimmer, jedes Umstand fiel mir unangenehm auf. Endlich öffnete sie eine Thür und ging zurück. Die Gebieterin kam mir entgegen, sie war im nachlässigen Nachtgewande, sehr schön, das Zimmer äußerst prächtig, der Schein einer Lampe erleuchtete es nur dämmernd, alles war kostbar, unermeßlich, aber es war nicht jenes Zimmer, jene Erleuchtung, jene Spiegel, jener süße Duft; mich umgab nicht der süße Zauber Luft, es war nicht dieselbe Grazie, die umherschwebte. Ich sehnte mich nach dem Zimmer, nach der Luft jenes kleinen Tempels, der mich zuerst so freundlich begrüßt, und meine Fantasie gefangen genommen hatte. Das ganze reizende Bild war mir entrückt, meine Wünsche mir fremd geworden. Ich setzte mich neben die schöne gütige Dame, und sprach einiges mit ihr, wahrscheinlich waren es höchst gleichgültige abgeschmackte Phrasen, die die Dame sehr heiter machten, und

eben so gleichgültig beantwortet wurden. Es gab einen Augenblick der sonderbarsten verlegensten Stille, ich fühlte das unschickliche, wollte durchaus wieder in meine vorige Stimmung kommen, die Anstrengung gelang mir schlecht, ich ward völlig verdrießlich, und ... schlief endlich ein! Als ich erwachte, schien der Tag hell ins Zimmer hinein; ich fand mich allein, noch auf demselben Sopha: es währte einige Minuten eh ich mich entsinnen konnte, wie ich in dieses Zimmer gekommen, und was mit mir vorgegangen war? Aber mit welcher Beschämung fiel mir nun mein ganzes Abentheuer und mein unerklärlich albernes Benehmen ein. Die Thüren waren alle offen, kein Mensch kam mir in den Weg, ich schlich mich unbemerkt aus dem Hause, und eilte aus der Gegend, so schnell als möglich. Ich war überzeugt, daß meine Geschichte so höchst lächerlich, als sie wirklich war, und gewiß mit den unvortheilhaftesten Zusätzen, in Venedig herumkommen würde, und traute mich gar nicht, mich die erste Zeit wieder dort sehen zu

lassen. Ich verließ also Venedig auf einige Monate, und zog aufs Land. Das war die Zeit, von der ich Ihnen erzählt, die ich unter Hirten auf dem Lande gelebt habe. —

Dieß ist gegen die Abrede, Florentin, sagte Juliane, diese Geschichte gehörte noch zu ihren Confessionen! —

Eilftes Kapitel.

Die Zeichnung war beynahe ganz angelegt, als die Sonne sich auf einmal hinter eine dicke Wolke verbarg, die ein plötzlicher Wind von Abend her am Horizont heraufstrich; es donnerte in der Entfernung. Unsere Wanderer rüsteten sich auf, um vor dem nahenden Gewitter noch ein Dorf zu erreichen, von dem sie nicht weit entfernt waren. Das Wetter zog sich aber schneller zusammen, als sie dahin gelangen konnten. Ein Wirbelwind jagte den Staub wie eine dichte Wolke über ihnen empor, der Donner kam näher, die Blitze wurden stärker, einzelne große Regentropfen fielen. Juliane ward ängstlich, sie lief aus allen Kräften,

bald verſetzte der Sturm ihr den Athem, der Staub verdunkelte, und verletzte ihre Augen. Sie fürchtete eben ſo ſehr auf freyem Felde zu bleiben, als Schutz unter einem Baume zu ſuchen. Ihre Füße waren vom Laufen auf den ſpitzen Steinen wund geworden, und ſie ſtieß allenthalben an.

Ein ſtarker Blitz, dem der Donner gleich nachfolgte, fiel vor ihnen nieder, Julianens Knie wankten, ſie fiel halb ohnmächtig zu Boden. Die beyden Freunde nahmen ſie abwechſelnd in ihre Arme, und trugen ſie fort. Das Gewitter war nun ganz nahe, Blitz und Donner wechſelten unaufhörlich, der Regen ſtrömte in Güſſen herab.

In der Verwirrung verfehlten ſie den rechten Weg zum Dorfe, ſie irrten, für Julianens Geſundheit beſorgt, ängſtlich umher; endlich erblickten ſie, indem ſie an einem Bache hinauf gingen, am jenſeitigen Ufer eine Mühle, die einſam im Thale lag, von Bergen umſchloſſen. Eine Brücke ging nicht hinüber, ſie riefen laut; aber der Sturm und das Rauſchen des

Bachs war lauter als ihre Stimmen. Endlich gelang es ihnen nach vielem Winken und Rufen bemerkt zu werden; einige Müllerburschen kamen mit einem Kahn zu ihnen herüber, nahmen die beyden Freunde und die vor Angst und Müdigkeit halb todte Juliane ein und brachten sie nicht ohne Mühe über den vom Regen angeschwollenen Bach nach der Mühle.

Sie waren vom Müller und von seiner Frau nicht gekannt, wurden aber gastfrey aufgenommen. Eduards erste Sorge war trockne Wäsche und Kleider für Julianen zu verschaffen. Eine neue Verlegenheit entstand. Sie mußten Julianens Geschlecht der Müllerin entdecken, diese war erstaunt und getraute sich nicht, ihnen zu glauben. Nach vielen Bitten und Betheurungen ließ sie sich endlich bewegen, Wäsche und Kleider für Julianen herzugeben, und ihr bey der Umkleidung hülfreich zu seyn, denn die arme war so erschöpft, daß sie kaum zu stehen vermochte. Während sie umgekleidet und zu Bette gebracht ward, war in der daran

ſtoßenden Stube ein Kaminfeuer gemacht wor-
den; Eduard und Florentin waren dabey be-
ſchäftigt, ihre Kleider zu trocknen. Die Müh-
lerin trat aus der Kammer, und berichtete ih-
nen, „die Jungfer wäre eingeſchlafen!“ Sie
ſah die jungen Leute mit mißtrauenden neugie-
rigen Blicken an. Sie konnte ſich das Ver-
hältniß auf keine rechtliche Weiſe erklären, in-
dem dieſe junge ſchöne Perſon, von deren Ge-
ſchlecht ſie nun völlig überzeugt war, mit den
beyden Männern ſtehen müſſe. Sie hatte aller-
ley Vermuthungen, ſchmiedete ſich irgend einen
Zuſammenhang, den ſie ihnen in nicht gar
feinen Wendungen deutlich zu verſtehen gab.
Zuletzt ſagte ſie etwas ängſtlich: „ſie habe zwar
„ihre Hülfe nicht verſagen dürfen, aber weder
„ſie noch ihr Mann würden gern Leute beher-
„bergen, die ſich zu verbergen Urſache hätten;“
und mehr ſolcher Redensarten, die eben keine
günſtige Meynung von ihren Gäſten ver-
riethen.

Die beyden beluſtigte ihre Beſorgniß, und
ſie vermehrten ſie muthwillig durch geheimniß-

volle Bitten, sie nicht zu verrathen. Florentin trieb tausend kleine Possen um sie her und suchte sie durch Schmeicheleyen und artigen Scherz freundlich zu erhalten. Sie schien dafür auch gegen ihn besonders gefällig, und Eduard zog sie deshalb auf. Bald war sie so dreist gemacht, daß sie sich einige zweydeutige Späße über Julianen erlaubte, deren Stand sie weit entfernt war zu ahnden. Sie drang immer mehr mit Fragen in sie, die aber nicht ernsthaft beantwortet wurden. Der Müller war unterdessen seinen Geschäften nachgegangen, und hatte seiner Frau die Sorge für die Wanderer überlassen.

Juliane erwachte nach einem kurzen Schlummer und hörte zu ihrer nicht geringen Beschämung die Zweifel und den Argwohn der Müllerin. Sie gab ein Zeichen, daß sie erwacht sey, Eduard eilte zu ihr ans Bett, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen; sie bat ihn, diesen für sie sehr verdrüßlichen Auftritt zu endigen, und die Frau über ihren Irrthum ernsthaft aufzuklären; sie hatte zwar anfangs

gewünſcht, unbekannt zu bleiben, lieber wollte ſie aber dieſen Vorſatz aufgeben und ihren Namen entdecken, um den Vermuthungen und den Zudringlichkeiten der Frau ein Ende zu machen. Eduard ging ſogleich wieder hinaus, und verkündigte ihr nun, wen ſie unter ihrem Dache bewirthe. Juliane rief ſie zu ſich, und beſtätigte, was Eduard geſagt hatte; aber die Frau wollte ihnen durchaus nicht glauben. Alles was ſie zu ihrer Beglaubigung vorbringen mochten, ſchien eben dem Argwohn der guten, etwas einfältigen Frau nur neue Nahrung zu geben; „das machen Sie mir nicht weiß, rief ſie, daß meine gnädige Herrſchaft zu Fuß, ohne Bedienten und verkleidet ausgehen wird!“ Hieronimus lachte ausgelaſſen über dieſe teile Begebenheit, Juliane mußte trotz der Verwirrung auch lachen. Die Müllerin lief hinaus und holte ihren Mann. Dieſer ſah kaum Juliannen etwas genauer an, als er ſie gleich erkannte: er hatte ſie oft geſehen, wenn er in ſeinen Geſchäften aufs Schloß gekommen war, in der Männerkleidung aber, blaß und ohnmäch-

tig, mit naſſen herunterhängenden Haaren, beym Eintritt nicht wieder erkannt; er bat ſie ſehr wegen des Verdachts ſeiner Frau um Verzeihung, ſuchte dieſe, ſo gut als er vermochte, zu entſchuldigen, und verließ ſogleich das Zimmer wieder.

Die Müllerin war beſchämt und verwirrt, ſie erbot ſich zu allen Dienſten mit der größten Bereitwilligkeit, und erkundigte ſich nach den Befehlen der jungen Gräfin. Vor allen Dingen bat Juliane, ihr einen Boten zu verſchaffen, den ſie aufs Schloß ſchicken könnte, um ihren Wagen heraus zu holen, weil ſie gleich nach Hauſe fahren wolle. Die Nacht war aber unterdeſſen völlig hereingebrochen, das Gewitter hatte zwar aufgehört, aber der Sturm war noch ſtark und der Regen ſtrömte gewaltig herab, dabey konnte man in der Finſterniß nicht einen Schritt vor ſich ſehen. Der Müller entſchuldigte ſich, daß er jetzt niemand über den Bach konne fahren laſſen, es wäre beynahe unvermeidliche Lebensgefahr dabey, da er vom Regen ſehr angeſchwollen ſey, und der Sturm

den Kahn gegen die Pfähle ſchleudern möchte. Bis zu Tages Anbruch müßte ſie alſo geduldig warten. Man erkundigte ſich, ob nicht noch ein andrer Weg als der über den Bach nach dem Schloß führte? Es ging allerdings noch einer durch das Gebürge, dieſer führte aber ſo weit herum, daß der Bote doch nicht vor dem andern Morgen anlangen würde.

Juliane befand ſich in unbeſchreiblicher Angſt, wegen der Angſt ihrer Eltern. Sie zitterte und weinte, ihre Fantaſie füllten die ſchreckhafteſten Vorſtellungen. Eduard war bereit, ſich ſelbſt über den Bach zu wagen, nur um ſie deſto eher zu beruhigen; hierin willigte ſie aber auf keinen Fall ein. — Wollen Sie mich hier allein laſſen, rief ſie, und ſich ſelbſt in Gefahr geben? das würde ja meine Angſt noch vermehren! Sie verſprach endlich, geduldig den Tag abzuwarten. Nun wollte ſie verſuchen aufzuſtehen, ſie fühlte aber eine ſolche Mattigkeit und ſo große Schmerzen an ihren Füßen, daß ſie ſich entſchließen mußte, im Bette zu bleiben.

Die Müllerin hatte ein Abendeſſen bereitet. Eduard und Florentin ſetzten ſich vor das Bett; auf eine ſolche Ermüdung fehlte es unſern jungen Wanderern nicht an Eßluſt, und wären die Speiſen auch nicht ſo niedlich und ſorgfaltig zubereitet geweſen, es würde ihnen dennoch gewiß trefflich geſchmeckt haben; an dieſen hatte aber die Müllerin wirklich ihre ganze Kunſt verſchwendet, um ihre Gäſte nach Würden zu bewirthen, die ſie anfangs zu ihrer großen Beſchämung ſo verkannt hatte.

Es gelang den beyden Freunden, Julianen auf Augenblicke ihre Unruhe vergeſſen zu machen, und ſie etwas zu erheitern. Sie fanden aufs neue Gelegenheit über ihre Schönheit zu erſtaunen. Die Bläſſe und die Mattigkeit in Blick und Stimme verlieh ihr neue Reize, und kontraſtirte auf eine intereſſante Weiſe mit der Kleidung, die die Müllerin ihr geliehen hatte, die tüchtig und für das Bedürfniß gemacht, ihren zarten Gliedern nirgend anpaſſen wollte. Florentin wollte ſie durchaus in dieſer Umgebung zeichnen, damit ſie ſich künftig in ihrem

höchſten Glanze der Nichtigkeit aller menſchlichen Pracht erinnern möge. Denn, ſetzte er hinzu, wahrſcheinlich wird dieſe Begebenheit doch die anſtrengendſte und abentheuerlichſte ſeyn, die ſie in ihrem ganzen künftigen Leben erfahren werden. —

In den Blicken der beyden Liebenden leuchtete die innigſte Zärtlichkeit hervor. — Darf er ſo kühn unſer künftiges Leben verſpotten? ſchien Juliane mit ihrem beſeelten Blick zu fragen; und in Eduards Augen las ſie die Verſicherung der ewigen Liebe, des unvergänglichen Glücks. Er hatte ſeinen Arm um ſie geſchlungen, ſie lehnte das holde Geſicht an ſeine Schultern; die Seligkeit der Liebe hielt ihre Lippen verſchloſſen, ſie ſprachen nicht, und ſagten ſich doch alles.

Florentin war hinausgegangen und hatte ſich an die Hausthüre gelehnt. Er hörte auf die Wogen des Bachs, der ſich reiſſend fortwälzte, und ſprudelnd und ſchäumend über die Räder der Mühle hinſtürzte; auf das Brauſen des Windes im Walde, und das friedliche

Klappern innerhalb der Mühle. Es klang ihm wie vernehmliche Töne. Wie ein Wettgesang des thätigen zufriedenen Landmanns und des muthigen, ehrsüchtig drohenden Kriegers tönten Mühle und Waldsturm; der Bach rauschte in immer gleichen Gesangen ununterbrochen dazwischen, wie die ewige Zeit, allem Vergänglichen, allem Irdischen trotzend, und seine Bemühungen verhöhnend.

Er hörte im Wohnzimmer des Müllers laut reden, er schlich sich aus einem Anfall von Neugierde unter das offene Fenster, und hörte ein Gespräch zwischen dem Müller und seiner Frau an, das sie über ihre Gaste führten; diese Erscheinung mochte ihnen wunderlich genug vorkommen. — Der Müller konnte, wie es schien, die Sitte nicht billigen, die die vornehmen Leute einführen, inkognito zu reisen. Man kennt sie nicht! rief er, am Ende werde ich noch in jedem wandernden Gesellen einen verkleideten Prinzen, oder eine Prinzessin vermuthen müssen, und mich in Acht nehmen, daß ich ihm nicht zu nahe trete. — Die Müllerin war ganz besänftigt, und wollte

ihn mit dieſer Sitte ausſöhnen: Sie hören und ſehen doch, ſagte ſie, wenn ſie ſo reiſen, manches, was ſie ſonſt nimmermehr erfahren würden, und daß die vielen Umſtände und Weitläuftigkeiten wegfallen, iſt bequemer für ſie, und auch für unſer einen. — Nun, ſagte der Müller wieder, manches brauchen ſie auch nicht zu erfahren, und dafür, daß wir keine Umſtände mit ihnen machen dürfen, machen ſie auch wieder mit uns keine. — Nun, Vater, du wirſt dich noch einmal um den Kopf reden, ich dächte doch, wir hätten nicht zu klagen. — Wer ſpricht davon? ich meynte nur. — Ja dir macht man's nimmermehr recht! mit deinem häßlichen Mißtrauen machſt du einen auch mit ſo argwöhniſch; hätte ich mich nicht beynahe ganz erſchrecklich gegen die junge gnädige Herrſchaft vergangen? und wer war Schuld als du? — Ich will alles verantworten, was ich ſpreche, aber das können nicht alle, und darum müſſen ſie ſich wohl in Acht nehmen! — Ach und es iſt doch gewiß eine liebe allerliebſte Herrſchaft! ich würde mich in meinem Leben nicht

zufrieden geben, wenn ich ſie beleidigt hätte. — Beleidigt haſt du ſie doch, aber ſie hat es dir wieder verziehen! — Ja ſo gütig iſt ſie, und ſo herablaſſend, wie eine Heilige, und dabey ſo zart und ſo ſchön! Vater, wenn du das ſo geſehen hätteſt, wie ein Wachsbild, man kann ſie doch gar nicht genug anſehen! — Und die beyden jungen Herren ſind wohl auch ſo gütig wie die Heiligen? Ja ihr Frauen! — — Nun, was fällt dir wieder ein? du haſt immer ganz beſondere Gedanken. — Ja vorzüglich der Eine, der iſt nun vollends lauter Güte! nicht wahr? — Welchen meynſt du denn, Väterchen? — Nun den, du weißt wohl, du haſt ihn mir ja ſo ſchlau gezeichnet. — Ich verſteh dich nicht, mein Schatz! — Sieh doch nur ſeine grüne Jacke an, der linke Ermel iſt ja ganz weiß! wo ſollte er denn das wohl her haben? — Weiß? der linke Ermel? Wie ſoll ich's denn wiſſen? In der Mühle macht man ſich leichtlich weiß. — Ja beſonders, wenn die Müllerin ſo leicht roth wird! — Es muß auch alles zuſammentreffen, um dich argwöh-

nisch zu machen. — Behüte, lieber Schatz, sagte der Müller laut lachend, und küßte sie, ich bin nicht im geringsten argwöhnisch, wenn ich deutlich alles sehe und höre, wo man mich nicht vermuthet. — Nun, wenn du alles gesehen hast, so wirst du auch wohl gesehen haben — Daß du dich wacker gesträubt hast, als er einen Kuß von dir verlangte. Ja mein Kind, siehst du, daher ist er weiß am Ermel! —

Florentin gefiel die leichte gutmüthige Art, womit der Müller über die kleine Begebenheit scherzte. Er selbst war gemeynt; er hatte sich mit der jungen artigen Müllerin einige Schäkereyen erlaubt, um sie bey guter Laune zu erhalten, als ihre Gäste ihr noch unbekannt waren, und er ihr mit immer neuen Forderungen für Julianen viel Mühe machen mußte.

Er trat vom Fenster zurück und pfiff und rief den beyden Hunden, um sich vom Müller bemerken zu lassen. Dieser kam ans Fenster und nöthigte ihn, noch ein wenig in die Stube zu kommen. Florentin ging hinein und unterhielt sich mit ihm; der heitre, grade Sinn des

Mannes und sein guter Verstand gefielen ihm immer besser. Florentin nahm, während er sprach, mit der größten Unbefangenheit die Bürste vom Nagel, die unter dem Spiegel hing, und bürstete sich ruhig das Mehl vom Ermel; die Müllerin lief ganz beschämt aus der Stube, aber der Müller lächelte und ließ sich nicht im geringsten aus der Fassung bringen. Er sprach viel von seinem Stande und seinem Geschäft. Seine sparsamen, ruhigen Worte, und die Ueberzeugung der Wichtigkeit, mit denen er die Sorgen und Freuden davon schilderte, ohne irgend einen andern Stand im Leben unnöthig, und mit affektirter Verachtung mit dem seinigen zu vergleichen, gab ihm eine Würde, der Florentin mit Ehrerbietung begegnen mußte. Er gedachte dabey mit einem Gefühl von Beschämung an die Unruhe, mit der er selbst sich umtrieb, um einen Zweck zu finden, der seinem Leben Werth und Bestimmung gäbe.

Der Müller bemerkte endlich, es wäre nun wohl Zeit für ihn, sich zu Bett zu legen; Florentin bot ihm eine gute Nacht, und war im Be-

griff hinaus zu gehen, als Eduard hereintrat und in Julianens Namen den Müller und seine Frau ersuchte, die Nacht mit den beyden Herren durchzuwachen, sie selbst wollte versuchen zu schlafen, sie wäre aber so ängstlich, daß sie gewiß nicht würde schlafen können, wenn nicht alles im Hause wachte. Sie ließ die Frau bitten, bey ihr im Zimmer zu bleiben, und den Müller, ja so bald der Tag anbräche, jemand aufs Schloß zu schicken. Die Müllerin ging sogleich zu ihr, und der brave Mann war eben so willig, den Befehlen der jungen Gräfin zu gehorchen.

Florentin bemerkte etwas ungewöhnlich heftiges und leidenschaftliches an seinem Freunde. Er ließ sich in kein Gespräch mit hineinziehen, gab zerstreute oder gar keine Antwort, und ging hastig, und mit ungleichen Schritten in der Stube auf und ab. Florentin glaubte sogar in seinen Augen Spuren von vergoßnen Thränen wahrzunehmen. Diese Aeußerungen waren bey dem sonst sanften stillen Eduard etwas befremdend, doch beunruhigten sie seinen Freund nicht

weiter; er hielt es höchstens für Zeichen eines kleinen Zwistes zwischen ihm und Julianen, von denen, welche die Liebe eben so schnell zernichtet, als sie sie erzeugte. Er redete ihn an und äußerte sein spottend, seine Vermuthung; Eduard blieb aber ernst und trübe, und bat ihn kurz darauf, mit ihm hinaus ins Freye zu gehen. Die Nacht war kalt und stürmisch, er bestand aber darauf dennoch hinaus zu gehen, und Florentin begleitete ihn.

Sie saßen schweigend neben einander auf der Bank vor dem Hause. Florentin unterbrach die Stille zuerst: — Immer höre ich doch wieder diese Töne des Waldes, des Stroms und der Mühle mit derselben angenehmen, gleichsam anregenden Empfindung. Beynah möcht' ich glauben, daß ich eigentlich für das beschränkte häusliche Leben bestimmt bin, weil alles dafür in mir anspricht, nur daß ein feindseliges Geschick wie ein böser Dämon mich immer weit vom Ziele wegschleudert! — Glaub mir, sagte Eduard, es weiß selten einer, was er soll. — Ja wohl, fiel Floren-

tin ein, und es dauert lange, bis er weiß, was er will! — es ist auch beynahe alles einerley, und alles Thun ist das rechte. Nur daß man etwas thue! — Ja wohl! und darum will ich eilen. Ich will fort! Vielleicht habe ich schon zu lange verweilt. —

Eduard antwortete nicht, Florentin hörte ihn seufzen. Was ist dir, Eduard? fragte er ihn mit herzlicher Liebe, du hast Schmerz, warum verhehlst du ihn mir? — Nein, ich will ihn dir nicht verhehlen, rief Eduard aus. Sieh, Florentin! eine Seele, wie die deinige, einen Freund, wie du bist, suchte ich, seitdem Freundschaft mir ein Bedürfniß ist, und das ist sie, seit ich mich meiner selbst bewußt bin. Unverhofft fand ich dich; ich vermuthete gleich in den ersten Stunden, du seyst der, den ich suchte, und diese Vermuthung fand ich in der Erzahlung deiner Schicksale mehr als einmal bestätigt. Und nun soll ich dich, kaum gefunden, wieder verlieren! Halte es nicht eines Mannes unwürdig, wenn ich dir mein Leid darüber gestehe. Ich kann dich nicht wieder

laſſen, es iſt mir in manchen Augenblicken ganz unmöglich zu denken, daß ich dich wieder laſſen ſoll! Ich bin ſehr reich, ich weiß es, vielleicht iſt es Unrecht, mehr zu verlangen, als ich beſitze: aber ich bin in der Freundſchaft unerſättlich, und an dich fühle ich mich mit unnennbaren Banden geknüpft! — Ich begreife dein Gefühl, mein Freund! dies ſey dir Bürge, daß ich deſſen werth bin; du biſt mir theurer, als ich es ſagen kann. Daß du bey allen Gütern, die dir nie fehlten, ſelbſt in dem Beſitz der Geliebten noch Raum für Freundſchaft haſt, und dir den Sinn dafür erhielteſt, machst dich mir verwandt und ewig werth. Wie kann dich aber eine Trennung ſo wehmüthig ergreifen, die doch eben durch keine beſonders unglücklichen Umſtände bezeichnet iſt? Wie ſelten dürfen Freunde ihren Lauf bey einander beginnen und vollenden? Iſt das Band, das Freunde verknüpft, durch die Trennung gelöſt? Muß nicht, in der Welt zerſtreut, von ihnen ausgeführt werden, was ſie vereint beſchloſſen? O, daß ich Armer, Einſamer, dich reichbegleit

teten tröſten ſoll! Verzeih meinem Zweifel, ich kann nicht glauben, daß meine Trennung von dir, dieſesmal allein die Urſach deiner Traurigkeit iſt. — Es kann ſeyn; aber wie es auch ſey, Florentin, ich mag, ich werde dich nicht laſſen! Höre, ich gehe mit dir; ich theile deine Unternehmungen, ich will die Stelle deines Manfredi erſetzen, ich verſchmähe jedes andre Schickſal, als das Deinige. Was mir fehlt, beſitzeſt du ſo groß und frey! Du wirſt auch in mir manche gute Gabe finden. Vereint, ungetrennt, wollen wir erſinnen und ausführen, fechten, leben und ſterben, ſterben für die Freyheit! Ich gehe mit dir nach Amerika! — Wie iſt dir? Wie iſt dir? Du ſchwärmſt! — Nein, ich laſſe dich nicht wieder, ich gehe mit dir! — Was kann ich dir anders zurufen, als Juliane! O Eduard, mir iſt dieſer ganze Auftritt wie ein Traum. Welches Räthſel! du biſt durch irgend einen Vorfall aufgebracht, ja gereizt bis zum Wahnſinn. Mit Fragen will ich dich nicht quälen. Aber ich beſchwöre dich, ſey gefaßt, ſey ruhig, und

wenn du es vermagſt, ſo entdecke mir, was dich ſo erſchüttern konnte. Erinnere dich, was du ſo raſch verlaſſen willſt! Mich laß aber ziehen, mir ein Glück zu erringen, für das und mit dem du geboren wardſt, erfreue dich deſſen, und bleibe in Frieden. — So bleibe du bey mir, Florentin! nur noch ein Jahr bleibe bey mir, dann ziehe ich mit dir, wohin du willſt! — Ach, Eduard! du ſollteſt mich nicht halten wollen! — Was du nicht ſagen kannſt, fiel Eduard ein, weiß ich längſt, mein Freund! Du liebſt Julianen, ich weiß es, aber — Wer? wer darf das ſagen? — Bleib ruhig, Florentin, es blieb mir nicht unbemerkt. — Du haſt dennoch falſch geſehen — Kannſt du ſo dein eignes Gefühl verläugnen, und was haſt du zu fürchten? Ich fürchte nichts von dir, ſey überzeugt! ich kenne dich, dir iſt die Freundſchaft heilig. Du wirſt dich für den Freund aus aller Kraft deiner Seele zu bekämpfen wiſſen. Auch wird deine Leidenſchaft ſich bald in das reinſte Freundſchaftsgefühl auflöſen. Und dann, von beyden Freunden geleitet, ſoll Juliane des ſchönſten

Daſeyns ſich zu erfreuen haben. Keine Lücke bleibe in ihrem Herzen, ihre Liebe bedürfende Seele ſey ganz glücklich im Genuß. ... Gemach, mein guter Eduard! gemach! So gelaſſen wollteſt du wirklich drein ſehen wie der Freund ſeine Tage unter Prüfungen der Selbſtüberwindung hinſchleichen ließe, ſein wärmſtes Leben, ſein lebendigſtes Gefühl ertödtete, und mit halbverſchloſſnem mißtrauenden Herzen keinen fröhlichen Augenblick verlebte? Ich geſtehe dir aufrichtig, dieſe heroiſche Tugend darf ich nicht zu der meinigen zählen. Wäre der Fall ſo, wie du ihn wähnſt, ſo wäre, aufs ſchnellſte entfliehen, für mich das rathſamſte, und das, was ich gewiß zuerſt thun würde. Aber es iſt nichts von dem allen. Wahr iſt es, Julianens Schönheit überraſchte mich: ſie iſt ein anmuthiges Weſen, mit immer neuen, immer lieblichen Bildern erfüllt ihre holde Geſtalt die Fantaſie, aber — Ach, wenn du ihre Seele kennteſt, ſo weich! zugleich ſo voller Kraft und Liebe, ihren Charakter, die herrlichen Anlagen! — Ich verkenne Julianen nicht. Wäre

ſie aber auch für mich beſtimmt, ich zweifle, daß ich ganz glücklich ſeyn würde. — Freund, wer mit dieſem Engel nicht leben könnte, der — Der verdient gar nicht zu leben, willſt du ſagen. Leicht wahr! ich ſpüre ſelbſt ſo etwas! indeſſen ... verſieh mich, mein lieber Freund! Gräfin Juliane, Erbin eines großen Namens, eines großen Reichthums, aus den Händen der höchſten Kultur kommend, im Zirkel der feinen Welt ſchimmernd, der Anbetung von allen, die ſie umgeben, gewohnt, und Florentin, der arme, einſame, ausgeſtoßne, das Kind des Zufalls. — Wilder, ſeltſamer Menſch! warum nennſt du dich ſo? und warum dünkſt du dich noch immer allein? in unſrer Mitte allein? — Habe Geduld mit mir, ich darf mich nicht entwöhnen, allein zu ſeyn; muß ich nicht fort? — Was treibt dich, ich beſchwöre dich? Vertraue dich nicht ohne Noth dem eigenſinnigen Glück, bleibe bey mir! — Ich will's verſuchen, lieber Freund, aber ich ſtehe nicht dafür, ich muß, ich muß doch

endlich dahin, wo meine Bestimmung mich ruft. —

Eduard wollte noch etwas sagen, als die Müllerin zu ihnen heraus kam. Juliane ließ ihnen sagen, sie möchten in ihr Zimmer kommen, und ihr Gesellschaft leisten, sie könnte unmöglich schlafen.

Alle, auch der Müller, den sie drum hatte bitten lassen, versammelten sich nun bey ihr; sie war vom Bett aufgestanden, und saß in einem bequemen Stuhl beym Caminfeuer; die Kleider der Müllerin hatte sie noch an.

In der erhellten Stube sah Florentin nun deutlich die Zerstörung auf Eduards Gesicht, und in seinem Wesen; kaum daß diese sich etwas legte, da Julianens zärtlich beredter Blick sich nicht von ihm wandte und ihn um Verzeihung zu flehen schien. Sie rief ihn zu sich, und sprach leise und beruhigend mit ihm. Florentin war gewiß, daß etwas ernsthaftes zwischen ihnen vorgegangen seyn mußte, während er sie allein

gelaſſen hatte. Es war ihm klar, daß es Eiferſucht ſey, was das ſchöne reine Verhältniß der Liebenden zerſtöre. Eine ängſtigende Unruh drückte ſein Herz, da es ihm einfiel, daß er ſelbſt vielleicht, unglücklicher oder unvorſichtiger Weiſe, Urſach dazu gegeben habe. Er überdachte noch einmal jedes Wort, das ihm Eduard vor der Thür geſagt hatte, er mußte ihn bewundern, daß er, bey einer Leidenſchaft, die ihm ſelbſt ſo fürchterlich und ſo zerreiſſend ſchien, mit ſo viel Feinheit und Aufopferung fühlte und ſich äußerte. Sein Glaube an Eduards ſchöne edle Seele erhielt eine neue Beſtätigung, die ihn mehr als jemals anzog; auf dieſe Weiſe fühlte er ſich von widerſprechenden Gefühlen durchſtürmt, und alles, was er in ſich beſchließen konnte war: bald, ſehr bald fort zu gehen.

Während daß er in ſich gekehrt, und in ſeine Gedanken verlohren da ſaß, waren die übrigen in einem allgemeinen Geſpräch begriffen. Juliane erzählte: das Brauſen

des Waldes und des Waſſers hätten ſie entſetzlich zu fürchten gemacht; es wäre ihr nicht möglich geweſen einzuſchlafen, obgleich ſie die Augen feſt verſchloſſen und ſich die Decke über den Kopf gezogen habe, um nichts zu hören. Als ſpräche des Waldes und des Waſſers Geiſt drohend zu mir herüber, ſagte ſie noch ſchaudernd, ſo war mir; jeden Augenblick fürchtete ich, ſie würden mir in ſichtbaren Geſtalten erſcheinen; alle alten Romanzen und Balladen, die ich jemals geleſen habe, ſind mir zu meinem Unglück grauſend dabey eingefallen. Sie hätten es nur hören ſollen, Florentin! — O ich habe auch die Geiſter zuſammen ſprechen hören, aber mich nicht vor ihnen gefürchtet, mir klang es freundlich und vertraulich; es ſind mir freylich keine Balladen und Romanzen dabey eingefallen. — Wiſſen ſie uns keine Geiſtergeſchichte zu erzählen? fragte ſie den Müller, in Geſellſchaft mag ich ſie gar gerne hören; der Kreis wird gleich eng und vertraulich dabey. — O wir wiſſen ge-

nua, ſagte die Müllerin, da es der Mann ablehnte zu erzählen: aber ſie ſind alle gar zu fürchterlich und erſchrecklich, ſo daß ich es nicht wagen möchte, ſie der gnädigen Gräfin jetzt zu erzählen — Ich bin der Meynung unſrer guten Frau Wirthin, fiel Eduard ein; es möchte Sie zu ſehr beunruhigen, da Sie ohnedem bewegt und angegriffen ſind. — Gut, ſagte Juliane, wenigſtens müſſen Sie mir aber erlauben, Ihnen etwas zu erzählen; es fällt mir eben eine Geiſtergeſchichte wieder ein, die weder ſchreckhaft noch fürchterlich und doch merkwürdig iſt. Sie ſetzten ſich insgeſammt um ſie her, und verſprachen ihr Aufmerkſamkeit. Sie erzählte nun folgende Geſchichte.

Zwölftes Kapitel.

Meine Tante Clementine hatte in ihrer Jugend eine Freundin, von der sie sich oft Monate lang nicht trennte. Diese Freundin war verheirathet, ihren Namen habe ich nicht erfahren, die Tante nannte sie nur immer Marquise. Sie lebte glücklich mit ihren Gemahl, den sie sehr liebte, und von dem sie eben so wieder geliebt ward. Sie waren schon fünf oder sechs Jahre verheirathet ohne Kinder zu bekommen, wie sie beyde es sehnlichst wünschten. Dem Marquis war es sehr wichtig einen Erben zu haben, weil der Besitz groser Güter an diese Bedingung geknüpft war. Die gute Dame fürchtete für die Liebe

ihres Gemahls, und sparte weder Gelübde noch Gebete, um sich das ersehnte Glück von allen Heiligen zu erflehen. Sie wallfahrtete nach allen wunderthätigen Bildern, und nach den gerühmten Bädern. Meine Tante die sie auf vielen dieser Reisen begleitete, war Zeuge ihres Grams, der endlich so tief wurzelte, daß man und nicht ohne Grund, anfing, für ihre Gesundheit besorgt zu werden: denn nicht allein, daß der Schmerz vergeblicher Erwartung sie nagte, sie ward auch großtentheils dadurch untergraben, daß sie unzählige Gebräuche des Aberglaubens anwandte, und von jeder guten Gevatterin oder jedem gewinnsüchtigen Betrüger sich Verordnungen und Arzneyen geben ließ.

Die Vorstellungen ihrer Freunde gegen diese Verblendung waren vergeblich. Um diesen endlich zu entgehen, brauchte sie meistens die Mittel heimlich, oder unter mancherley Vorwand. Unterdessen versuchten jene alles ersinnliche, um sie aufzuheitern, meine

Tante verließ sie in dieser Zeit fast gar nicht.

In der Weihnachtsnacht waren die Freundinnen in der Kirche, die Marquise betete länger und eifriger als jemals und konnte sich, der häufigen Erinnerungen und Bitten ihrer Freundin ungeachtet, gar nicht losreissen. Sie gab vor, da diese sich über den vermehrten Eifer verwunderte, sie hätte viele Dankgebete zum Himmel zu schicken für die glückliche Errettung ihres Gemahls, der Tags vorher von einer Reise zurückgekommen, auf der er mancherley Gefahren ausgesetzt gewesen war.

Die Tante wagte es nun nicht mehr sie wieder zu stöhren, da sie sie an den Stufen des Altars und zu den Füßen eines Wunderbildes tief hinabgebeugt, weinen und laut schluchzen hörte, denn sie wußte aus Erfahrung, daß sie durch eine Unterbrechung auf viel Tage unruhig gemacht wurde. Sie erwartete also, theils mit Geduld, theils mit ihrer eignen Andacht beschäftigt,

bis die ihrer Freundin geendigt wäre. Da dieſe ihr doch endlich zu lang dünkte, rief ſie ihr zu; da ſie aber ohne zu antworten und ohne ſich zu bewegen liegen blieb, ſo beugte ſie ſich zu ihr hinunter, hob den Schleyer von ihrem Geſicht und fand ſie ohne Bewußtſeyn, kalt und in tiefe Ohnmacht geſunken.

Mit Hülfe einiger zunächſt ſtehender Menſchen führte meine Tante ſie aus der Kirche, und half ſie in den Wagen heben, der vor der Kirchthür hielt. Sie hatten einen ziemlich großen Weg nach ihrem Hauſe zu fahren, während dem gelang es ihr, ſie durch alle Hülfe, die in dem Augenblick möglich war, wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Als ſie wieder ſprechen konnte, fragte ſie die Tante um die Urſache ihrer ſonderbaren Heftigkeit, und bat ſie ſo dringend und unter ſo zärtlichen Liebkoſungen, ihr Herz gegen ſie zu öffnen, daß ſie nicht länger widerſtehen konnte. Sie vergoß in den Armen ihrer Freundin einen Strom von Thränen, und nachdem dieſe ihrem Herzen Luft ge-

macht hatten, erzählte sie ihr: sie hätte so eben einen Vorsatz ausgeführt, den sie schon seit länger als einem Jahre in ihrem Herzen gehegt habe, zu dessen wirklicher Ausführung sie noch niemals Kräfte genug in ihrer Seele gefühlt hätte; aber heute Nacht hätte sie diese in ihrem heißem Gebete zur heiligen Jungfrau errungen. Sie hätte es glücklich vollbracht, doch sich so angestrengt, daß sie gleich darauf ihre Besinnung verlohren habe. Dieselbe, an deren Altar sie die augenblickliche Kraft wie einen Strahl vom Himmel in ihrer Seele empfangen, möge es ihr vergeben, daß gleich darauf ihren Körper diese Schwäche befallen, und daß sie auch jetzt noch sich der Thränen nicht enthalten könne. — Meine Tante erwartete mit ungeduldiger Unruhe das Ende dieser Vorrede und das, wo hin sie führen sollte. Endlich sammelte sich ihre Freundin und erzählte ihr: sie habe das Gelübde abgelegt, und würde es unverbrüchlich halten, sich freywillig von ihrem geliebten Gemahl zu trennen, wenn sie länger als das nächste Jahr ohne Kinder bliebe; ihr Gemahl soll-

te ſich alsdann eine andere Gattin wählen, mit der er glücklicher wäre, ſie ſelbſt aber wollte ihr Leben unter eifrigen Gebeten für ſein Wohl in einem Kloſter beſchließen. — Sie kamen bey dieſen Worten vor dem Hauſe an, und wurden aus dem Wagen gehoben, noch ehe meine Tante ein Wort über dieſes traurige Gelübde hatte vorbringen können. Der Marquis kam ihnen entgegen, voll Beſorgniß wegen ihres ungewöhnlich langen Ausbleibens. Die beyden Frauen ſprachen kein Wort, er ſah ſie verwundert an, und nahm an der blaſſen Geſichtsfarbe ſeiner Gemahlin und der bekümmerten Miene meiner Tante gleich wahr, daß ihnen etwas auſſerordentliches müſſe zugeſtoſſen ſeyn. Er führte ſie ins nächſte Zimmer, und ließ nicht eher ab, bis er die Urſache ihrer Beſtürzung erfahren. Sie erlaubte es endlich meiner Tante, dem Marquis ihr Gelübde zu entdecken. Dieſer ſuchte ſich ungeachtet ſeines heftigen Schreckens zu faſſen, und bat ſie, ſich zu beruhigen; ſie ließ aber nicht eher mit Thränen und

Bitten nach, bis er ihr verſprach, ſie durch keine Gegenvorſtellung, und keine heimliche Veranſtaltung an der Ausführung ihres Gelübdes zu verhindern. Nun erfolgte eine Scene von zärtlichen Vorwürfen, von Liebe, Großmuth und Aufopferung, die man ſich wohl leicht vorſtellen kann.

Die Nacht war unterdeſſen beynahe verſtrichen, die Marquiſe fühlte ſich ſehr ermüdet, und bat meine Tante ſie nach ihrem Zimmer zu begleiten, weil ſie trotz ihrer Müdigkeit nicht würde ſchlafen können, und ſie ihr noch einiges ſagen wollte. Ihr Gemahl führte ſie die Treppe hinauf, ein Gitter verſchloß einen ziemlich langen Gang, an deſſen Ende das Schlafzimmer der Dame lag. Der Marquis zog an der Klingel, die Kammerfrau trat aus dem Zimmer, um zu öffnen, er wollte eben wieder die Treppe hinuntergehen, als die Marquiſe ausrief: Ach ſeht! ſeht hin! was kömmt da für ein engliſch ſchönes Kind. Man ſah hin durch das Gitter, wo ſie hinzeigte, ſah aber nichts als die Kammerfrau,

die mit einem Licht in der Hand den Gang herunter kam, und die Gitterthür aufschloß. — Was hast du da für ein schönes Kind? fragte sie sie hastig. Die Kammerfrau sah sie an, ohne zu antworten. O seht doch das Engelskind! rief die Marquise wieder, that einige Schritte vorwärts, und beugte sich freundlich, wie zu einem Kinde herab. Entsetzen und Erstaunen bemeisterte sich der Anwesenden, denn sie sahen kein Kind. Die Marquise ging mit offnen Armen noch einige Schritte, als wollte sie etwas umfassen, wankte, und sank mit einem lauten Schrey nieder.

Sie ward zu Bette gebracht. Als sie wieder zu sich selbst kam, fragte sie, ängstlich die Antwort erwartend, ob denn die andern nicht das Kind am Fuße des Bettes stehen sähen? Da man nun an der Stelle, die sie bezeichnete nicht das geringste wahrnahm, und sie am Achselzucken und am bedauernden Zureden der andern merkte, daß man sie für krank hielt, und als ob ihr nicht geglaubt würde, daß sie wirklich das sähe, was sie zu sehen vorgab, be-

ſchrieb ſie mit der gröſten Genauigkeit und ganz gelaſſen die Geſtalt des Kindes, das ſie zu ihren Füßen an das Bett gelehnt ſtehen ſah. Es ſchien ihr in einem Alter von drey Jahren, trug ein leichtes weiſſes Gewand, Arme und Füße waren nackt, um den Leib hatte es einen blauen Gürtel von helglänzendem Zeuge, deſſen Enden hinter ihm nieder flatterten. Das Köpfchen ſey mit himmliſchen blonden Locken, wie mit den zarteſten Strahlen umgeben, das mit den kindlichen Wangen, dem friſchen Munde und den lachenden blauen Augen wie ein wunderſüſſes Engelsköpfchen ausſehe. Das ganze Figürchen umſchwebe hinreiſſende Anmuth; kurz, ſie beſchrieb es ſo umſtändlich, daß man gar nicht mehr zweifeln durfte, ſie ſahe es in der That vor ſich; da ſie es aber anfangs hätte umarmen wollen, wäre es zurückgewichen, daher ſey ihr Schreck und die Ohnmacht gekommen, denn es hätte ſie überzeugt, daß ſie eine Erſcheinung ſehe.

Ihre Freunde durften ihnen Widerſpruch wagen, aus Beſorgniß ſie aufzubringen, und

man gerieth in große Verlegenheit. Der Arzt wurde herbeygeholt, er fand sie in heftiger Wallung, sonst aber keine Spur von irgend einer Krankheit. Er verordnete vorzüglich Ruhe. Sie wollte versuchen zu schlafen, rief aber in dem Augenblick: O seht doch, wie es sich freundlich gegen mich neigt, und nun geht es, das liebe Gesichtchen immer zu mir gewendet, zurück. Seht, dort setzt es sich im Winkel nieder, es winkt mir mit den Händchen, ich solle schlafen! — Man bat sie, die Augen zu verschließen, damit sie Ruhe fände. Die Bettvorhänge wurden niedergelassen, und nachdem sie etwas kühlendes getrunken hatte schlief sie ein.

Bey ihrem Erwachen, nachdem sie einige Stunden ruhig geschlafen hatte und es unterdessen völlig Tag geworden war, hoffte man, ihre Erscheinung würde verschwunden seyn; aber zum Erstaunen blieb diese, wie in der Nacht. Kaum erwachte sie, so zog sie die Vorhänge zurück und sah auch sogleich das Kind mit muntern freundlichen Gebehrden

auf ſich zukommen. Sie unterhielt ſich nun auf die vertraulichſte und liebreichſte Weiſe mit ihm, und verſicherte, es gäbe ihr durch ſehr ausdrucksvolle Mienen verſtändliche Antwort. Sie gebot ihm, ſich vom Bett zu entfernen; es ging zurück; drauf winkte ſie ihm wieder, und es kam näher; dann gebot ſie ihm, ihr etwas zu reichen, da machte es, wie ſie verſicherte, eine Gebehrde mit Kopf und Schultern, als wollte es ihr zu verſtehen geben, dieß ſey über ſeine Macht.

Sie ſtand auf, ging im Zimmer herum, das Kind lief beſtändig vor ihr her, immer rückwärts, das Geſicht zu ihr gewendet. Man war in der ſchrecklichſten Beſorgniß wegen dieſer bleibenden Erſcheinung; man hielt es für eine völlige Zerrüttung der Sinne und der Geſundheit; und man drang einigemal in ſie, ſich den Händen eines Arztes zu übergeben. Sie war aber nicht zu bewegen Arzney zu nehmen, weil ſie ſich ſo wohl fühlte, als ſie ſeit lange nicht gewohnt war. In der That blühte ſie zum

Erſtaunen aller Bekannten, in kurzer Zeit, erſtaunlich neu auf. Sie ward wieder munter, ſie konnte wieder gehörig Speiſen zu ſich nehmen und ruhig ſchlafen, ſie nahm wieder an der Geſellſchaft ſechen Antheil, und ſchien ſogar ihres traurigen Gelübdes nicht mehr zu gedenken. Ein paar Mal ſprach ſie nur mit ihrem Gemahl davon, aber mit der größten Gelaſſenheit; ſie verſicherte ihn, ſie verlaſſe ſich völlig auf ſein Verſprechen, ihr in der Erfüllung nicht entgegen zu ſeyn. Die Erſcheinung des Kindes verließ ſie keinen Augenblick. Es begleitete ſie bis an die Gitterthüre, ſo oft ſie ausging; ſo bald die Thür zugemacht war, ſah ſie es den Gang wieder zurück nach ihrem Zimmer ſchweben; wenn ſie wieder kam, fand ſie es eben ſo am Gitter ihr entgegen kommen. Dabey war es, wie ſie vorgab, immer traurig, wenn ſie es verließ, und vergnügt, wenn ſie es wieder ſah. Bey Nacht trug es eine Kerze in der Hand, und am Tage einen Blumenkranz. Auſſer jenem Bezirk hatte es ſie nie verfolgt.

Man beredete sie ein anderes Zimmer zu beziehen, dazu war sie aber auch nicht zu bewegen. Sie weinte, wenn sie nur daran dachte, es von sich zu stoßen, und der Marquis ließ es sich endlich gefallen, weil er hoffte, sie würde doch nun ihrer Vision zu gefallen nicht ins Kloster gehen. Sie liebte die kleine Gestalt mit wahrer mütterlicher Leidenschaft; sie ward oft in Gesellschaften unruhig, und sehnte sich nach dem Kinde hin, wenn sie es einige Stunden verlassen hatte. Man hörte sie in ihrem Zimmer mit ihm sprechen. Sie hatte ein kleines Bett dem ihrigen gegen über stellen lassen, darein legte es sich, wenn sie es ihm sagte, auch sah sie es des Nachts, wenn sie von ungefähr aufwachte, drin liegen, aber es erwachte in demselben Moment mit ihr. Eben so machte sie ihm in einer Ecke des Zimmers eine Spielanstalt, mit einem kleinen Tisch und Stühlchen, sie sah es sich dazu niedersetzen; die Spielsachen berührte es aber nicht, es spielte nur mit den Blumen, die es in

der Hand hielt, oder es saß still ihr gegenüber und lächelte sie mit großen Augen an. Nur wenn sie es fassen wollte, dann ward sie erinnert, daß es eine bloße Täuschung sey, dann wich das Luftbild von ihren Händen zurück, und ließ sich eben so wenig ergreifen, als die farbige Gestalt des Regenbogens.

Nach einiger Zeit ereignete sich etwas, welches das Wunderbare dieser Erscheinung zugleich erklärte und vergrößerte. Die Marquise fühlte nehmlich deutliche Zeichen, daß sie guter Hoffnung sey. Die Freude des Ehepaars war ohne Gränzen, als sie dessen endlich gewiß waren. Im Taumel der Freude, ihr Gebet erhört, und sich des trostlosen Gelübdes entbunden zu sehen, eilte sie nach demselben Altare, vor welchem sie es damals abgelegt hatte, und gelobte nun an der Stelle ihr Kind, statt ihrer, dem Kloster zu weihen! Der Marquis war mit diesem Gelübde beynahe so unzufrieden, als mit dem vorigen, doch mußte er es geschehen lassen.

Einen Knaben hoffte er mit Golde loszukaufen.

Neun Monate nach dem Tage der ersten Erscheinung ward sie glücklich von einer Tochter entbunden. Während ihrer Niederkunft sah sie die Erscheinung an ihrem Lager unbeweglich stehen, in dem Augenblick aber, daß ihr Kind zur Welt kam, war jene verschwunden, und sie hat sie niemals wiedergesehen.

Juliane endigte hier ihre Erzählung, und ihre Zuhörer dankten ihr einstimmig für das Vergnügen, das diese ihnen gemacht hatte. — Wenn ich mir jemals wünschen könnte, eine Erscheinung zu sehen, sagte der Müller, so wäre es eine solche! — Behüte mich Gott und alle heilige Engel vor Geistern! rief seine Frau, indem sie andächtig ein Kreuz machte; sie mögen auch seyn, oder Gestalt haben, was und wie sie wollen! sie bedeuten gar zu selten etwas Gutes. — Eine sehr niedliche Geschichte! sagte Eduard; besonders gefällt mirs, daß sie so wunderbar, und doch so einfach, so wahrscheinlich ist; man versteht sie vollkommen,

eine durch eine besondere prosaische Auflösung gehoben zu werden, wie es sonst bey wirklich erlebten Wundern gewöhnlich der Fall ist. — Und Sie sagen gar nichts dazu, Florentin? fragte Juliane; Sie sehen so gedankenvoll aus, haben Sie etwa gar nicht zugehört? — Ich habe wohl zuhören müssen, sagte dieser, die Geschichte zwang mich ordentlich zur Aufmerksamkeit. Mir war, als wären mir sowohl die Begebenheiten, als die Menschen darin nicht fremd; unwillkührlich schob sich mir bey jedem eine bekannte Person unter; so wie man, wenn man ein Schauspiel liest, sich die Schauspieler denken muß, von denen man es einst hat spielen sehen. Und was ich sonst nicht leicht fühle, mich hat ein leises Grauen dabey überfahren. — Grauen? fragte Juliane, diese Wirkung hatte sie doch auf mich gar nicht, da mich sonst schon bey dem bloßen Gedanken an eine Gespenstergeschichte schaudert; man sollte es aber schon an Ihnen gewohnt seyn, daß die Dinge allezeit auf Sie ganz anders wirken, als auf andere ehrliche Leute. — Doch sehen

Sie, der Tag bricht an, fuhr sie fort, nun dächte ich, während unser guter Herr Wirth Anstalten trifft, daß der Pole aufs Schloß geht, und die Frau Müllerin uns noch ein Frühstück bereitet, so singen Sie etwas, Florentin! Ich kann nicht verhehlen, ich bin voller Unruhe und Ungeduld, Musik wird am ersten fähig seyn, diese zu täuschen.

Der Müller und seine Frau gingen hinaus, um zu thun, was sie verlangt hatte. Nun fangen Sie an, sagte Liliane, die Gitarre werden Sie nicht brauchen können, sie hat wahrscheinlich sehr von der Nässe gelitten. — Es thut nicht viel, sagte Florentin, sie wird noch immer gut genug seyn, Takt und Tonart ungefähr damit zu bemerken, mehr braucht es nicht. Doch was verlangen Sie für ein Lied? — Singen Sie, was Sie wollen, nur etwas neues und klares! — Nach einem kurzen Besinnen sang er folgende Strophen:

Mein Lied, was kann es neues euch verkünden?
Und welche Weisheit, Freunde, fordert ihr?

Der Hohen meine Jugend zu verbünden.
Dieß, wie ihr wißt, gelang noch niemals mir.
Noch neu, noch alt wußt ich je zu ergründen;
Das Schickſal gönnt' im Alter Weisheit mir.
Wir irren alle, denn wir müſſen irren,
Gelaſſen mag die Zeit den Knaul entwirren.

Der Waldſtrom braust im tiefen Felſengrund,
Gar ſchroffe Klippen führen drüber hin,
Die furchtbar hängen über'm finſtern Schlund;
Wer ſtrauchelt, dem ist ſichrer Tod Gewinn!
Ein Wilder wankt am Geiſt und Gliedern wund
Daher, ſchaut bang hinab, kalt grauſt der Sinn:
Am Felſen ſpielt ein Kind, ſorglos bemühet
Ein Blümchen pflückend, das am Abgrund blühet.

Oft mühten ſinnreich Dichter ſich und Weiſe,
Das Leben mit dem Leben zu vergleichen.

Am glücklichſten geſchah's im Bild der Reiſe!
Ein Thor eröffnet Armen ſich, wie Reichen;
Früh ausgewandert auf gewohntem Gleiſe
Sieht er die Dämmerung kaum dem Licht entweichen,
So treibt der Wahn, ihm dürf's allein gelingen,
Raſtlos in nie erreichte Fern zu dringen.

Es thürmen Felſen ſich in ſeinen Wegen,
Des Mittags Strahlen glühn auf ſeinem Haupt,
In Wüſten Sands muß ſich der Fuß bewegen,
Ein Ungewitter naht, der Sturmwind ſchnaubt,
Wo kommt ein ſichres Dach dem Blick entgegen?
Es ſeufzt nach Ruh, wem ſtolzer Muth geraubt;
In ſpäter Nacht, nach tauſendfält'ger Noth
Kömmt er ans Ziel — und dieſes iſt — der Tod!

Der Jüngling tritt, von Ahndung fort-
gezogen,
Zur Schwelle hin, die in das Leben führt.
An seiner Schulter tönt der goldne Bogen
Der Göttin, so die Welt ihm hold verziert,
Der Phantasie, die ihn auf kühnen Wogen
Sanft fortreißt, ihn mit bunten Bildern
rührt.
Wenn er dann so nach schönen Träumen hascht,
Wird unbewußt vom Glück' er überrascht.

Gebt acht, gebt acht, Gelegenheit ist
flüchtig.
Nicht leicht ihr Stirnenhaar im Flug zu fassen.
Obgleich zu nützen sie ein jeder tüchtig,
Dem's klug gelang, sie nicht entfliehn zu
lassen,
So ist dem Würdigen sie nie so wichtig,
Daß er von ihr sich mag bestimmen lassen.
Doch was hilft Muth, was mächtiges Be-
streben
Dem Schiff, das tollen Stürmen Preis ge-
geben?

7 So mancher hat gefunden, was zu suchen
Er gleichwohl nicht verstand, was zu gewinnen
Vergebens er, und mühvoll wird versuchen;
Mißlingen droht dem treulichsten Beginnen.
Wie viele hört man dann ihr Loos verfluchen
Und klagen: „Glück! o tauschest du zerrinnen?"
Was traut ihr müßig auf des Glückes Gunst?
Natur sey Vorbild, Leben eine Kunst!

6 Wer hebt des Künstlers Muth in Kampf und Leiden
Als ferne Ahndung hoher heilger Liebe?
Was lehrt ihn Schellenlaute Thorheit meiden
Als eignes Glück der süßen zarten Liebe?
Wo ist ein Port für Hohn und böses Neiden,
Als in den Armen frommer, treuer Liebe?
Und wird des Helden Stirn in Myrtenkränzen
Der Nachwelt schöner nicht, als Lorbeer glänzen?

Florentin war von seinem eignen Gesange nach und nach so begeistert, daß ihm Reime

und Gedanken je mehr je leichter zufloſſen, und die beyden waren es nicht müde geworden, zuzuhören, wenn er auch noch länger fortgefahren hätte. Die Müllerin unterbrach aber seinen Gang und ihre Aufmerkſamkeit, indem ſie das Frühſtück herein brachte. Zu gleicher Zeit kam auch der Bote mit der Nachricht zurück, daß Wagen und die Bediente der Gräfin wollten in weniger als einer Stunde ankommen. Er hatte am jenſeitigen Ufer einen Reuter vom Schieß zu Pferde angetroffen, der ihn bey ſeiner Ueberfahrt erwartete. Dieſer hatte ihn gefragt, ob er nicht etwa drey Herren in Jagdkleidern geſehen hätte, denen zwey Hunde gehörten, die er vor der Thür der Mühle liegen ſahe? Da er nun gleich geſagt, daß ſie alle drey in der Mühle eingekehret ſeyen, und dort übernachten hätten, und daß er eben abgeſchickt ſey, um den Wagen vom Schieß zu holen, ſo habe ihm der Reuknecht befohlen, nur wieder zurückzugehen, und der Herrſchaft zu ſagen, daß er ſogleich den Wagen, der im Dorfe warte, nach der Mühle ſchicken würde.

Juliane hatte wieder ihre Kräfte geſammelt; die Nachricht, daß ſie in kurzer Zeit abgeholt würde, machte ſie völlig heiter und gut gelaunt. Um Eduards Stirn ſchwebte eine Wolke, die Julianens ganze Heiterkeit nicht völlig zerſtreuen konnte. So oft ſie ihre Ungeduld, nach Hauſe zu ihren Eltern zu kommen, äußerte, ſtieg ſein Unmuth beynah bis zur Bitterkeit. — Mein geliebter Freund, ſagte Juliane, es hilft Ihnen zu nichts, daß Sie Ihre Vorwürfe nicht ausſprechen, ſie ſind ſichtbar auf Ihre Stirn geſchrieben; aber wie ſie auch erſcheinen ſind ſie ſehr ungerecht; Sie ſollten die angenehmen Stunden nicht mit Mismuth endigen! —

Das Frühſtück war kaum verzehrt, als der Wagen mit der Kammerfrau der Gräfin Eleonore kam, die ihr Wäſche und Kleider mitbrachte. Juliane erkundigte ſich nach ihren Eltern. Sie hatten die Nacht in erſchrecklicher Angſt zugebracht, erzählte die Kammerfrau; der Graf wollte ſich trotz dem Ungewitter ſelbſt aufmachen, um ſie aufzuſuchen, durfte aber

die Gräfin nicht verlaſſen, die ſich ſehr übel befunden, und bey jedem ſtarken Bliß ohnmächtig ward. Im ganzen Schloß blieb alles die Nacht über auf, und ſobald das Gewitter nur etwas nachgelaſſen, mußte die Kammerfrau mit dem Wagen nach dem Dorfe fahren, weil ſie vermutheten, daß die jungen Leute nach dieſer Seite zu gewandert wären, der Reitknecht mußte unterdeſſen zu Pferde das Gebirg und die Gegend durchſuchen. Er war auch gleich, nachdem er dem Kutſcher die Mühle bezeichnet, aufs Schloß zurückgeritten, um es zu melden, daß ſie glücklich gefunden wären.

Juliane war gerührt über die Angſt, die ſie ihren Eltern gemacht hatte, und eilte ſich umzukleiden, um ſo ſchnell als möglich wieder zu ihnen zu kommen. Florentin und Eduard beſchloſſen, zu Fuß zurückzugehen, ſie konnten auf dem weit nähern Fußweg doch noch früher als der Wagen auf dem Schloſſe ankommen. Sie nahmen freundlich Abſchied von ihren guten Wirthen, die es als eine Beleidigung anſahen, als man davon ſprach, ihnen ihre ge-

habte Mühe und Unkosten zu bezahlen. Juliane zog einen kleinen Ring vom Finger und gab ihn der Müllerin zum Andenken, um einigermaßen ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen.

Der Graf und Eleonore kamen ihrer Tochter eine große Strecke entgegen, die beyden Freunde ergötzten sich die Freude zu sehen, mit der sie empfangen ward, und mit der sie aus dem Wagen in die Arme ihrer Eltern stürzte, als ob sie Jahre lang getrennt gewesen wären. Juliane wurde mit Fragen bestürmt und mußte es feyerlich ihrem Vater versprechen, niemals wieder seine Einwilligung zu einer ähnlichen Unternehmung zu fordern.

So endigte die abentheuerliche Wanderung. Obgleich ihnen keine andere als gewöhnliche Begebenheiten zugestoßen waren, so war sie ihnen doch wichtig geworden. Sie hatten auf diesem kurzen Wege, den sie mit einander gewandert, tiefere Blicke in ihr Inneres zu thun Gelegenheit gefunden als sie in einem Jahre langen Nebeneinandergehen in der großen Welt vermocht hätten. Julia:

ne hatte die Erfahrung ihrer Abhängigkeit gemacht, und mußte es sich gestehen, daß sie es nicht so unbedingt wagen dürfe, außer ihren Gränzen, und ohne ihre Bande und ihre erkünstelten Bequemlichkeiten fertig zu werden.

Dreyzehntes Kapitel.

Die Zeit des Aufſchubs war verſtrichen, es waren nur noch drey Tage bis zu dem für die Vermählung feſtgeſetzten, und man erwartete jede Stunde die Ankunft der Grä- fin Clementine.

Unter verſchiedenen Anverwandten und Freunden, die ſich nun allmählich auf dem gräflichen Schloſſe einfanden, kam auch ei- ner ihrer Nachbarn, auf den ſich ſchon alle längſt gefreut hatten, weil er ihnen durch ſeine Eigenheiten viel zu lachen gab. Er war vormals Oberſtwachtmeiſter, hatte aber bey ſeinem herannahenden Alter den Abſchied

genommen, und lebte nun auf seinen Gütern, wo er Oekonomie trieb, seine Besitzthümer verbessern, und seine Bauern aufklären wollte: zu dem Ende las er alles, was in diesem Fache geschrieben ward, und versuchte alle Menschenfreundlichkeit lehrende Theorieen zu realisiren. Da er nun den gröſsten Theil seines Lebens sich mit Ideen ganz anderer Art beschäftiget hatte, so konnte es nicht fehlen, daß er alles falsch anfing, seine oft gute Absicht verfehlte, und sich nur selten nützlich, desto häufiger hingegen lächerlich machte. Da seine Verbesserungen gewöhnlich mehr darauf hinausgingen, ihn zu bereichern, als wie er vorgab das Gute wirklich gemeinnützig zu machen, und er bey allen Vorkehrungen, die er traf, seine Bauern zu bilden, sich doch niemals vorstellte, daß sie klug genug wären, seine eigentliche Absicht einzusehen, und aus eben dem Grunde nicht allein sie nicht beförderten, sondern ihr auch noch auf alle ersinnliche Weise entgegenarbeiteten, so lebte er in

ewigen Verdrüßlichkeiten und Zänkereyen. Uebrigens war er, was man einen recht guten thätigen Mann nennt. Niemals hat wohl jemand, bey so vielen Anspruch auf Gravität und Würde, mehr Anlaß zum Lachen und Bedauern gegeben, als der gute Oberstwachtmeister. Er brachte bisweilen seine Lächerlichkeiten mit einer solchen Naivetät vor, daß man geneigt war zu glauben, er wolle sich selbst parodiren: so geschah es denn oft, daß seine Hörer ohne alle kränkende Absicht laut auf lachten, wo er eigentlich die ernsthafteste Aufmerksamkeit hatte erregen wollen.

Bey seinem jetzigen Besuche brachte er das Gespräch auf die ökonomischen Einrichtungen des Grafen, und konnte seine Verwunderung nicht genug darüber bezeigen, daß diesem alles so wohl, so leicht und ohne alle Widerwärtigkeiten gelinge, während er mit aller Arbeit es nur bis zum Streit und zur Verwirrung zu bringen wisse. Er hatte auf seinem Wege nach dem Schloß

ſich mit einem alten Landmann aus dem Schwarzenbergiſchen Dorfe in eine Unterredung eingelaſſen, der die eingeführten Neuerungen und Verbeſſerungen ſeiner Herrſchaft nicht genug loben und ſegnen konnte. Dieſes unverdächtige Lob hatte ihn ganz wild gemacht; er polterte und ſprudelte nun eine Anrede an den Grafen heraus, wo neben recht kräftigen derben militäriſchen Ausdrücken, die Worte Bildung und Verfeinerung äußerſt drollig hervorſtachen, und endigte mit dem Anliegen: der Graf ſolle ihm Unterricht in der neueſten Verbeſſerungs-Methode geben.

Um ihn etwas zu beſänftigen, und ihn von ſeiner Muthloſigkeit zu heilen, erinnerte ihn der Graf an ſeine Verſchönerungen des Parks, des Gartens und des Wohnhauſes. —

Ja, ja, ſagte er mit Selbſtzufriedenheit, das iſt freylich Etwas! Es hat mir doch auch, muß ich ſagen, viel Arbeit und Kopfbrechen und viel ſchweres Geld

gekoſtet. Nun freylich! ſo etwas wie mein Ermenonville, meinen Otaheitiſchen Pavillon, meine Chineſiſchen Brücken, dergleichen haben ſie noch nicht ausgeführt, das iſt wahr! Apropos, ich muß Ihnen doch erzählen: ich habe von meinem Neffen, der vorigen Sommer von ſeiner Reiſe um die Welt zurückgekommen, eine ganz vortreffliche und genaue Zeichnung von den Egyptiſchen Pyramiden erhalten, die ich, ſobald ich mit meinem Veſuv zu Stande bin, eben ſo nachzuahmen gedenke; unter uns, ich hoffe, es ſoll gewiß ein Meiſterwerk und ein ſeltnes Stück werden. Dabey habe ich den Gedanken, in dieſen Pyramiden ein Monument für mein ſeliges Lottchen zu ſtiften. Ich habe auch ſchon den Platz mit Trauerweiden und wilden Roſen bepflanzen laſſen, und der Neveu will die alten Inſchriften, die er mitgebracht hat, hinein beſorgen. Dahin will ich mich dann in melancholiſchen Stunden in die Einſamkeit begeben, mich meinen Gedanken überlaſſen, und das

Andenken meines lieben seligen Lottchens feyern.

Jetzt meynte ich aber nur die Oekonomie, Ihre Verbesserung des Ackerbaues, und das ehrbare folgsame Betragen Ihrer Bauern. Sehen Sie, das war's, dahin bringe ich's mit aller Arbeit nicht. Wie ich es mir sauer werden lasse, das werden Sie wohl nicht glauben; wie ich mich Tag und Nacht damit beschäftige die Bestien auszubilden; und wie sollt' es einen nicht dreyfach ärgern, wenn man dahinter kommt, daß sie ihrem Wohlthäter Gutes mit Bösem vergelten, und lügen und betrügen, wo sie nur immer können. Blutsauer habe ich's mir werden lassen! Ja sollten Sie sich vorstellen, ich bin so weit gegangen: als ich neulich etwas von ihnen verlangte, wobey ich, wenn es mir gelungen wäre, auf ein paar tausend Thälerchen jährlich mehr hätte rechnen können, mußten nicht allein meine Töchter, bey einem Fest, das ich veranstaltete, mit ihnen tanzen, ja ich ging so weit, daß

ich sie selbst in ihren eignen Häusern überraschte, mich mit ihnen zu Tische setzte, und von ihrer miserabeln (Gott verzeih mir die Sünde) Kocherey aus einer Schüssel mit ihnen verzehrte! Ich that nicht anders, als ob es mir ganz vortrefflich schmeckte, dankte ihnen, und unterhielt mich mit ihnen, als ob sie meine Kameraden wären. Ich sage das eben nicht darum, als ob es so besonders tugendhaft von mir wäre, ich weiß recht wohl, daß es gegen die Aufklärung und gegen die reine Menschlichkeit liese, wenn ich anders handelte, aber ich vermuthete, die Halunken würden von meiner Herablassung gerührt seyn, und in alles einwilligen, was ich von ihnen verlangte, es wäre denn doch ein Beweis ihrer verfeinerten Sitten und ihrer edlen Herzen gewesen. Aber mir nichts, dir nichts! sie blieben bey ihrem starren Eigensinn, es fehlte nicht viel, so hätten sie sich gegen mich zusammen gerottet, bloß aus Egoismus, weil mir, wie sie sagten, allein der Vortheil zufließe, und sie freylich

wohl ein wenig mehr Arbeit und einen klei-nen Zeitverluſt dabey gehabt hätten. Anfangs wollte ich's nun doch mit Gewalt durchſetzen, aber ſie waren ſo undankbar, mir mit einem Proceß zu drohen! Ich ließ es gut ſeyn und war zufrieden; aber geärgert hat es mich, daß ich aus der Haut hätte fahren mögen! Nun, Herr Graf, ſagen Sie mir nur, Sie richten ja aus, was Ihnen beliebt! Thun Sie denn nach mehr? — Bey weitem nicht ſo viel, als Sie, Herr Obriſtwachtmei-ſter, ſagte der Graf beruhigend. Aber Sie haben ſelbſt ſehr richtig bemerkt, ich bin ſo glücklich, einen Schlag ſehr guter Leute auf meinen Gütern zu beſitzen, die mir allenthal-ben kräftig die Hand bieten. Ich ſuche nur zu verhüten, daß ſie nicht durch zufälliges Un-glück bis zu dem ſchauderhaften Elend ge-bracht werden, wo ſie Hülfe in der Nieder-trächtigkeit und Vergeſſenheit ihres Elends in der Völlerey zu ſuchen haben. Sie werden erfahren haben, wie meine Schweſter für die Kranken ſorgt. Auf eine ähnliche Weiſe wer-

den sie jedesmal unterstützt, wenn es nöthig ist. Da sie nun für die ersten Bedürfnisse nicht so hart und unablässig zu sorgen brauchen, so kommen sie von selbst und ganz ohne Zwang darauf, ihren Zustand immer mehr und mehr zu verbessern. Sie thun mir also zu viel Ehre an, Herr Obristwachtmeister, wenn Sie mir allein alle Verbesserungen und manches ungewöhnlich Gute zuschreiben, daß Sie auf meinen Gütern bemerken wollen. Sehr viele, ja die meisten Ideen dazu, kommen von meinen Landleuten selbst; sie kennen den Boden, den sie bearbeiten müssen, durch ihre Erfahrung am besten, daher sind sie am ersten im Stande und berechtigt, sich die vortheilhafteste Behandlungsart zu ersinnen; ich reiche ihnen nur hülfreich die Hand, wenn etwa die Ausführung ihre Mittel übersteigt. Der Vortheil des Gelingens gehört ihnen unbezweifelt, so wie auch billig der Schaden des Irrthums oder des Verfehlens, der jedoch ihre ganze Bestrafung ausmacht. — Das Wichtigste, fing Eleonore an, hat

mein Gemahl Ihnen noch nicht erwähnt, Herr Obriſtwachtmeiſter: ich meyne den abgeſchaffſten Frohndienſt. Die Leute haben nun, was ihnen ſo wichtig iſt, Muße, ihre eignen Geſchäfte deſto beſſer zu beſorgen. — Der Obriſtwachtmeiſter hatte, während der Graf geſprochen, mit komiſcher angeſtrengter Aufmerkſamkeit zugehorcht, um etwas zu lernen, auch einigemal Beyfall genickt, indem er die Umſtehenden nach der Reihe anguckte. Als aber Eleonore vom Abſchaffen des Frohndienſtes anfing, ſprang er ungeduldig auf. Gut, daß Sie davon anfangen, Frau Gräfin! ich hatte es mir ſchon längſt vorgenommen, Ihnen meine Meynung darüber zu ſagen. Sie haben Ihren Bauern den Frohndienſt erlaſſen, der jedem Gutsbeſitzer von Gott und Rechts wegen zukömmt, dadurch haben Sie aber allen Ihren Nachbarn vielen Schaden zugefügt. Herr Graf! es iſt nicht ein jeder geſonnen, ſeinen gerechten Vortheil ſo muthwillig zu verſchleudern, und nun wird uns alles erſchwert. Nein, erlauben Sie mir,

daß ich's Ihnen sage, daran thaten Sie sehr Unrecht! Eine alte Gerechtigkeit muß man nicht aufheben. Unsere Vorfahren haben den Frohndienst eingerichtet, und das waren auch keine Narren; die Nachkommenschaft sollte nur mehr Respekt vor ihren Einrichtungen haben! Einzelne Verbesserungen, ja einzelne lasse ich mir gefallen, aber das Ganze darf nicht niedergerissen werden! Alle Teufel! bey der Ordnung muß es bleiben. Und nehmen Sie mir's nur nicht übel, Herr Graf, auf diese Weise geht es Ihren Bauern freylich herrlich und in Freuden, da Sie sich das Ihrige entziehen! aber damit wäre mir noch gar nicht gedient, meine Bauern sollen sich nicht aus Eigennutz vervolikommnen, und meinen Willen ihres eignen Vortheils wegen vollziehen, sondern aus reiner Liebe und Dankbarkeit sollen sie mir meinen Willen thun. Weltlichen Vortheil sollen sie gar nicht vor Augen haben, sondern Moralität, feine Ausbildung des Kopfs und des Herzens! Lieben sollen mich die Halunken! — In diesem Ton fuhr der gute Obrisiwacht-

meiſter noch ein Veilchen fort, zur groſſen Beluſtigung der Geſellſchaft, die über dieſen Freund der Kultur ſich nur mit Mühe das laute Lachen enthielt. Eleonore mußte einigemal das Geſicht wegwenden; der Graf verſuchte es, ihn zu unterbrechen, und ein anderes Geſpräch auf die Bahn zu bringen, aber das ging nicht ſo leicht. Er kramte mit groſſem Eifer alles durch einander aus, und ſchwieg nicht eher, bis man zu Tiſche ging, wo er ſich dann wieder beruhigte. Beym Anblick der mannichfaltigen Flaſchen ward er rollends wieder friedlich und freundlich geſinnt, vergaß Kultur, Oekonomie und Moralität, ließ es ſich trefflich ſchmecken, und prüfte ſo lange die einheimiſchen und fremden Weine gegen einander, bis man ihn nach einem andern Zimmer führte, wo er den Reſt des Tages ruhig verſchlief.

Wie gefällt Dir die herrliche Karikatur? fragte Eduard. — Dieſes iſt einer der unterhaltendſten Geiſter, die es gibt, erwiederte Florentin; er vereinigt in ſich alle die Narrheiten,

die man sonst in der ganzen Welt ausgebreitet findet; jedes Räthsel, das uns in ihr verwirrend und ängstigend entgegenfährt, ist aufs belehrendste in ihm allein aufgelöst! — Juliane bedauerte spottend die armen Fräulein, die aus ökonomisch-politisch-menschenfreundlicher Absicht mit den unwilligen, aufgebrachten Bauern tanzen mußten, und stellte die Noth, sich nach ihrer Weise fügen zu müssen, sehr komisch und lebhaft vor. Sogar Therese und die Knaben übten ihren Muthwillen an dem ehrlichen Obristwachtmeister, bis der Graf ihnen endlich Einhalt that, der sich bey diesen Gesprächen erinnert hatte, daß seinen Bauern am Vermählungstage ein Gastmahl auf dem Schloß bereitet werden müsse, und war verwundert noch keine Anstalten dazu machen zu sehen. — Eleonore gestand ihm: sie hätte es zwar nicht vergessen, könnte sich aber immer nicht entschließen etwas anzuordnen, was noch jedesmal ihr Mißfallen erregt, so oft sie dabey gewesen. — Der Graf erwiederte: es lasse sich schwerlich etwas gegründetes gegen eine so ehrwürdige Sitte einwenden,

die von jeher in seinem Hause Statt gefunden, und die er nicht gern ohne Grund abschaffen würde. — Verzeih mir, mein Bester! sagte Eleonore, aber ich konnte mir nie weder gutes, noch erfreuliches dabey denken, wenn ich diese Leute an einer langen Tafel, schnur gerade gereiht sitzen sah, Zwang und staunende Langeweile auf allen Gesichtern, die Männer an der einen, die Frauen auf der andern Seite; zufällig Feinde sich nah, Freunde und Liebende getrennt, fremd, ängstlich, unbehaglich! Von der Dienerschaft, wo nicht gar von der herrschaftlichen Familie selbst bedient, fühlten sie sich in nicht geringer Verlegenheit, so oft ihnen etwas gereicht ward, und nahmen sich dann natürlich so ungeschickt und link dabey, daß die übermüthigen Lakaien sich berechtigt glaubten, sie hohnlachend zu verspotten. Irgend ein Lächeln, oder das Ansehn von Superiorität, das man doch nicht unterdrücken kann, und das nur auffallender wird, je mehr man's unterdrücken will, macht ihnen vollends diesen ostensiblen Akt von Herablassung zur Pein. Es kann nicht

fehlen, daß das demüthigende und zugleich erniedrigende Bewußtseyn ſich nicht in ihre Herzen ſchleiche: ſie ſeyen unter dem Vorwand eines Gaſtmahls bloß zur Dekoration für die Vornehmen beſtimmt, die ſich an einer ländlichen Scene erluſtigen wollten. Dürften dieſe ehrlichen Leute freymüthig ihre Meynung ſagen, ſo würden ſicherlich die meiſten, wie Sancho Panſa bey den Ziegenhirten, ihrem Herrn für die unbequeme Ehre danken, in ſeiner Geſellſchaft zu ſpeiſen; von denen, die es nicht ausſchlügen, hätte ich auch nicht die beſte Meynung. — Eleonore wandte ihre ganze Beredtſamkeit an, den Grafen zu bewegen, daß er dieſen alten Gebrauch abſtellen, und den Bauern auf eine andere Art ein Andenken des fröhlichen Tages vergönnen möchte, aber der Graf wollte nichts davon hören. Es ſind noch Leute darunter, ſagte er, die ſowohl am Tage unſerer Vermählung, als bey Julianens Geburt ſind bewirthet worden, was würden dieſe glauben und glauben machen, wenn wir es bey dieſer Gelegenheit unterließen? Entweder, daß unſere Freude nicht

von Herzen gehe, oder daß wir die Gebräuche unſerer Vorfahren nicht mehr ehren. Es darf nicht unterbleiben! Doch bleibt Dir, Liebe, die ganze Anordnung unumſchränkt überlaſſen. Die Mißbräuche, die Du ganz richtig angemerkt haſt, werden ſich vielleicht vermeiden laſſen.

Das Geſpräch ward durch Briefe von der Gräfin Clementine an den Grafen und an Julianen unterbrochen. Beyde entfernten ſich. Eleonore berathſchlagte während dem mit Eduard und Florentin wegen des Auftrags, den ihr der Graf gegeben. Es ward endlich unter ihnen etwas verabredet, und Florentin eilte ſogleich die nöthigen Anſtalten dazu zu treffen, die Kinder begleiteten ihn.

Der Graf kam zurück, und als er Eleonoren mit Eduard allein antraf, ſagte er ihnen: ſie dürften nun nicht mehr auf Clementinens Gegenwart bey der Vermählung rechnen, ſie hätte es völlig abgeſchrieben. Eleonore bat ihn, ihr etwas Näheres aus dem Briefe mitzutheilen, weil ſie auf des Grafen Ge-

ſicht einige Sorge wahrnahm, die ſie beum ruhigte.

Ich befürchte, ſagte er, daß Clementine von einem ernſthaftern Grund zu kommen abgehalten wird, als der iſt, den ſie vorſchützt. Wenn ſie nur nicht wieder krank iſt, und es uns verbirgt! — Eleonore ſuchte ihn zu beruhigen; ſie erinnerte, daß ihre faſt niemals weichende Kränklichkeit ein ganz ruhiges Verhalten oft nothwendig mache, gefährlich ſchien es doch nicht zu ſeyn, da ſie beyde Briefe eigenhändig geſchrieben hätte. Sie ſchlug dem Grafen einen verlängerten Aufſchub vor, er unterbrach ſie aber mit einiger Ungeduld: — Es ſcheint auch Clementinens Wunſch zu ſeyn, ſagte er; aber, meine Liebe, ich kann weder dir, noch jener hierin nachgeben. Ich werde es nicht länger aufſchieben, ein ſo heilig gegebenes Verſprechen zu erfüllen, und ich ſelbſt ſehne mich zu lebhaft, dich, Eduard, als meinen Sohn zu umarmen. Es bleibt bey dem beſtimmten Tage, gleich nachher wollen wir zuſammen Clementinen beſuchen, mich ver-

langt recht danach, ſie zu ſehen. — Er ging mit Eleonoren in den Garten, wo er ihr noch einiges aus dem Briefe mittheilen wollte.

Juliane war traurig, ihre geliebte Tante nun nicht erwarten zu dürfen. Sie überlas ihren Brief immer wieder aufs neue. Eduard ſuchte ſie bey ſich in ihrem Zimmer auf, und wollte ſie durch ſeine zärtlichen Liebkoſungen erheitern. Sie fühlte ſeine Liebe, konnte ſich aber dennoch nicht aus ihrer trüben Stimmung reiſſen, und bat ihn endlich, ſie allein zu laſſen. Er ging fort und ſuchte Florentin auf; er wollte nicht mit ſeinem Unmuth allein ſeyn. Juliane ſchrieb folgenden Brief an Clementinen.

Juliane an Clementina.

Ihr letzter Brief hat mich nicht ſo froh gemacht, wie ſonſt alles, was von ihnen kommt. Sie ſelbſt erwartete ich, liebe Tante, wie ſoll ich mir nun an einem Briefe von derſelben

Hand genügen laſſen, die ich ſelbſt ſo gern mit Küſſen überdeckt hätte, auf deren Segen ich hoffte!

Ich habe jetzt Sorgen, meine Tante! wie ſoll ich ſie aber ausſprechen? Wenn ehedem eine kindiſche Sorge mein Gemüth traf, dann wußten Sie es zu errathen, ich war durch Ihre Hülfe davon befreyt, ehe ich ſie zu nennen wußte. Aber jetzt wird es bedeutender, ich fürchte mich vor den ernſthaften Anſtalten. Man kömmt und geht; Einrichtungen werden gemacht, andere zerſtöhrt; Vater und Mutter haben lange geheime Unterredungen, dann wird oft Eduard dazu gerufen. — O hätte ich es gedacht, daß es ſo viel Mühe, und mir ſo viel Angſt machen würde! — Und alles iſt weit ſchlimmer geworden, ſeit Ihren Briefen, Tante! Nachdem ſie geleſen waren, fielen lange Unterredungen vor; der Vater war ſehr bewegt, meine Mutter weinte. Ich ſaß unbemerkt an meinem Fenſter, da konnte ich ſie ſehen, ſie gingen auf der Terraſſe auf und ab. Ich durfte um nichts fra-

gen, denn es ſchien, als machten ſie mir abſichtlich aus dem Inhalt des Briefs und des Geſprächs ein Geheimniß, aber es beunruhigte mich. Was kann vorgehen? Ich habe Ihren Brief unzähligemal durchgeleſen, um vielleicht in ihm ſelbſt einen Aufſchluß zu finden, aber umſonſt! — Meine theure Clementine ſchreibt von Pflichten, die mir nun aufgelegt werden, denen ich vielleicht nicht gewachſen ſey. Was ſind das für Pflichten? giebt es noch andere, als die ich kenne: daß ich Eduard einzig und bis in den Tod lieben ſoll? Und wenn es nur dieſe ſind, wie ſollten ſie mir zu ſchwer ſeyn? Kann man zu lieben aufhören? giebt es eine andere Glückſeligkeit, als treu zu lieben bis in den Tod? — Einſt ſagten Sie mir, das ſchönſte Glück auf Erden für eine Frau wäre, wenn der Gatte zugleich ihr Freund ſey. Sie ſprachen mir aus der Seele, meine geliebte Clementine; und wenn dem ſo iſt, ſo dürfen Sie ſich mit Ihrem Kinde freuen; Eduard iſt gewiß der Freund ſeiner Juliane; er liebt mich ja, und kann man

lieben, ohne der Freund der Geliebten zu seyn?

Aber, was ihm nur fehlen mag? er ist nicht allein besorgt und nachdenklich, wie ich es bin; er ist traurig, voll Mißmuth bis zur ungerechten Klage: „ich liebe ihn nicht so, wie er hoffte, von mir geliebt zu seyn.“ Ich weiß seine Zweifel nicht zu beruhigen, und meine eigne Unruhe wird immer größer. Vielleicht zerstreut sich dieser Nebel um uns, wenn wir erst in Ruhe uns selber werden leben, wenn erst der Lärm, die Wichtigkeit, die Feyerlichkeiten vorüber sind.

Ich hätte vielleicht gröſsers Recht zu klagen, als Eduard, daß ihn nicht so ganz genügt an seiner Freundin, daß er noch eines Freundes zu seinem Glücke bedarf. Jetzt wünschte ich aber selbst so sehr als er, daß Florentin bey uns bleiben möchte. In diesen Stunden der Mißverständnisse ist er unser guter Engel; die bösen Geister weichen vor seiner Gegenwart. Es ist ein ganz herrlicher Mensch, liebe Clementine! Eduard hängt mit

der brüderlichſten Freundſchaft an ihm und ich liebe ihn wie einen ältern Bruder. Ich fühle es wohl, was ich ihm ſchon jetzt verdanke, und was er uns beyden werden konnte! Aber alles unter Dutten vermag nicht, ihn zurückzuhalten. Eduard hat eine Vermuthung, die ich Ihnen einmal mündlich mittheilen werde; ich halte ſie aber nicht für gegründet, und auf keinen Fall iſt es ſo ernſthaft, als er glaubt.

Dieſen Morgen war ich ganz allein mit Florentin. Wir überraſchten uns beyde mit der gegenſeitigen Frage: „was fehlt Eduard?“ jeder von uns glaubte den andern im Verſtändniß. Er wußte aber ſo wenig und iſt ſo unruhig über dieſe Erſcheinung, als ich ſelbſt. Zum erſtenmale habe ich ihn mit vollem Zutrauen begegnet; ich geſtand ihm meine kleine Eiferſucht, und daß ich für Eduards Liebe beſorgt bin; aber er gab mir Unrecht, er warnte mich, nicht in die gewöhnliche Schwäche der Frauen zu verfallen und Achtung für die Freundſchaft der Männer zu haben. Es waren Ihre Worte, Clementine. Ich mußte voll

ſtaunender Achtung vor ihm ſtehen, denn ſo tiefe Blicke in mein Inneres hat niemand noch, außer Ihnen, gethan; ſolche Dinge hat mir noch kein Menſch ſonſt geſagt. Er hat mich aus den tiefſten Winkeln meines Herzens, da wo ich ſelbſt nicht hin zu dringen wagte, herausgefunden. Es war beynah zu hart, mein Stolz empörte ſich endlich gegen ſeine Beſchuldigungen. „Sie kennen freylich meine Schwächen," ſagte ich ihm, „aber Sie wiſſen doch nicht, was ich zu thun im Stande bin." — Das glaube ich, ſagte er; wenn Sie das nur in der That thun wollten, was Sie zu thun im Stande ſind; wenn Sie nur nicht das, was Sie ſind, verläugnen, um wie die andern zu ſcheinen. — Drauf ſprach er noch viel über Eduard und mich; ſo ſüß tröſtete er mich nun, ſprach mir ſo beredt, als ob er für ſich ſelbſt ſpräche, von Eduards inniger Liebe, wußte mir ſo fein alle ſeine Feinheiten herzuzählen — Ich konnte nicht länger ſorgen, alle meine Bangigkeit war faſt verſchwunden bey ſeinem freundlichen Troſt. Nur vergeſſen Sie

nicht, sagte er, was ich Ihnen gesagt; wenn Sie es auch jetzt nicht verstehen, einst werden Sie es doch verstehen lernen. — Ich fuhrte eine Thräne über mein Gesicht rollen, als ich ihm die Versicherung gab; seine Worte, seine Stimme, die wie eine scheidende Prophezeyhung klang, hatten mich tief bewegt. Er küßte sanft mir die Thräne vom Gesicht; ich konnte es nicht wehren, er war selbst zu sehr gerührt. — Auch ich werde diesen Augenblick nicht vergessen, sagte er; so sehe ich Sie niemals wieder. — Darauf verließ er mich.

Aber Clementina, warum sind Sie nicht bey mir? wo soll ich Muth hernehmen die ernste Stunde zu überstehen? mußten Sie gerade jetzt Ihr Mädchen verlassen?

Ich vergesse alles, wovon ich Ihnen sonst schreiben könnte. Mein Herz ist so voll! von mir selbst voll! muß es, wird es nicht bald besser werden? Leben Sie wohl Clementina, theure geliebte Freundin! Seegnen Sie Ihre Juliane.

Vierzehntes Kapitel.

Es war ein heiterer herrlicher Morgen; ein groſser, von hohen ſchattigen Bäumen umgebener Platz im Park, den man aus dem Cabinet der Gräfin überſehen konnte, und der von der andern Seite die Ausſicht ins freye Feld ließ, war zur feſtlichen Bewirthung der Landleute eingerichtet. Unter den Bäumen rings um den Platz ſtanden Tiſche von verſchiedener Gröſſe; jeder Familie war einer angewieſen, deſſen Größe der Anzahl der Perſonen angemeſſen war. Es durfte keiner aus Mangel an Raum zurückgelaſſen werden. Jede Hausmutter ſah ſich im Kreiſe der ihrigen, und ſorgte nach ihrer gewohnten

Weise für ihre Bequemlichkeit. Stühle standen umher, geräumige Lehnsessel für die Alten. Glänzend weiße Tücher waren über die Tische gedeckt. Frauen und Tochter stellten geschäftig das nöthige Geräth umher, kein Lakai, keine Livree war zu erblicken. Gelassen sorgte jede für die ihrigen, brachte sorglam das erwärmte, ganz geleerte Glas, das gewechselte Messer des Hausvaters, damit er keine häusliche Bequemlichkeit vermisse. Mit Braten, Wein und Kuchen waren die Tische reichlich besetzt, mit Blumen anmuthig verziert. Die Mitte des Platzes, ein frischer dichter Rasen, war zum Tanz für die jungen Leute bestimmt; da konnten die Alten ruhig an ihren Tischen sitzend dem Tanze zusehen.

Früh war Eleonore hinausgegangen, um selbst noch einmal nachzusehen, ob alles nach ihren Befehlen eingerichtet sey, und ob nichts mangle? Nach und nach kamen alle zusammen in festlichem Anzuge. Junge Mädchen mit Bandern und Blumen geschmückt, versammelten sich, Therese an ihrer Spitze, um

Julianen einen blühenden Myrthenkranz zu überreichen. Jetzt kamen auch einige Abgeordnete aus Eduards und des Grafen nah liegenden Gütern. Jeder Tisch war für einige Gäste mit berechnet, sie fanden also leicht einen Platz. Sie suchten sich sogleich ihre Verwandte oder Bekannte heraus, und wer keine zu finden hatte, wurde von allen eingeladen, er wählte selbst seinen Wirth; die freundlichste Hausfrau, das netteste, fleißigste Töchterchen zählten die meisten Gäste, und entschieden die Wahl auf den ersten Blick. Der Graf hatte einige Söhne aus dem Dorfe unter seinem Regimente, diesen hatte er heimlich Urlaub gesandt, nach ihrer Heimat zurück zu kehren und sich mit ihren Mädchen zu verbinden, die schon längst auf diese Erlaubniß geharrt hatten. Jetzt kamen die munstern Soldaten unvermuthet zwischen den Bäumen hervor, und begrüßten die freudig erschreckten Eltern und die erröthenden Bräute, die sich unter den versammelten Mädchen befanden, und welche heute ihre Aussteuer von

Eleonorens Händen erwarteten. Herzlich früher lauter willkommen schallte von allen Seiten; Umarmungen, Glückwünsche und Handeschütteln gingen im kunstlosen Reihentanz durch einander, bey dem der freyere militärische Anstand und die hellen Farben der Uniformen lustig abstachen gegen das einfältige friedliche Betragen der Einwohner.

Der Graf und Florentin kamen dazu; er bezeigte Eleonoren seine Zufriedenheit, und lächelte vergnügt bey dem schönen Anblick. — Sehen Sie, Florentin, sagte Eleonore, wie das alles lacht und lebt! — Mir ist, sagte Florentin, als sähe ich eine Scene von Teniers lebendig werden! Es wäre noch der Mühe werth zu leben, wenn es immer so auf der Welt aussehen könnte! — Mutter, rief Thereie, wo bleibt denn Juliane? ich werde ungeduldig. — Es ist wahr, sagte Eleonore, sie müßte schon hier seyn, und wo bleibt Eduard? — Sie waren schon diesen Morgen mit ihm aus, Florentin, sagte der Graf, ich sah sie beyde zurückkommen, was hatten

Sie ſchon ſo früh vor? — Die Geſellſchaft trennte ſich geſtern ſehr früh, wir blieben noch zuſammen, ein Buch, das wir vor einigen Tagen zu leſen angefangen hatten, zog uns ſo fort, daß wir nicht eher aufhören konnten, bis es geendigt war; es war nun nicht mehr Zeit ſich niederzulegen, wir gingen hinaus, und erwarteten den Morgen. — Seit einigen Tagen, fing der Graf wieder an, habe ich ein nachdenklicheres, trüberes Weſen an Eduard bemerkt, als ihm gewöhnlich iſt. Hat er Ihnen etwa die Urſache vertraut, Florentin? oder haben Sie ſonſt Gelegenheit gehabt zu bemerken, was ihn drückt? Sie müſſen uns kein Geheimniß daraus machen, es iſt vielleicht nicht unmöglich ſeinem Verdruß abzuhelfen, oder irgend einen geheimen Wunſch zu erfüllen. Warum verbirgt er ſich uns? — Mir iſt nichts bekannt, Herr Graf, als was Sie ſelbſt bemerkt haben, nehmlich daß er nicht ſo heiter als gewöhnlich iſt. — Haben Sie ſonſt keine Vermuthung? — Die ſteigende Unge-

duld, vielleicht die Erwartung! — Unmöglich! sein Glück ist so nah, so sicher. — Vielleicht ist es etwas ... mir hat er ... wirklich ... ich weiß nicht ... Wenn Sie mir erlauben, so will ich jetzt die Gräfin Juliane aufsuchen. — Er ging zurück auf das Schloß. Die Fragen des Grafen hatten ihn verwirrt. Entdeckt hatte Eduard sich ihm nicht, aber er war fest überzeugt, eine geheime Eifersucht, die er gerne unterdrücken möchte, marterte ihn, er war bis zur Peinlichkeit reizbar geworden; Juliane heiterte ihn freylich oft wieder auf, aber nur auf kurze Zeit, dann war irgend eine Kleinigkeit wieder im Stande, ihn zu beunruhigen. Wie ein Gespenst trat es Florentin vor die Seele, er sey die Ursache dieser Zerstöhrung. Auch das, was in jener Nacht in der Mühle vorgegangen war, konnte er sich auf keine andere Weise sonst erklären.

Auf dem Corridor nach Julianens Zimmer sah er eine Thür geöffnet, die er bis jetzt immer verschlossen gefunden hatte; er

trat hinein, es war das neu eingerichtete Schlafzimmer für Julianen, in dem die Kammerfrauen eben noch einiges ordneten. Ein Basrelief mit Figuren in Lebensgröße über dem Kamine zog sogleich seine Augen auf sich. Es war eine Psyche, welche die Lampe in der Hand, den schlummernden Gott der Liebe mit staunendem Entzücken beschaute. Es war in edlem Styl gearbeitet, und von vollendeter Ausführung, Florentin betrachtete es mit innigem Vergnügen, und glaubte die Hand des Meisters darin zu erkennen; er freute sich es so unverhofft erblickt zu haben. Das ganze Zimmer war übrigens mit glänzender Pracht eingerichtet. Als er es eben verlassen wollte, und noch einen Blick umher warf, fiel ihm das große Prachtbette auf, das dem vortrefflichen Kunstwerk gegenüber stand. Am Obertheil des Lagers sowohl, als zwischen den stolzen Federbüschen, die auf den reich mit goldnen Quasten verzierten schweren seidnen Vorhängen prangten, breiteten sich mit großer

Würde die Wappen, gleichsam der schweben-den, beynahe entkörperten Psyche erdrückend entgegen. — Wir wagen es nicht zu bestimmen, was dem Florentin für Bemerkungen eingefallen seyn mögen, aber er lachte laut auf.

Juliane und Eduard begegneten ihm, als er zur Thür heraustrat. — Ich war im Begriff Sie beyde aufzusuchen, Sie werden im Park erwartet. — Von wem? sind meine Eltern dort? — Sie wünschen im Park zu frühstücken, eh' die Gesellschaft zu groß wird, auch werden Sie eines erfreulichen Anblicks genießen. — Sie eilten hinunter.

Eine jubelnde Symphonie von vielen Instrumenten, die zwischen den Bäumen versteckt waren, empfing sie. Juliane trug ein weißes Kleid von der feinsten Gaze, das in leichten Falten bis zu den Füßen herab fiel, unter der Brust war es von einer Reihe Smaragden zusammengehalten, ihre Haare in einer Pracht, ohne allen Schmuck

aufgeſteckt; ſeine goldne Kettchen zierten Hals und Arme, auf dem ſchönen Buſen wiegte ſich ein Stern von Diamanten. So ſchwebte ſie aus dem Schatten der Bäume hervor, herrlich geſchmückt, doch leicht und kunſtlos. Augen und Herzen flogen ihr entgegen. Eine ſelige Heiterkeit verklärte ihr Geſicht beym Anblick der frohen Menge. Ihre Eltern an der andern Seite des Platzes erblickend, wollte ſie ſogleich zu ihnen herüberfliegen; ihre eiligen Schritte aber wurden von Kindern gehemmt, welche ſie mit Blumenketten umgaben und feſt hielten; zugleich näherte ſich ihr mit Geſang der Trupp junger Mädchen. Sie hob Thereſen zu ſich hinauf, küßte ſie, und ließ ſich den blühenden Kranz von ihr auf die Locken drücken. Mit naſſen Augen lächelte ſie beym Geſang der Mädchen, die einen Korb mit den ſchönſten Blumen zu ihren Füßen niederſetzten. Kaum hatte ſie ſich in den Armen ihrer Eltern von der freudigen Rührung erholt, als die beyden Knaben, Julianens Brüder, einen kleinen Wa-

gen ganz von Rosen durchflochten herbeyzogen, die Kinder zwangen sie scherzend hinauf, sie setzte sich unter eine Art von Rosenthron. Therese stand ihr auf dem Schooß, der Blumenkorb zu ihren Füßen, so ward sie im Triumph und Freudengeschrei fortgezogen; das Ganze sah so reizend und zauberisch aus, daß man einen Feen-Aufzug zu sehen glaubte.

So ging es fort nach einem stillen entfernten Theil des Parks, wo das Frühstück bereitet war. Zwischen den Büschen standen blühende Orangenbäume, die einen balsamischen Duft verbreiteten. Wo man hinsah, erblickte man Julianens und Eduards Namen aus Blumengehängen. Die Bäume waren durch eben solche Blumengehänge verbunden, und das Ganze bildete einen vollen bedeutenden Blüthenkranz. Von verschiedenen Seiten in kleiner Entfernung ließen sich Oboen und Waldhörner bald wechselnd, bald zusammenstimmend hören, und wenn sie schwiegen, erschallte ganz von ferne die fröhli-

che Muſik bey den Landleuten herüber. Jedes Geräuſch war entfernt, alle ſaßen ſchweigend und horchend, jedes ſchien beſchäftigt, die Freuden mit allen Sinnen in ſich aufzunehmen. Florentin verglich im Stillen den Eindruck dieſes kleinen Tempels mit dem des prangenden Schlafgemachs, das er geſehen, und es iſt leicht zu errathen, welches er ſich von beyden am liebſten zum Allerheiligſten im Heiligthum der Liebe auserſehen hätte.

Von tauſend ſüßen Gefühlen durchſtrömt, das Herz pochend von liebevoller Ahndung, lehnte Juliane das glühende Geſicht an den Buſen ihrer Mutter, Eduards Lippen ruhten auf ihrer Hand, die er mit den ſeinigen umſchloſſen hielt. — Meine Juliane, mein angebetetes Mädchen! ſprach er im Entzücken der Liebe: werde ich Dich jemals ſo glücklich machen können, als Du in den Armen der Mutter biſt? — Sie bleibt in den Armen ihrer Mutter, ſagte Eleonore, ſie ſanft an ſich drückend, auch wenn ſie die Ihrige ſeyn wird!

Sie rauben sie uns nicht, lieber Eduard! — Mögt Ihr beyden das höchste Glück jedes das seine im andern finden, sagte der Graf, indem er sie umarmte, Ihr seyd mein kostbarstes Kleinod. Gott verleihe Euch seinen reichsten Segen in dem meinigen! — Die Rede des Grafen schien erst bestimmt zu seyn, noch mehreres zu enthalten, er brach aber mitten darinn ab, und sah nach seiner Uhr mit einiger Bedenklichkeit. Ich hatte sehr gewünscht, fing er wieder an, noch einige Zeit in diesem vertraulichen Kreise zu verweilen, aber ich sehe so eben, daß wir keine Zeit mehr zu verlieren haben: Juliane, Du mußt an Deine Toilette denken, wir müssen uns ja noch alle umkleiden. — Bleibt die Gräfin Juliane nicht so, wie sie da ist? fragte Florentin; das werden wir bedauren müssen; sie ist so schön in diesem Anzuge, daß keine Veränderung vortheilhaft für sie seyn kann. Es ist wahr, sagte der Graf, aber hier darf nicht die Rede von der Schönheit der Kleidung seyn, sondern von der Schicklichkeit. In dieser kann sie nicht oft

ſentlich getraut werden, heute müſſen wir nothwendig in Galla ſeyn. Wenn uns nur die Fremden nicht überraſchen, wir haben zu lange verweilt. — Nun laßt uns zurück gehen, ſagte Eleonore, wir finden wahrſcheinlich ſchon einige verſammelt. Auch unſer wunderlicher Obriſtwachtmeiſter wird wohl ſchon aufgeſtanden ſeyn; es wird mich beluſtigen zu ſehen, was er zu unſerm Volksfeſte ſagen wird; ich wette, er findet etwas gegen die Humanität darin zu tadeln. — Man trennte ſich. Jeder ging auf ſein eignes Zimmer. Eleonore fand, daß ſie noch eine Stunde übrig hatte, ſie verſchloß ſich in ihr Kabinet und ſchrieb folgenden Brief an Clementinen, die in der allgemeinen Freude von allen ſchmerzlich vermißt ward.

Eleonore an Clementinen.

Mitten aus dem feſtlichen Getümmel, und in unruhiger Beſorgniß, jeden Augenblick abgerufen zu werden, ſchleiche ich mich in meine

Kammer, um Dir einige Worte zuzurufen: ich will meinem Herzen diese Freude nicht versagen, ich will zu Dir reden, will mir einbilden, Du saßest neben mir, und ich sahe es dem lieben Gesicht an, wie Dein Herz die Freuden des meinigen theilt.

Aber auch scheiten muß ich mit Dir, Du Uebervernünftige! Wie? Juliane wird zum Altare geführt, und Du bist nicht bey ihr? wie magst Du es nur verantworten? Du weißt wohl, wie ich Dein Thun und Deinen Wandel verehre; dennoch glaube ich nicht, daß Du die Art und Weise von uns Weltkindern so sichtbar verachten darfst: es ist wohl eben so verdienstlich von mir, daß ich mich aus dem Getümmel losreisse, um an Dich zu schreiben, als daß Du das Haus der Fröhlichkeit nicht besuchen willst, um den armen kleinen Geschöpfen Deiner Pflege unter Deinen Augen Hülfe und Nahrung reichen zu lassen. Denkst Du nicht daran, wie nothwendig Du auch hier bist? Wer unter uns soll wohl Julianen das Beyspiel der Sammlung und Frommigkeit geben, das

ſie von ihrer Tante erhalten würde! Es werden viele gedankenlos um ſie ſtehen, und ſie wird umſonſt die Augen ſuchen, an deren frommen Andacht ſie ſonſt gewohnt war, die ihrigen zum Himmel zu erheben! Wird nun nicht die wichtigſte Angelegenheit ihres Lebens faſt leichtſinnig vollendet werden?

Die böſe Nachricht, daß wir Dich nicht erwarten dürfen, betrübte uns alle, und wie ſehr Juliane anfangs darüber trauerte, kannſt Du wohl denken; bald wußte ſie ſich aber zu beruhigen, da wir ihr von Deiner eigentlichen Beſorgniß nichts mittheilten, und ſie ſo gewohnt iſt, alles gut und recht zu finden, was von der Tante kömmt. Jetzt athmet ihre Bruſt wieder in ihrer natürlichen leichten Unbefangenheit. Du nennſt es gewiß nicht blinde mütterliche Eitelkeit, wenn ich mich im Herzen freue, die Holdſeligkeit des lieben Mädchens zu ſehen, dieſe ſtolze zarte Schönheit, die aus ihrem Innern ſtrahlend ſie umgiebt. Ja Du Theure! Du würdeſt, wenn Du ſie ſo vor Dir ſäheſt, leuchtend und glühend im vollen Ausdruck ih-

res Glücks, Du würdest nicht länger unzufrieden seyn, daß ihr Vater eilt, sie mit dem Geliebten zu vereinigen, daß sie trotz aller Deiner Gründe so früh vermählt wird. — Juliane ist beynah noch Kind, sagst Du, vieles liegt unentwickelt und tief verborgen in ihr, das nicht geahndet wird, am wenigsten von ihr selbst, sie fängt kaum an, sich selbst zu erkennen, sie wird aus einem Kinde zur Gattin, und wird gewiß einst auf die übersprungene Stufe ihres Lebens mit Wehmuth zurücksehen. — Das ist sehr wahr, Liebe; nicht weniger aber ist es wahr, daß Juliane vielleicht ihre Bestimmung ganz verfehlen möchte, wenn sie den ersten vernehmlich ausgesprochnen Wunsch ihres Herzens unterdrücken müßte. Du weißt, wie sehr Juliane mir in vielen Stücken ähnlich ist, da mein Gemüth von jeher in schwesterlicher Liebe vor Dir aufgeschlossen lag, so wie auch das Ihrige von der zartesten Kindheit an. Du wirst es nicht vergessen haben, daß auch die Mutter, wie jetzt die Tochter, sich nur spät und langsam ermannte; wie nur ihre frühe

glückliche Bestimmung verhinderte, daß nicht das lang verborgne Feuer heftiger Leidenschaftlichkeit verderblich um sich gegriffen. Was anders bewahrte sie vor jeder Gefahr, die ihr aus ihrem Innern drohte, als die Zufriedenheit mit ihrem Loose, die sie an den Pforten der Selbsterkenntniß empfing; als die ruhige Liebe in ihrem Herzen; als der Gatte, die Schwester, die Kinder! Ihr kostbaren Reichthümer! Meinem Glück verdanke ich meine Tugend!

Auch das ist wahr, daß Eduard uns von Jugend auf mehr Beweise eines liebenden Gemüths und der feinen Ausbildung, als eines selbstständigen Sinns gegeben; aber eben dieß sein liebendes Gemüth, dächte ich, müßte uns Bürge seyn. Wie hängt er doch mit inniger Liebe an der Geliebten seiner Jugend! Wie ist er ihr durch alle Wandelbarkeit seines Lebens so wahrhaft treu geblieben! Seine Liebe war gleichsam der dauernde Grund, auf welchem die bunten Farben des Lebens wie lose Fäden hin und her gewebt waren. Es fehlt ihm vielleicht nichts weiter, als die bestimmen-

de Vereinigung mit der Geliebten, um ihn ganz feſt zu halten. Ich habe Sinn für häusliche Freuden an ihm wahrgenommen; ich kann an niemand verzweifeln, dem dieſer Sinn nicht fehlt. Laß uns nur nicht weiter mit unſerer Verſorge dringen wollen! Unſre Hoffnung iſt, ſie dauernd glücklich zu ſehen. Doch wer enthüllt uns die Zukunft? Dürfen wir uns erlauben, Böſes zu verüben, um ein künftiges Gut zu ſichern? Das wäre ja ſogar gegen Deinen eignen Grundſatz.

Du weißt doch, daß Eduard ſeinen Plan, gleich nach der Vermählung mit Julianen auf Reiſen zu gehen, aufgegeben hat, zu unſrer großen Freude. Die Kleine konnte ſich nicht entſchließen, uns zu verlaſſen, er hat ſich auf ihr unabläſſiges Bitten entſchloſſen, noch einige Jahre bey uns zu leben, eh er ſeine weitern Plane ausführt. Sie bleibt alſo immer noch in unſerer Mitte, er raubt ſie unſerm Kreiſe noch nicht, er ſelbſt iſt ein theures Mitglied deſſelben geworden. Wir wollen nun alles aufbieten, um ihn ſeinen neuen Entſchluß nicht

bereuen zu laſſen. Feſt ſoll ſich an Feſt ketten, und eine Luſt die andere verdrängen. Wärſt Du nur hier, die bange Sorge würde bald von Dir weichen! Dein Bruder iſt in der beſten Laune von der Welt; Du weißt, wie liebenswürdig er in ſeiner Heiterkeit ſeyn kann; und überhaupt ſind wir ſo fröhlich und ausgelaſſen wie die Kinder, haben alle Sorgen weit abgeworfen.

Nun ernſtlich an meine Toilette, Juliane iſt ſicher ſchon fertig; der Lärm wird immer lauter, ich darf doch nicht zuletzt erſcheinen. Bald ſiehſt Du uns bey Dir, ich habe Dir viel zu erzählen von den lieblichen Feſten, die hier begangen werden, vorzüglich von einem hier im Park, meinem Fenſter gegenüber. Dieß wird Dir gefallen, es iſt ganz in Deinem Sinn; das kömmt daher, weil ich nichts anordne, ohne in meinem Sinn den Deinigen zu Rathe zu ziehen.

Eleonore.

Funfzehntes Kapitel.

Florentin war allein geblieben. Er ging auf den Platz im Park: er war leer, die Leute waren hinausgegangen auf den Weg zur Kirche, dort wollen ſie, in zwo Reihen geordnet, die herrſchaftlichen Wagen durchfahren laſſen. Er ging verdrüßlich ins Schloß zurück. Auf Gängen und Treppen war alles voller Tumult und Gedränge von wichtig thuenden, mit Nichts lärmend beſchäftigten Menſchen. Allenthalben begegneten ihm fremde Geſichter. Unmuthig floh er auf ſein Zimmer. Das Geraſſel der Wagen zog ihn ans Fenſter. Eine lange Reihe von vier- und ſechsſpännigen Equi-

pagen, mit goldbedeckten Lakaien behangen, leerte ſich, eine nach der andern. Unerträgliche Figuren wurden maſchinenmäßig aus den glänzenden Kaſſen gehoben, und ins Schloß gefördert. Florentin ſchauderte bey dem Anblick. Endlich ward er von den prächtigen Kleidungen erinnert, daß er ſich wohl auch noch anders anziehen müſſe, und nun fiel es ihm erſt ein, daß ihm die weſentlichen Stücke zum gehörigen Anzug mangelten. Halb verlegen, halb luſtig, war er noch unſchlüſſig, was er zu thun habe, als ihn ein Bedienter zu Julianen rief. Er fand ſie in ihrem Zimmer völlig angekleidet.

Kommen Sie her, Florentin, rief ſie ihm entgegen, ich will nicht allein bleiben. Haben Sie die Mutter nicht geſehen? Iſt Eduard nicht bey Ihnen? Es kömmt auch kein Menſch zu mir. Aber wie Sie mich anſtaunen! Nicht wahr, es kleidet mich nicht? — Sie war mit fürſtlicher Pracht gekleidet. Sie blitzte und funkelte vom köſtlichen Geſchmeide und reicher Stickerey. An der Stelle des friſchen Morgenkranzes war eine kleine Krone von Juwelen

geſetzt, die Arme und der freye Hals waren mit den auserleſenſten Perlenſchnüren geſchmückt, und dieſen angemeſſen ſchimmerte der übrige dazu gehörige Schmuck.

Wundert Sie mein Erſtaunen? fragte Florentin, Sie ſind blendend, Juliane! — Aber ich gefalle Ihnen nicht, nicht wahr? — Ich ſuche vergebens den leichtfüßigen ſchalkhaften Knaben im Walde, wo iſt die gedemüthigte Uebermüthige hin, im geliehenen Wams und kurzen Rock? Wo ſind die Umriſſe der gewohnten Geſtalt vom heutigen ſchönen Morgen? — Ich glaube es Ihnen gern, ſagte Juliane. Der Himmel behüte mich auch vor einer Exiſtenz, wo ich oft ſo gekleidet ſeyn müßte; ich glaube, am Ende könnte man das Lachen dabey verlernen. — Ja es mag wohl ernſthaft machen, aber was zwingt ſie dazu? — Wir haben herzlich gewünſcht, dieſen Tag mit Feſten ganz anderer Art zu begehen; aber Sie wiſſen, der Vater läßt nicht leicht eine alte Sitte abändern; um ihm nun ſeine Freude auf keine Weiſe zu ſtören... wären nur

erſt dieſe Tage vorüber! — Sie werden durch ſie auf alle künftige glücklich! — O über alles glücklich werde ich ſeyn! ohne dieſe Hoffnung müßte ich der glänzenden Laſt erliegen. Es iſt ſchön von Ihnen, daß Sie meine augenblickliche ſchlechte Laune durch dieſe Erinnerung verſcheuchten. Wie man doch oft ſo undankbar ſeyn kann! — Ueble Laune iſt freylich am erſten dazu aufgelegt. — Lieber Florentin, Sie müſſen ein Andenken von mir nehmen, um ſich dieſer Stunde und meines Glücks zu erinnern. — Sie ſuchte einen Augenblick unſchlüſſig in einigen Schubladen. — Nehmen Sie dieſe Brieftaſche, die Stickerey darauf iſt von mir, dies mag ihr einigen Werth in Ihren Augen verleihen. — Er knicte nieder vor ihr und küßte ihre Hand: — So empfange ich den Dank aus Euren Händen, ſchöne Jungfrau; wäre mir doch der erſte Dank beſtimmt, ſo dürfte ich ihn von den holden Lippen einſammeln! — Die Thür ward geöffnet, Eduard trat herein, Florentin ſtand auf. — Was haſt Du vor, Flo-

rentin? — Anbetung, mein Freund! — Tolle Possen! und noch nicht anders gekleidet? Fort, fort, es kömmt Gesellschaft. —

Florentin ging hinaus. Auf der Treppe begegnete ihm der Jokey, der ihn noch vom ersten Augenblick an, da er ihn im Walde gesehen, zugethan war. — Sattle mir gleich den Schimmel, mein guter Heinrich, sagte er ihm leise, reite ihn durch das Hinterthor hinaus, vor das Dorf, und erwarte mich dort, daß Dich aber niemand sieht; sage es auch niemanden! Hörst Du? — Verlassen Sie sich auf mich. — Er sprang fort; Florentin ging wieder auf sein Zimmer. — Du haltst es nicht aus, rief er unmuthig; was soll dir das widersinnige Wesen? Immer wieder die alte Weise: wieder einige bessere Menschen, die vom Haufen der Gewöhnlichen bestimmt werden! Halte es nicht aus! ... aber die wenigen Stunden noch; es ist kindische Ungeduld, ... nicht einen Augenblick will ich mir selbst zur Last seyn ... Was werden sie aber dabey denken? ... Gut gefragt, wer sieht mir in irgend einem

Falle für die Gedanken der Menſchen? ... Es iſt aber ungeſittet, wenn ich gehe ... es iſt aber unwürdig, wenn ich bleibe. Eduard! wirſt Du mich verſtehen? wirſt Du Dein ſchwankendes, zweifelndes Gemüth bald beruhigen können? ... Wie hat ſich aber auch die Scene verändert! Wie ſind die lieblichen Farben der Morgenröthe hingeſchwunden, und haben dem lärmenden Tage Platz gemacht! Wie werden vom ſchweren Geſchütz der Konventionen Deine zarten Freuden zertrümmert, göttliche Liebe! Alles iſt zerſtört! Julianens holde Geſtalt durch ein Gewicht angefeſſelt, verzerrt; das eigne, ſchöne, bewegliche Leben von verſteinertem Kryſtall umſtarrt. Eduard! was will der blaſſe Mondſchimmer der heimlichen Kränkung auf Deinem Geſicht, worauf der Sonnenſchein der glücklichen Liebe ehe glänzte? O es iſt wahr, daß Friede und Freude bald entfliehen, wo ich verweile. Fort will ich, fort muß ich! Alles wird bald gut werden für Dich, Eduard. Nur der Verbannte wird oft ſeine Arme um-

ſonſt nach einem Freunde ausſtrecken, und ſie ohne Troſt wieder ſinken laſſen. Aber fort, fort; allein will ich den Fluch tragen, der über mich verhängt iſt! —

Während dieſen bald haſtigen, bald zögernden Worten war er, indem er ſich zu gleicher Zeit zur Reiſe anſchickte, im Zimmer unruhig auf und abgegangen. Jetzt war er ganz reiſefertig und ſtand in der geöffneten Thür, den Hut in der Hand; er beſann ſich, es war ihm, als müßte er Abſchied nehmen. Zu Eleonoren will ich noch einmal gehen, dachte er, ich finde ſie vielleicht noch allein. —

Eleonore war mit ihrem Putze ganz fertig, und ſiegelte eben den Brief an Clementinen, um ihn noch fortzuſchicken. — Mich dünkt, es iſt jemand im kleinen Corridor, ſagte ſie zur Kammerfrau, ſieh zu. — Florentin ward ihr gemeldet, und trat gleich darauf ſelbſt hinein. — Was iſt das? rief die Gräfin; Stiefel? Sporen? Was wollen Sie in dieſem Aufzuge? — Geben Sie mir Ihren Segen, theuerſte Gräfin, ich will fort!

— Träumen Sie? oder träume ich? ich verſtehe Sie nicht — Gütige Eleonore, fragen Sie nicht, Ihre ſegnende Hand laſſen Sie mich zum Abſchied küſſen. — Was iſt Ihnen, ums Himmels willen, was iſt Ihnen wiederfahren? wo wollen Sie hin? — Die Kammerfrau kam wieder hinein: Gnädige Gräfin werden erwartet, es iſt geſchickt worden — Den Augenblick! Florentin, Sie dürfen nicht ſo rathſelhaft ſeyn, was wird mein Gemahl ſagen? — Ihnen überlaſſe ich meine Vertheidigung, Eleonore, und deswegen komme ich eigentlich zu Ihnen, leben Sie wohl, ich darf Sie nicht länger aufhalten. — Aber wo wollen Sie hin? Wir ſehen Sie doch wieder? — Soll ich einſt noch ſo glücklich ſeyn? Der Ort, wohin ich gleich zuerſt komme, iſt Ihnen bekannt. — Mein Gott! freylich, Sie reiſen zu Clementinen. Wollen Sie uns dort erwarten? Sobald es hier wieder ruhig iſt, werden wir zu ihr reiſen. — Florentin verbeugte ſich: Geben Sie mir irgend ein Zeichen für die Gräfin Clementina mit,

das mich ihr empfiehlt. — Hier nehmen Sie dieſen Brief, ich hätte nicht gedacht, daß er durch Sie würde beſtellt werden, Ihrer iſt nicht darin erwähnt, aber Sie ſind ihr ſonſt ſchon bekannt, Sie dürfen nur Ihren Namen nennen. — Gnädige Gräfin! rief die Kammerfrau wieder. — Leben Sie denn wohl, Florentin, auf Wiederſehen! — Leben Sie wohl, Eleonore, Ihnen trage ich es auf, Eduard zu beruhigen, und mein Andenken bey Julianen zu erhalten! — Wie, dieſe wiſſen nicht? — Florentin war wieder zur kleinen Thür hinaus, ohne weiter zu hören, oder zu antworten. Die Kammerfrau ſchloß hinter ihm zu; in dem Augenblick führte von der andern Seite der Graf einige Damen herein.

Florentin ging durch den Park, wo er hoffen durfte, niemanden zu begegnen, und ſo fort zum Dorfe hin, wo er Heinrich, mit dem Schimmel ihn erwartend, fand. Er nahm Abſchied von dem Knaben, drückte ihm eine Belohnung für ſeinen Dienſtelfer in die Hand, ſetzte ſich auf den getreuen Schimmel, und

fort sprengte er im Galopp, ohne sich umzusehen. Heinrich sah ihm noch nach, als er ihn plötzlich still halten und das Pferd herumwenden sah; er kam wieder zurück. — Warte noch einen Augenblick, rief er ihm zu. Heinrich trat hinzu und hielt das Pferd; Florentin zog seine Schreibtafel heraus, und schrieb mit Bleystift auf ein Blatt: „Des „Schicksals Schläge stählen und geben Kraft „sich aufzurichten, indem sie niederbeugen; aber „der Menschen kleinliche Mißverhältnisse und „Mißverständnisse zerstören grausam das Ge„müth. Ich segne meinen Eintritt in Euren „Kreis, aber ich gehe, damit ihn niemand ver„wünsche! Lebe wohl, Eduard, gedenke mei„ner.“ —

„Juliane, wer Sie sieht, wird Sie kennen; wer Sie kennt, muß Sie lieben; wer „Sie liebt, kann nie aufhören. Bleiben Sie „glücklich!“

Florentin.

Gieb es an Eduard von Uſingen, guter Heinrich, aber gieb es ihm allein. Und nun Adieu. — Er ritt langſam fort. Er hatte beſchloſſen, die Nacht in der bekannten Mühle zu bleiben, und mit Tages Anbruch vollends zur Stadt zu reiten.

Sechzehntes Kapitel.

Florentin war nach einer verdrüßlichen Reise in der Stadt angekommen. Nie war er mehr mit sich selbst uneins gewesen. Zwar gefiel ihm die Hast, mit der er das Schloß und alle seine Neigungen, so bald es ihm Zeit zu seyn gedünkt, verlassen, da es ihm nicht unbemerkt geblieben war, daß er die Empfindsamkeit des schönen Mädchens so hoch hätte hinauf spielen können, als er nur immer gewollt; dennoch konnte er sich nicht des heimlichen Verdachts gegen sich selbst erwehren, der Mangel an den üblichen Staatskleidungsstücken hätte ihn so plötzlich auf und davon getrieben. Vollends

lächerlich erschien es ihm, wenn er überlegte, daß die ärztliche Familie vielleicht diesen Grund als ausgemacht, und sogar als den einzig möglichen annehmen würde. Er beschloß, wenigstens in der Zukunft, sich die beschämende Ungewißheit seiner eigenen Motive zu ersparen. Sobald er daher im Gasthof eingekehrt war, trug er sogleich Sorge, eine Art von Uniform für sich zu bestellen, die man ihm des andern Tags mit allem dazu gehörigen zu liefern versprechen mußte.

So viel er von der großen Stadt im Hineinreiten gesehen, hatte sie wenig Anziehendes für ihn. Roher Lärm, nichtsthuende Geschäftigkeit, prahlsüchtige Armseligkeit, leere unheilnehmende Neugierde auf den gedrängtvollen Gassen, fiel ihm diesesmal mehr als jemals widerlich auf. Wahrscheinlich wäre er, ohne sich aufzuhalten, gerade zum andern Thor wieder hinaus geritten, aber es lag ihm daran, Eleonorens Brief an Clementinen selber zu bestellen.

Bald nach seiner Ankunft ging er hin.

Das Haus war leicht zu finden, denn es ragte durch seine schöne Bauart vor allen benachbarten hervor. Am Eingang des Vorhofs lagen auf einer Erhöhung zwey Sphinxe. Die Umgebener sahen den Eintretenden so klug und prüfend an, als wollten sie seine Absicht erforschen. Florentin überfiel eine Art Grauen, als er zwischen ihnen durch, über den stillen Platz nach dem Hauptgebäude schritt.

Während er gemeldet ward, führte ihn ein Bedienter die breite steinerne Treppe hinan, durch einige Vorzimmer in einen vortrefflich dekorirten Saal, wo er ihn einige Augenblicke zu verweilen ersuchte. Florentin betrachtete einige Chinesische Vasen von seltener Größe, welche an den Pfeilern zwischen den großen Flügelthüren sich befanden, die statt der Fenster auf einen Altan führten; hier standen Orangen- und Citronenbäume in schön verzierten Gefässen umher, deren süßer Duft sich im Saal verbreitete. Florentin trat durch eine der offnen Thüren hinaus, und fand sich sehr angenehm überrascht, als er in einen wei-

ten vortrefflichen Garten hinunter sah. Dieser gränzte in der Ferne an einen See, dessen lachende Ufer mit Weinbepflanzten Hügeln, Kornfeldern, Gebüschen und netten einzelnen Häusern umgeben waren. Im Garten gingen eine Menge Leute, oder saßen im Schatten der hohen Bäume, so daß er ungewiß wurde, ob es ein öffentlicher Garten sey, oder ob er zum Hause gehore.

Ein herrlicher Springbrunnen trug seinen hellen Wasserstral beynah bis zur Höhe des Hauses, wo er dann in vielfarbigen glänzenden Krystalltropfen wieder hinunter fiel und sich in ein weites Marmorbecken sammelte; Weiden und Akazien spiegelten mit vermischtem Grün ihr Laub im klaren Wasserspiegel. Anmuthiger grünte der Rasen um ihn her, und die Luft ward durch sein Spiel erfrischt und erquickend. Florentin dachte an das gräfliche Schloß zurück; ein und derselbe Geist schien dieses so wohl als Clementinens Haus, nur in einem verschiedenen Sinn, zu bewohnen. So wie dort der alte mit dem moder-

nen Geschmack neben einander bestand, so kontrastirte hier der steinerne Ernst des Eingangs mit der freundlichen Schönheit des Innern. Er ahndete Clementinens Geist, und ein Ehrfurchtsschauer durchbebte ihn bey dem Gedanken, sie selbst nun bald zu sehen.

Indem rauschte ein weiblicher Fußtritt in dem Nebenzimmer, Florentin ging vom Altan zurück. — Es kann nicht Clementina seyn, dachte er, der Schritt ist zu rasch. — Betty war es. Er hatte es vergessen, daß er diese hier finden müßte; jetzt freute er sich, das muntere zierliche Mädchen unverhofft erscheinen zu sehen. Er lief auf sie zu. — Nicht so ausgelassen! rief sie mit komischer Gravität, begrüßen Sie sein ehrerbietig in mir die Gräfin Clementina. Ich komme in ihrer Person, als bevollmächtigter Minister, und mir haben Sie Ihr Kreditiv zu überreichen. Nun so halten Sie nur Ihre ehrfurchtsvolle Anrede! denn Sie sehen doch ganz so aus, als hätten Sie sich eine erfunden, und wollte sie so eben wieder hinunterschlucken! — Betty

ist ja eben das Redenhalten nicht an mir gewohnt werden, sagte Florentin — Nein, antwortete sie, Ihre Impromptü's sind mir bekannter; aber eben darum bin ich neugierig auf Ihre Rede! Mein Auftrag ist aber, Sie in der Gräfin Clementina Namen hier willkommen zu heißen, und Sie um Nachrichten vom Schloß zu bitten. Heute kann die Gräfin Sie nicht sehen; sie erholt sich erst jetzt langsam von einem sehr heftigen Anfall ihrer gewöhnlichen Krankheit. — So hatte der Graf doch richtig geahndet! die Briefe aber waren von ihrer Hand — Sie schrieb sie mit der größten Anstrengung. Außerdem will sie sich heute ruhig verhalten, um morgen im Stande zu seyn, eine Musik aufführen zu hören, die sie nie versäumt. Sie, Florentin, werden nun durch mich von ihr ersucht, morgen nach dieser Musik sich bey uns einzufinden. — Ich werde erscheinen; doch wünschte ich auch wohl diese Musik zu hören; wo wird sie aufgeführt? — Gut, daß Sie fragen! ich hätte es beynah vergessen; die Tante

läßt Ihnen zugleich sagen, wenn Sie etwa die Musik zu hören wünschten, so soll Sie jemand zur rechten Zeit abholen und einführen. Sie läßt es Ihnen eigentlich wissen; das ist eine Auszeichnung, merken Sie sich dies fein. Und nun geschwind, was macht man auf dem Schloß? — Gestern, als ich fortritt, war man eben dabey, sich den priesterlichen Segen geben zu lassen. — Wie? gestern? und wir haben keinen Brief? und Sie ritten fort? — Hier ist ein Brief für die Gräfin Clementina, von Eleonoren — — Geben Sie her, o geschwind! warum gaben Sie den nicht gleich zuerst? Wie wird die Tante sich freuen! nun so geben Sie doch! —

Er zog den Brief hervor, wollte ihn aber nicht ohne einen Kuß von Betty herausgeben. Mit einer schalkhaft verdrüßlichen Miene, als ob sie ihn nur recht bald los zu werden wünschte, hielt sie ihm die Wange hin. In demselben Moment ging die Thür auf, und ein junger Offizier trat herein. Betty fuhr

zuſammen und veränderte die Farbe. Der Offizier begrüßte ſie mit einem finſtern Blick, und ſah nun ſtumm und ſörriſch vor ſich hin. Halb nur gefaßt, mit unſichrer Miene, ſtellte ſie beyde einander vor, den Offizier nannte ſie Rittmeiſter von Walter. Sie gab ſich Mühe, ein haltbares Geſpräch auf die Bahn zu bringen, es gelang ihr aber ſchlecht. — Sie müſſen mir erlauben, fing ſie endlich an, daß ich der Tante nicht länger den erſehnten Brief vorenthalte; auf morgen alſo, Florentin. — Ich möchte Sie bitten, mir einen Augenblick zu ſchenken, ſagte der Rittmeiſter, mehr fordernd, als bittend. — Jetzt nicht, lieber Walter, ſagte ſie ſo freundlich als möglich; aber darf ich nicht hoffen, Sie dieſen Abend im Garten zu ſehen? — Gut dann, antwortete er, dieſen Abend! — Betty verneigte ſich gegen beyde und eilte aus dem Saal.

Florentin erinnerte ſich, von Julianen gehört zu haben, daß Betty nächſtens die Braut eines gewiſſen Walters würde. — Alſo

der Bräutigam! dachte er im Hinuntergehen, und wie es scheint, wenig geliebt, und noch weit weniger liebenswürdig. Arme Kleine! wahrscheinlich wirst du diesen einzigen muthwilligen Augenblick durch eine Reihe von unangenehmen zu büßen haben! Laß sehen, vielleicht gelingt es mir, sie dir zu ersparen, es gelingt mir vielleicht, diesen Drachen zu zähmen. —

Er ging denselben Weg mit ihm und redete ihn einigemal freundlich an, wurde aber mit kurzen Antworten abgefertigt, bis er es wie absichtslos fallen ließ, daß er höchstens noch einen Tag in der Stadt zu bleiben gedächte. Sogleich nahm der Rittmeister mehr Antheil an ihm, und erbot sich, ihm noch vor dem Mittagessen einige Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen: unser Florentin nahm es an. Diese Merkwürdigkeiten bestanden nun in allerley Dingen, die (was sich der Rittmeister nicht träumen ließ) für Florentin weder merkwürdig noch erfreulich waren; zuletzt wurde dann mit einigen andern jungen Leu-

ten, die zu ihnen kamen, eine sogenannte Partie sine zum Abend verabredet, und Florentin dazu eingeladen. Dieser, dem es beynah leid war, sich mit Walter eingelassen zu haben, verfluchte es, von ihren gemeinschaftlichen Bekannten mit ihm zu sprechen; seine rohen Ansichten traten aber bey dieser Gelegenheit in ein so helles Licht, daß er Florentin je länger, je mehr unerträglich ward. Er schwieg unmuthig still, und war froh, als er wieder in seinen Gasthof gelangte, wo er den lästigen Begleiter los zu werden gedachte; zu seinem Verdruß ging dieser aber mit hinein und setzte sich nebst noch einigen hinzugekommenen mit zu Tische.

Hier führte er sehr laut das Wort. Durch einige zweydeutige Späße, lächerliches Gesichterschneiden, und die Dreistigkeit, durch platte Persiflage, andere in beschämende Verlegenheit zu setzen, war er bey den bekannten Tischgenossen in den Ruf eines witzigen Kopfs, und eines angenehmen Gesellschafters gerathen. Man belachte und be-

klatschte alles, was er vorbrachte; Florentin, der Langeweile hatte, lachte nicht, und gab sich auch die Mühe nicht aus Gefälligkeit zu lachen. Waltern schien diese Gleichgültigkeit gegen sein anerkanntes Verdienst eine beleidigende Anmaßung, und um sich zu rächen, kehrte er die Spitze seines Witzes, mit nicht zu feinen Anspielungen gegen Florentin, die zur Absicht hatten, den Anwesenden einen Wink zu geben: er hätte sich diesen heute ganz eigentlich zur Tischbelustigung ausersehen. Der Plan war gut, nur nicht genau genug berechnet; Florentin, der nicht mehr in der Stimmung war, sich etwas gefallen zu lassen, hatte gar bald durch ein paar beissende Antworten das Lachen auf seiner Seite. Dieser Sieg wirkte auf Walters Witz, wie ein Platzregen auf ein Feuerwerk. Pikirt darf ein solcher Spaßmacher nicht seyn, oder es ist um ihn geschehen. Von nun an glückte ihm nichts mehr. In seiner Angst ward er ziemlich grob, ohne allen Witz.

Während dem hatte ein Mann, der nicht weit von Florentin saß, diesen mit Aufmerksamkeit zu beobachten geschienen: er ward von den andern, Doktor, genannt. Zu diesen wandte Florentin sich jetzt, um der Unterredung mit Walkern auszuweichen. Das Gespräch kam bald auf die Musik, die den andern Tag bey der Gräfin Clementine aufgeführt werden sollte. — Es ist eine geistliche Musik? fragte Florentin. — Ja antwortete der Doktor, es ist ein Requiem von ihrer eignen Komposition, das jährlich auf den bestimmten Tag aufgeführt wird. — Walker trällerte einen Gassenhauer; bey den Worten „geistliche Musik" sagte er einem neben ihm sitzenden Offizier etwas ins Ohr, und beyde lachten überlaut. Der Doktor hatte diesen Ausbruch von Lustigkeit mit Gelassenheit abgewartet, eh er weiter sprach. — Sie werden, fuhr er dann gegen Florentin fort, ein stark besetztes Chor von meistens vortrefflichen Stimmen hören. Es ist eine der liebsten Beschäftigungen der Gräfin, sich

dieſes Chor auszubilden, von dem ſie ſich nicht allein ihre eignen Kompoſitionen vortragen läßt, ſondern auch die herrlichſten alten Sachen, die man ſonſt nirgends mehr hört als bey ihr. — Für die alte Dame, fing der Rittmeiſter an, iſt dieſe melancholiſche Muſik erſtaunlich paſſend, ſonſt aber hat ſich noch jeder honette Menſch dabey ennuyirt. — Hier miſchten ſich noch andere ins Geſpräch, theils für, theils gegen dieſe Behauptung, der Streit ward allgemein, während dem ſagte Florentin zum Doktor: Wenn Sie eben jetzt nichts beſſers zu thun haben, ſo würde ich Sie bitten, einen Spaziergang mit mir zu machen. — Ich war im Begriff dieſelbe Bitte an Sie zu thun, erwiederte jener. — Es entſtand eine kleine Stille, als man die beyden aufſtehen ſah. Im Hinausgehen hörte Florentin ganz deutlich, daß Walter „Blutbrutter" ſagte.

Ich hatte Unrecht, ſagte der Doktor, als ſie draußen waren, in Gegenwart die-

ser unmusikalischen Seelen von einer zu sprechen, die ganz Musik ist. —

Sie gingen in einen der nahgelegenen öffentlichen Gärten ausserhalb der Stadt, wo sie sich Erfrischungen geben liessen. Florentin konnte sich nicht enthalten, einiges über die schlechte Tischgesellschaft zu äußern. Er fragte seinen Begleiter, ob er diesen Walter genauer kenne? — Ich kenne ihn, sagte dieser. Ich habe das Glück, zu den Freunden der Gräfin Clementine zu gehören, und fast immer in ihrem Hause zu seyn, dort sehe ich ihn nur zu oft! Gewöhnlich speise ich nicht an der öffentlichen Wirthstafel; darf ich sagen, daß ich mich heute dort einfand, blos um Ihre persönliche Bekanntschaft etwas früher zu machen? Ich bin durch Fräulein Betty's Erzählung zu begierig geworden. — Ich freue mich Ihrer Bekanntschaft, versetzte Florentin! —

Nach einigen Fragen und Erläuterungen, ihr beyderseitiges Verhältniß mit der gräflichen Familie betreffend, rückte Florentin

endlich mit der Frage heraus: Wie es komme, daß Clementine, die ihm als der Schutzgeist der Angehörigen sey bekannt gemacht worden, daß diese die Verbindung zwischen Walter und Betty wünschen, ja nur zugeben könne? Wie! leuchtet es ihr nicht in die Augen, sagte er, daß Betty mit diesem Menschen höchst unglücklich werden, oder ganz zu Grunde gehen muß? wie ist es so Schade um diese liebenswürdige Natur! — Ja wohl Schade! rief der andre, mit einem halbunterdrückten Seufzer. Ich kenne Betty seit ihrem zwölften Jahre, ich liebe sie, seit ich sie kenne. Das sanft ernsthafte Gesicht des Mannes erröthete etwas bey diesen Worten. — Betty hat einen würdigen Freund, wie ich sehe, sagte Florentin nach einem kleinen Schweigen; wie kann es zugehen, daß sie einem schrecklichen Schicksal sichtbar entgegen gehen darf? — Bettys unglückliche Neigung — Wär es möglich? Was kann dieses liebenswürdige Kind, im Schooß der Liebe mit aller Sorgfalt ausge-

bildet, was kann sie bewegen, sich diesen rohen Gefährten zu wählen? Gehört sie etwa auch zu jenen Zarten, die sich bloß an die äußere Erscheinung der Energie halten? — Nicht ganz so hart! fiel ihm jener ein; es ist ihm gelungen sie zu fesseln, oder vielmehr sie in einem Moment der Hingebung sich eigen zu machen. Es ist nicht gewiß, ob sie ihn noch liebt, ja ob sie ihn jemals liebte. Ist es die schöne wachsende Treue eines unverdorbnen weiblichen Herzens? Ist es Reue, oder Stolz? Genug sie hält sich für unauflöslich gebunden, obgleich die Gräfin, der sie sich ohne Rückhalt anvertraute, ihre Vermählung immer weiter hinaus zu schieben sucht. Walter weiß sehr wohl, wie übel er bey der Gräfin angesehen ist, daher sein Haß gegen diese unvergleichliche Frau. Es ist sehr wahrscheinlich, daß alles von ihm aus Liebe zu ihrem ansehnlichen Vermögen angelegt ward; und nur zu wohl ist ihm sein Plan gelungen! — So muß denn die Arme aus Schwachheit um Schwach-

heit ewig verloren seyn? und die Freunde könnten sie retten und sehen müßig zu, wie sie untergeht! — Woher wissen Sie das? — Warum wendet Clementine nicht hier ihre ganze Autorität an? hier ist es an der Zeit, sich dem Vorurtheile mit Macht entgegen zu setzen! — Sie müßten die Vortreffliche freylich kennen lernen, um sie zu verstehen. Clementine gehört zu den seltnen Seelen, die wahre Ehrfurcht, die zarteste Scheu für die Sinnes-Freyheit andrer Personen hegen. Diese, in sich und in den sie umgebenden, nie zu verletzen und auf das höchste auszubilden, ist ihr größtes Bestreben. Nie hat sie aber jemand durch Autorität zum Bessern zu zwingen versucht. Sie hat nicht versäumt, Betty das Elend vorzustellen, dem sie entgegen geht; da diese aber fest ist in ihrem Glauben: Walter liebe sie, die Liebe würde ihn ausbilden, und einer liebenden geliebten Frau sey alles möglich; so erlaubt sie sich weiter keinen Schritt dagegen zu thun, weder offen

noch heimlich; außer daß sie die Vermählung noch ganze aufgeschoben hat, damit Betty Zeit habe, ihren Irrthum gewahr zu werden. Auch dann noch, wenn sie vielleicht zu spat zurück kommt, darf sie gewiß seyn, Hülfe und Schutz bey ihr zu finden, so bald sie ihn bedarf und sucht; denn nie legt sie dem Irrthum eine härtere Strafe auf, als den er selbst mit sich führt, und auch diese bemüht sie sich, auf jede Weise zu lindern. Sie hätte es wohl gewünscht, mich mit Bettys Hand beglücken zu können, da es aber meiner innigen treuen Liebe nicht gelang, so hält sie mit Recht jedes andre Mittel, sie dazu zu bewegen, für unerlaubt und unwürdig. Sie deren große Seele jeden Schmerz mit geprüfter Standhaftigkeit trägt, vermag nie andern irgend eine unangenehme Empfindung zu verursachen; sie findet es bey ihrer Reizbarkeit immer noch leichter selbst zu dulden, als andre dulden zu sehen; auch findet sie in ihrem Geist, und ihrer Religion, Kraft

und Troſt, wo andre verzweifeln würden. Doch verzeihen Sie mein Herr, ich ſage Ihnen mehr als Sie vielleicht zu wiſſen verlangen. Ich weiß in der That nicht ſchicklich aufzuhören, wenn ich von dieſer erhabenen Frau ſprechen darf. — Ich bitte Sie, fahren Sie fort. Zum Theil bin ich ſchon vorbereitet; Eleonorens Freundin, Juliannens zweyte Mutter, kann nicht anders als ganz vorzüglich ſeyn. Ich war allerdings begierig mehr von ihr zu erfahren, und ich wüßte nicht, wen ich lieber über ſie ſprechen hörte, als einen würdigen Vertrauten und Hausgenoſſen. —

Florentin ſprach dieſe Worte mit ſo ſichtbarem Antheil, daß der andre ſogleich fortfuhr: Sie iſt immerwährend krank, bald mehr, bald weniger. Sie erhält ihr Leben nur durch die ſtrengſte Diät, die geringſte Abweichung bringt ſie dem Tode nahe; ſo wie ſie die Luſt zu leben und eine gleichmüthige heitre Laune durch immerwährende Thätigkeit erhält.

In ihren schönsten heitersten Stunden beschäftigt sie sich mit Musik; und nicht bloß zum eitlen Zeitvertreib, wie die meisten Frauen, sondern als ernstes Studium. In ihren Kompositionen athmet die Begeisterung inniger Andacht einer hohen frommen Seele; wer reines Herzens ist, wer Sinn für Harmonie hat, muß mit Entzücken von diesen Tönen sich über alles Irrdische hinweg gehoben fühlen; nur ein fühlloser Barbar, nur Walter konnte so sich äußern, da von dieser Musik die Rede war.

Viel Zeit und Aufmerksamkeit nimmt ihr der Umgang mit Kindern. Sie ist fast immer von Kindern umgeben, mit denen sie sich Stundenlang zu beschäftigen weiß. Sie wird von ihnen wie eine Mutter geliebt, und sie hat auch die Zärtlichkeit einer Mutter. Oft habe ich Thränen in ihren Augen glänzen sehen, wenn ein Säugling in seiner Hülflosigkeit die kleinen Aermchen nach ihr ausstreckt, oder auf ihrem Schooß einschläft, und im Schlafe lächelt.

Clementina ist aber nicht allein die gute

Fee aller ſchönen lieblichen Kinder; ſie ſchenkt den unglücklichen, mitleidswürdigen noch eine beſondere thätige Aufmerkſamkeit. Es war ihr nemlich nicht entgangen, daß die geringere Klaſſe der Eltern nur wenig Sorgfalt auf ihre kranken Kinder zu wenden vermag; daß aus Mängel an der nothwendigen Wartung eine groſse Menge davon ſterben, oft als Krüppel ein höchſt elendes Leben fortſchleppen müſſen, den Eltern eine Laſt, und von dieſen dafür verachtet und ſchlecht behandelt werden. Das Elend ſelbſt muß ihnen ein Nahrungszweig werden, indem ſie es vorzeigen, um das Mitleid andrer zu erregen, und ſich ſelbſt immer mehr dargegen abſtumpfen. Denken Sie ſich, wie dieſe Vorſtellungen eine Seele wie die ihrige erſchüttern mußten! Ich ſah ſie in der gewaltſamſten Anſtrengung, bis es ihr gelang, zu helfen, ſo weit menſchliche Hülfe reicht.

Den Garten der Gräfin begrenzt ein See — Ich ſah ihn dieſen Morgen. Kleine Häuſer, Felder und Gärten umgeben ihn. —

Ganz recht! Diese Häuser, diese Gärten, Felder und Hügel sind die Zufluchtsörter der armen kleinen Wesen. O, mein Herr, wenn Sie hier das Thun und die Art zu handeln der Gräfin je beobachtet hätten, wie ich es täglich thun darf, Sie würden meinen Enthusiasmus für diese Frau verstehen. Ich darf sie in diesem edelmüthigen Geschäft als Arzt unterstützen, und sage ich unendlich geehrt in diesem Auftrag. Eins der kleinen Häuser bewohne ich selber, um so viel als möglich gegenwärtig zu seyn. Oft haben wir schon die Freude gehabt, Kinder gesund und blühend in die mütterliche Arme zurück zu führen, aus denen sie uns im tiefsten Elende und ohne Hoffnung des Wiedersehens überliefert waren.

Doch, eine ausgeführtere Beschreibung kann ich Ihnen hier unmöglich geben; sie dürfte nur weitläuftig werden, ohne Ihnen weiter etwas zu lehren. Der Geist und die Liebe, in Plan und Ausführung, läßt sich mit Worten nicht beschreiben, diese können nur durch eigne Anschauung wahrgenommen wer-

den. Sind Sie es zufrieden, so führe ich Sie hin. — Ihre Erzählung iſt vollkommen befriedigend; ich habe berühmte Anſtalten der Art geſehen, ich kenne das. — Nein, rief der Arzt, eine ähnliche haben Sie wahrlich nie geſehen. — Ueberdies, fuhr Florentin fort, möchte es der Gräfin nicht angenehm ſeyn, mich dort zu ſehen, da ſie ausdrücklich verlangte, heute allein zu ſeyn. — Ich würde Sie nicht hinführen, wenn ſie ſelbſt dort wäre; bey dieſem Geſchäft iſt ſie für niemand ſichtbar, denn ſie haßt jede Art von Oſtentation. Auch iſt es niemand außer mir erlaubt, Fremde dort hinzuführen, weil die Aufmerkſamkeit für dieſe die nothwendige Sorgfalt abzieht und zerſtreut. Jetzt iſt ohnedies die Zeit, in der ich dort ſeyn muß; kommen Sie doch nur mit! —

Florentin ließ es ſich endlich gefallen. Der Mann gefiel ihm in ſeinem ſchönen Eifer für das Gute, trotz der etwas ſtarken Neigung zur Redſeligkeit. Sie iſt doch meiſtens, dachte er, Zeichen eines offnen, abſichtloſen Gemüths;

wenige Menſchen ſind mit ihren Worten zum Vortheil andrer ſo freygebig. — In wenig Tagen, fing der Doktor, indem ſie gingen, wieder an, ſehen wir ſie wieder mit andrer Sorgfalt beſchäftigt. Sie werden vielleicht ſchon von einer Badeanſtalt gehört haben für arme Kranke, dieſe iſt ihr Werk und entſtand wie von ſelbſt. Es iſt wenige Meilen von hier entfernt, ſie ſelbſt braucht dieſes Bad zu ihrer Erhaltung ſeit mehrern Jahren. Ihrem mitleidenden, für jeden fremden Schmerz empfindlichen Herzen war es eine höchſt peinvolle Empfindung, eine Klaſſe Menſchen an Allem Mangel leiden zu ſehen, die wegen wirklicher, ſehr harter Gebrechen ſich am Bade einfanden, unterdeſſen andre im größten Ueberfluß lebten, die nur Vergnügen und Zeitverkürzung dort ſuchten. Auf eigne Koſten hat ſie alſo jede Bequemlichkeit für die kranken Armen einrichten laſſen, und zwar alles ſo gut, ſo ſauber und bequem, daß ſie für ihre eigne Perſon ſich derſelben jedesmal bedient. So dürfen nun die armen geplagten nicht mehr den Abhub der Reichen kümmerlich

erbetteln, und die Hülfe für ihre Schmerzen nicht erſt dann erwarten, wenn jene, oft weniger leidende befriedigt ſind. Es wird alles für ſie auf das pünktlichſte und gefälligſte beſorgt, ſo daß ſie auf jede Weiſe gegen den Einfluß des Uebermuths geſchützt bleiben. Zu dieſen gehören dann auch die ſonſt üblichen Kollekten, die oft ganz unzweckmäßig vertheilt werden; und das Schauſpiel der allgemeinen Abfütterungen, die auf den Kranken, bey ihrer gewöhnlichen Noth und der täglichen ſchlechten Nahrung von ſehr übeln Folgen ſind. — O, rief Florentin, oft war ich Zeuge, mit welchem Ueberdruß, mit welcher Verachtung man ſeinen Beytrag zollte! — Freylich, antwortete jener, doch vergeſſe man nicht, daß dergleichen auch für viele, die ſich nicht ausſchließen dürfen, oft ein läſtiger Tribut ſeyn kann. Freywillige Beyträge, von Einzelnen, weiſet die Gräfin nie zurück; um, wie ſie ſagt, den Seegen des Wohlthuns niemand zu entziehen. Die Gabe wird augenblicklich von der Gräfin ſelbſt, in der Gegenwart des Gebers, den Armen zum freyen

Gebrauch eingehändigt. Bekannt wird aber nichts davon gemacht, weder mit noch ohne Namen. — So werden auch wohl diese milden Beyträge selten genug seyn. — Das doch nicht; es giebt viel gute Menschen; und zeigt man ihnen den rechten Weg, so gehen sie ihn auch wohl. — In welcher Welt, dachte Florentin, habe denn ich gelebt? —

Sie waren am Ufer des Sees angelangt, und hatten ein Haus, ein Zimmer nach dem andern in der kleinen Kolonie besucht. Florentin war dem Arzt gefolgt, theils aus Gefälligkeit, theils auch um dem Rittmeister desto sichrer auszuweichen, dessen Gesellschaft er mehr als jedes andre Uebel verabscheute. Diese Rohheit bey so viel Anmaßung, die Verachtung der feinen Welt im Besitz aller mit ihr verknüpften Verkehrtheiten, sie waren ihm in der Seele zuwider. Er war sich keiner Menschenfurcht bewußt, doch überfiel ihm etwas ähnliches von böser Vorbedeutung bey diesem Walter. Er zog es also vor, mit dem guten Doktor die wohlthätigen Anstalten der Gräfin zu besuchen, obgleich er denselben

unangenehmen Eindruck befürchtete, den er schon oft bey Besuchen der für Elende erbauten Pallaste gefühlt hatte, wo es der einzige wirklich ausgeführte Endzweck war, den Namen und Reichthum des Stifters bis an das Ende aller Dinge bekannt zu machen. Freudig ward er aber überrascht beym Anblick dieser Stiftung, wo ohne allen Prunk und irdische Verherrlichung der Geist der Liebe allein, still und heilig wirkte. — Hat Clementine nie geliebt? fragte Florentin. — Ich weiß nichts eigentliches von ihrer Geschichte, auch weiß diese wohl niemand als Eleonore; jetzt spricht sie nie darüber. Was könnte es aber anders seyn, das eine so fromme Seele beugt und erhebt, als Leiden der Liebe? So wie es nur durch die Liebe allein möglich ist, die zweckmäßigste Wohlthätigkeit im schönsten Sinn zu verbreiten. — Nur von liebenden Frauen, sagte Florentin, müßte alle Wohlthätigkeit kommen. Die Frauen verstehen auch am besten die Bedürfnisse einer schwachen Natur; der Mann würde die Schwachheit lieber vertilgen von der Erde, als sie im Leiden unterstü-

ten. — Ei, Sie ſagen das einem Arzt! — Ja wohl; eben darum denke ich, können die Frauen vortreffliche Wärterinnen und Verpflegerinnen, weniger aber Arzt ſeyn. Dieſer muß auch die härteſten Mittel nicht ſcheuen, um das Uebel zu verderben; jene würden aus Mitgefühl des äußern Leidens nichts entſcheidendes thun können. — Darin liegt etwas wahres. Doch, ſind fromme Stiftungen von unglücklichen Männern errichtet worden. — Immer werden dieſe doch mehr das Gepräge des wilden, herben Schmerzens tragen, werden eigentlich mehr für Büßende als für Leidende taugen. Erinnern Sie ſich des Mannes, der den ſtrengſten aller Orden geſtiftet! Auf dem Gipfel der Hoffnung ſeiner glühenden Liebe von einem vernichtenden Schlage getroffen, indem er die Geliebte todt unter den Händen der Wundärzte antraf, die ihren von einer entſetzlichen Krankheit entſtellten Körper öffneten, als er eben von einer Reiſe zurückkommend, ſich durch eine geheime Thür mit Vorſicht und Ungeduld einſchlich, um ſie mit ſeiner unerwarteten Erſcheinung freudig zu über-

raſchen, verbannt er ſich auf immer aus der menſchlichen Geſellſchaft, und bildet eine um ſich her, wo aus keinem Munde je ein andres Wort erſchallt, als die beſtändige Erinnerung des Todes. Eine Frau an ſeiner Stelle würde eine milde Stiftung errichtet haben. — Ich habe nicht geglaubt, einen ſo beredten Kenner der weiblichen Natur in dem Manne zu finden, den mir Betty als einen Verächter der Frauen geſchildert hat. — Dieſe Ironie iſt ſtark! rief Florentin lachend. Die Frauen haben freylich im Ernſt weder Glück noch Unglück meines Lebens beſtimmt. Hat Betty mir das abgemerkt, ſo werde ich auch wohl nicht Gnade gefunden haben vor ihren Augen, das iſt natürlich. Iſt es aber meine Schuld, wenn es ſo iſt? Wären die Frauen alle wohlthätige Engel, wie Eleonore und Clementine, ſie würden der Menſchheit jedes Leiden vergüten, das ihr dummes Vorurtheil und ſelbſtſüchtige Eitelkeit zufügen. — Sie verlangen etwas unmögliches, dieſe großen Mittel — Verſtehen Sie mich: es iſt ja nicht das, was geſchieht, ſondern der Sinn, in dem

es geschieht. Die freudige, glückliche Eleonore macht um sich her alles glücklich. Sie sammelt die Freuden des Lebens, um sie wieder zu spenden. Die erhabene, unglückliche Clementine haucht ihren eignen Schmerz in göttliche Harmonieen aus, und fühlt die Schmerzen der andern tiefer, um Trost und Hülfe zu verleihen. Die Liebe ist es und nichts als diese, die hier tröstet, wie sie dort vergnügt. Es scheint die Tugend der weiblichen Langmuth immer mit ruhiger Heiterkeit die Folgen des bösen Princips unschädlich zu machen; sich ihm vernichtend entgegen zu stellen ist mehr die unsrige. Ist unser Bestreben auch größer, so ist ihr Gelingen desto sicherer! —

Der Doktor hatte Florentin mit großem Vergnügen eigentlich mehr sprechen sehen, als zugehört; denn so wenig auffallend Florentin gewöhnlich erschien, so wuchs der Ausdruck seiner Gestalt bis zur Schönheit, wenn er im Feuer der Rede sich selbst und alles um sich her zu vergessen schien. — Sie sollten uns nicht so bald wieder verlassen, sagte er; Sie

würden vielleicht in unsrer Mitte eine Laufbahn finden, die Ihnen genügte, und Ihrer würdig wäre! — Das doch noch nicht, antwortete er gelassen; das darf ich noch nicht. Zuerst will ich, um es zu dürfen, damit beginnen, daß ich wirklich trotz jeder Lockung das ausführe, was ich mir vorgenommen, und an dessen Ausführung ich schon so viel Zeit gesetzt. Sie soll nicht so ganz nur verschwendet worden seyn. Sie folgen Ihrem Beruf unter den Augen der erhabenen Clementine, und werden vielleicht doch noch einst dauerndes Glück und Lohn aus ihren bildenden Händen empfangen. Mir aber ist es nothwendig, das in großer Masse arbeiten zu sehen, was ich, seitdem ich denken kann, in mir trage. Allenthalben, wo man sich befindet, kann man den Krieg für die Freyheit unterstützen und verfechten. Allenthalben steht man auf dem Schlachtfelde, wo Habsucht und Barbarey herrscht, und so hinge man freylich, wenn auch unsichtbar, mit jener großen Masse zusammen; wäre es mir nur nicht so nothwendig, andre Menschen, einen andern

Weltheil zu sehen, als den, der sich jetzt der kultivirte nennt. Das Schauspiel eines neuen, sich selbst schaffenden Staats ist mir interessant. Es häufen sich überdies immer mehr innere und äussere Gründe, warum ich in einer übertäubenden Thätigkeit mich selbst zu vergessen suchen muß. —

Nach diesen Worten ward er wieder still, und in sich gekehrt. Bald darauf gingen sie nach dem Haus des Doktors, das wohleingerichtet, zierlich und bequem, am Ufer des Sees, mitten in der Kolonie lag. Hier zeigte er ihm seine vortreffliche Naturaliensammlung, seine reiche auserlesene Bibliothek, die zugleich einen Schatz an seltnen Karten und Reisebeschreibungen enthielt. Florentin sprach über diese Dinge mit einer Sachkenntniß, worüber der Arzt erstaunte, da er ihn dergleichen nicht zugetraut haben mochte; auch nahm er seitdem sichtbar an Achtung für ihn zu. Er selbst erschien hier bey seinen Heiligthümern im vortheilhaftesten

Lichte. Florentin hatte niemals weniger den Mangel an Witz und überraschenden Einfällen in der Unterhaltung vermißt, als bey diesen wahrhaft verdienstvollen Mann. Er ward nicht müde ihn reden zu hören; auch sprach er immer besser je mehr er Gelegenheit fand, seine tiefe Gelehrsamkeit und die mannichfaltigen gründlichen Kenntnisse anzuwenden. Seine sonst mehr ruhige Physiognomie ward dann durch Begeisterung erhöht, besonders bey gewissen, ihm heiligen Dingen. So sprach er das Wort, Natur, immer mit einer Art von Ehrfurcht aus, so wie man im Tempel sich vor den Namen des Allerhöchsten beugt.

Eine neue Welt ging vor Florentin auf bey seinem Gespräch. Nie hat er sich mehr belehrt gefühlt, nie hatte er größere Achtung für einen Menschen empfunden. Nur zu schnell verging ihm der Abend; es graute ihm, als er daran dachte, in die Stadt zu dem lärmenden Gasthof zurück zu kehren. Es konnte

ihm also nichts erwünschteres begegnen, als da der Doktor ihm anbot, daß er die Nacht in seinem Hause bleiben möchte. Er nahm das Anerbieten eben so freymüthig an, als jener es gethan.

Siebzehntes Kapitel.

Sie waren beym Abendbrod im Garten; von Julianen und Eduard sprachen sie viel. Florentin verbarg es seinem neuen Freunde nicht, wie sehr ihm beyde werth waren. Der Doktor gab ihm einige Aufschlüsse über das räthselhafte in Eduards Charakter, das so tief in ihm lag, daß man lange Zeit mit ihm umgehen konnte, ohne irgend etwas anderes zu ahnden, als den ausgebildeten Weltmann, der das gefühlvollste Herz mit einem hellen Kopf verbindet. Niemand ahndet in ihm, fuhr er fort, diesen Abgrund von Unzufriedenheit und gefährlichen Eigensinn; seine Bildung liegt wie ein Firniß über diese scharfen Ecken, die bey weitem noch

nicht durch die der Erfahrung verarbeitet und abgerundet ſind. Auch dieſe frühe Vermählung lag nicht in Clementinens Abſicht, und daß ſie dennoch geſchieht, iſt wahrſcheinlich mit ein Grund ihrer letzten verſtärkten Krankheit. Sichtbar hat aber der Brief von der Gräfin Eleonore ſie beruhigt, denn er ſagte ihr, daß es geſchehen ſey; niemals bereut oder beklagt ſie aber eine Sache, die geſchehen iſt. — Er ſprach ferner von Julianen mit groſſem Antheil. Sie iſt Clementinens geliebteſter Liebling, doch glaubte ſie neulich, die kleine Thereſe würde vielleicht Julianen einmal übertreffen. — Nicht mit Unrecht, ſagte Florentin, ſie iſt in der That ein ſeltnes Kind; ich habe nie ſoviel Ernſt und Tiefe bey einem Kinde wahrgenommen als bey dieſem. Ob ſie aber eigentlich ſo wunderbar liebenswürdig, ſo wahrhaft bezaubernd wird als Juliane, kann man wohl noch nicht beſtimmen, und auch in dieſer liegt noch ſo vieles in tiefer Verborgenheit. — Clementine ſagte einmal, Juliane müßte durch das Leben zur Liebe gebildet werden; aber Thereſe

würde erſt durch die Liebe, zum Leben ſich aus-bilden.

Hier ſahen ſie Betty, nur von einem Bedienten begleitet, über den See auf einem Kahn zu ihnen kommen. Sie brachte dem Arzt die Nachricht, daß es mit Clementinen recht gut ginge, ſie ſchliefe ruhig. Sie wäre herüber gekommen, theils ihm das zu verkündigen, theils auch, da ſie gehört Florentin ſey bey ihm, dieſen zu fragen, ob er den Rittmeiſter nicht irgendwo geſehen hätte? — Er hat dieſen Abend im Garten zu ſeyn verſprochen, ſagte ſie, die beſtimmte Stunde iſt aber längſt vorüber und er iſt nicht gekommen. — Florentin erinnerte ſich, daß er, des Verſprechens an Betty uneingedenk, die Partie ſire mit den andern jungen Leuten verabredet hatte, wozu er ſelbſt mit eingeladen war; er ſchwieg aber davon, und erwiederte blos, er hätte ihn nicht weiter als bey Tiſche geſehen. — Aber Doktor, rief Betty aus; lernen Sie doch von Florentin, Faſſung zu behalten, wenn man Sie auch ſtört.

Sie machen ja ein ſo bedenkliches ungewiſſes Geſicht, als hätte ich Sie eben bey einer Verläumdung von mir ſelbſt überraſcht. Geſtehen Sie nur, Sie haben von mir geſchwatzt! Doch was liegt daran? Florentin hat doch nicht recht Acht darauf gegeben, er iſt viel zu ſehr mit ſich ſelber beſchäftigt. — Halten Sie mich für ſo ſelbſtſüchtig, gute Betty? — Ei es wäre mir gar nicht angenehm, wenn Sie es nicht wären. Sie machten dann eine Ausnahme, die Ausnahme müßt' ich reſpectiren, das Reſpectiren macht mir Mühe und die Mühe Langeweile. — Nun und Clementine? — Stille wer wird einen ſolchen Namen unnöthigerweiſe ausſprechen! Hier, ſetzen Sie ſich nieder, und erzählen Sie mir ordentlich und bedächtlich, wie es am Hochzeittage auf dem Schloſſe war? War Eduard liebenswürdig? wie ſah Juliane aus? — Florentin machte ihr eine drollige Beſchreibung von Julianens Putze, von dem er natürlich nichts zu beſtimmen wußte als den Effect, worüber Betty ſich dann todt lachen

wollte, sie behauptete, ihn durchaus nicht zu verstehen. — Nun so will ich zeichnen, wenn ich mich mit Worten nicht verständlich machen kann! —

Er zeichnete darauf eine Karikatur hin, man lachte, und scherzte fröhlich darüber. Betty war noch lustiger als gewöhnlich; es schien als wollte sie durch die gewaltsame Anstrengung eine innere Kränkung betäuben und unterdrücken. Florentin hatte sie nur noch lieber wegen dieser Kraft; um so mehr haßte er aber den Urheber dieser Kränkung.

Es ward vorgeschlagen, Florentin sollte ihren Schattenriß machen. — Das nicht, sagte er, dies Stumpfnäschen schickt sich schlecht zu einem Schattenriß, aber zeichnen will ich Sie. — Sie stellte sich in einer leichten angenehmen Stellung vor ihn hin. Mit wenigen Strichen war das Figürchen entworfen, im schwebenden Tanz mit beyden Händen ein Tambourin in die Höhe haltend, Gesicht und Haltung, obgleich nur in flüchtigen Umrissen, zum Sprechen ähnlich. Florentin war ver-

gnügt mit dem Entwurf, er hatte ſeiner Hand nicht mehr dieſe Sicherheit zugetraut.

Er war noch nicht ganz fertig, als auf einmal der Rittmeiſter dazu kam. — Sie haben Geſellſchaft Herr Doktor, rief er im Hereintreten; ich begreife nun, warum ich Sie Fräulein, vergeblich geſucht und Sie mein Herr vergeblich erwartet habe; doch ich hätte es auch wohl errathen können. — Sie werden mich entſchuldigen ſagte Florentin, ich hielt es nicht für ein gegebnes Verſprechen; überdies habe ich den Nachmittag und Abend ſo angenehm zugebracht — O das glaube ich gern, unterbrach ihn Walter; Sie mein Herr Doktor ſind immer die Gefälligkeit ſelbſt. — Betty war in der ſchmerzlichſten Verlegenheit; Florentin und der Doktor waren es ihrentwegen nicht weniger. — Laſſen Sie doch ſehen, fuhr Walter fort, indem er näher zum Tiſch trat, wo die Zeichnung lag; Sie haben hier eine Academie wie ich ſehe; die Künſte werden doch immer mehr getrieben in der Welt! — Florentin kam ihm zuvor, als jener das

Blatt in die Hand nehmen wollte. Er verdeckte es ſchnell mit einem andern Blatt. Entſchuldigen Sie, ſagte er kurz und trocken, es iſt nicht fertig. — Mir können Sie es immer halb fertig zeigen, ich bin gar kein Kenner. — Um deſto weniger Herr Rittmeiſter! — Es iſt Fräulein Betty, ihr Portrait das habe ich geſehen! — Allerdings iſt es das. — Nun ſo muß ich Ihnen dann ſagen: ich habe ein Recht dazu es zu fordern. — Das mag ſeyn, aber ich habe kein Recht es Ihnen zu geben, es gehört dem Fräulein — Sie werden alſo entſcheiden Fräulein, rief er aufgebracht. — In der That lieber Walter ... es war ein Scherz ... ich bat darum — Nun ſo wird man es doch wenigſtens erkaufen können; was iſt Ihr Preis? fragte er, ſeine Börſe hervorziehend. — Florentin antwortete nicht, und legte das Blatt mit Gelaſſenheit in ſein Taſchenbuch. — Es iſt nicht für Bezahlung gemacht, lieber Walter, ſagte Betty wieder. — Es muß doch auf irgend eine Weiſe wieder in Ihre Hände kommen, denn

weder ich, noch Sie selbst, werden zugeben, daß ihr Bild in der Welt mit auf Abentheuer zieht. — Herr Rittmeister! sagte hier der Doktor mit fester Stimme, Sie scheinen zu vergessen, daß Sie hier in meinem Hause sind! — Ich werde diesem ehrwürdigen Hause nicht länger beschwerlich fallen. — Hohnlachend, und aufgedunsen von wildem Zorn fuhr er zur Thür hinaus. — O ihr wißt nicht, was ihr mir thut! rief Betty voller Angst, und ging ihm nach.

Das ist zu viel! sagte Florentin. — Es ist entsetzlich, sagte der Doktor. So habe ich ihn noch nie gesehen. Ich vermuthe beynah, daß er einen Rausch hatte. Offenbar legt er es aber besonders auf Sie an. Sie werden also wohl thun ihm auszuweichen. — Ich bin ihm ausgewichen, sagte Florentin; doch wenn er mich geflissentlich sucht, so soll er mich finden! Aber wie dauert mich das gute Kind, daß der schönste Moment, die Blüthe ihres Daseyns unter einem solchen Einfluß verdor-

ren muß! Kann man ſie nicht losmachen? Iſt es nicht möglich, der Gräfin Clementine Licht über ſeine Nichtswürdigkeit zu geben? — Dieſe iſt ja nichts weniger als im Irrthum über ihn, aber ich glaube Ihnen ſchon geſagt zu haben, wie ſie darüber denkt. Sie läßt jeden auf ſeine Gefahr nach ſeiner Ueberzeugung handeln, und hält ſich durchaus nicht für berechtigt, vermittelſt ihrer Autorität andre zu beſtimmen, nicht durch Vorſtellungen, vielweniger durch irgend ein Zwangsmittel. Betty iſt es bekannt, wie die Gräfin über Walter denkt, da ſie ſich aber gebunden glaubt, und in der feſten Hoffnung lebt, die Liebe würde ihn erziehen, ſo hält Clementine es für einen Wink der Vorſehung, für ein unabänderliches Verhängniß, dem ſie ſich nur ſträflicherweiſe, und dennoch ohne Nutzen entgegen ſetzen würde. — Glaubt Clementine nur an eine göttliche Vorſehung, und nicht zugleich auch an die vernichtende Einwirkung des Teufels, ſo hat ſie doch nur eine hal-

be Religion, das ſollten ſie ihr einmal ſagen. Unbegreiflich bleibt immer die verhaßte Schwäche (denn laſſen Sie es uns ja nicht Liebe nennen) vieler, ja ſogar ausgezeichneten Frauen, für Menſchen, die ihnen in jeder Rückſicht untergeordnet ſind; es iſt hier nicht das erſtemal, daß ich einen liebenswerthen, achtungswürdigen Mann gegen einen Wicht habe zurückſetzen ſehen. Sollte nicht etwa die Täuſchung dabey zum Grunde liegen, daß die Achtung, die ſie für jenen zu haben ſich gezwungen fühlen, ihre Oberherrſchaft zweifelhaft macht? oder daß ſie die Würde der Liebe nicht verſtehen, und ſich ihrer als eine Schwäche vor dem Manne ſchämen, den ſie einer gleichen Schwäche für unfähig halten? — Nichts davon! Keinen andern Grund kann es in dieſem liebereichen, unbefangnen Herzen geben, als unbeſtechliche Treue, die der Hingebung folgt. Der Verführer verſtand es, ihre Sinne gefangen zu nehmen; ſie ahndet nicht die Möglichkeit, wie dieſes hätte geſchehen können,

wenn ſie ihn nicht liebte. Sie iſt unſchuldig trotz ihrer Schuld, und ihre Treue höchſt achtungswerth! — Lernt ſie aber nicht endlich dieſen Irrthum verachten, und erkennt die Liebe; tritt an die Stelle der blühenden Unbefangenheit nicht die Reife der Achtung vor ſich ſelber, die eine liebende Frau nur in der Liebe für einen hochverehrten Mann findet, ſo waren es dennoch taube Blüthen, oder ein giftiger Thau hat die edle getödtet. Und darum iſt es Eure Pflicht, ſie, wenn auch unter tauſend Schmerzen, vom Verderben zurückzuführen.

Und nun ſagen Sie mir noch, wie kann Clementine, nach allem was ich von ihr gehört habe, in der groſſen Welt leben? — Schon ſeit mehrern Jahren lebt ſie auch wirklich nicht in der großen Welt. Sie geht nie in Geſellſchaften; ſchon ihre fortdauernde Kränklichkeit leiht ihr einen Vorwand ſich davon auszuſchließen; doch iſt ihr Haus immer der guten Geſellſchaft offen, auch Fremde beſuchen ſie; der feine zwangloſe Ton, der in

ihrem Hauſe herrſcht, macht, daß es von allen geſucht wird. Die Unterhaltung der Gräfin iſt leicht, und geiſtreich, durch dieſe allein ahndet man in der Geſellſchaft die Frau von außerordentlichen Gaben. So oft ſich Gelegenheit zeigt, giebt ſie Konzerte und Bälle, wo ſich immer eine Menge junger Leute einfinden, deren Vergnügen durch nichts, was die ernſte Stimmung der Wirthin verrathen könnte, geſtört wird. Sie zieht ſich freylich immer ſehr bald in ihr einſames Zimmer zurück, aber ohne im geringſten die Luſt zu unterbrechen, ſo wie ſie niemals irgend eine Art von Aufſehen ihrentwegen erlaubt. — Ich denke mir, wie oft dieſe Güte mag gemißbraucht worden ſeyn, in der Welt! — Dem iſt es auch wohl nur allein zuzuſchreiben, daß der Zutritt zu ihr ſo erſchwert worden iſt, obgleich ſie auf keine Weiſe argwöhnender ward durch den wiederholten Betrug. Die Noth der Hülfe ſuchenden wird jederzeit von ihr ſelbſt geprüft. Dies Geſchäft überträgt ſie niemals irgend einem

andern; kann sie nicht selbst prüfen, so hilft sie ohne Untersuchung. Uebrigens lebt sie immer allein, obgleich fast stets von Menschen umgeben; auch wüßte ich nicht, daß sie eine Freundin hätte, der sie sich mittheilt, außer Eleonoren. Da der erste Eindruck gewöhnlich für sie entscheidend auf das ganze Leben bleibt, und sie wohl erfahren haben muß, daß kein Raisonnement und keine Vernunft stark genug ist, diesen jemals bey ihr zu vertilgen, so macht sie so selten als möglich neue Bekanntschaften, und hütet sich gleichsam vor jedem neuen Eindruck. Sie können es als einen ganz besondern Vorzug ansehen, daß sie Sie zu sprechen wünscht. —

Sie sprachen nun noch manches über Eduard und Juliane so wohl als über Betty. Was Florentin an diesem Tage über den verworrnen Zusammenhang ihres Betragens so unzusammenhängend gehört und gesehen hatte, ging ihm wild durch einander im Kopfe herum. — Dies sind also, rief er aus, die zarten Verwirrungen der feinen Verhältnisse

und der tugendhaften Mißverhältniſſe der gebildetſten Welt! O alle Ihr Vortrefflichen, Auserkohrnen, ihr wißt doch mit euren angeſtrengteſten Kräften nichts anders zu thun, als die zahlloſen Plagen zu erleichtern, die ihr euch ſelbſt einander zufügt! Unter meiner plumpen Hand aber zerriſſe dies künſtlich gefügte Gebäude, deſſen Thürme ſich prahlend in die Wolken heben, während ſein Fuß im Treibſande wankt. Möchte es mir nur einſt gelingen mir eine niedre, feſte Hütte zu erbauen, die Sturm und Wogen trotzt, und auch dem Rütteln meiner eignen muthwilligen Hand widerſteht! — Und wo, fragte der Doktor lächelnd, ſuchen Sie Boden zu dieſem Wunderhüttchen? — Gewiß nicht hier, nicht von den wurmzernagten Splittern der feinen Welt gedenke ich es mir zuſammen zu betteln — Ruhig lieber Florentin, wer gedenkt ſie Ihnen aufzudringen? Die feinere Ausbildung läßt ſich mit jenem geheimnißvollen Berg vergleichen, von dem die Dichter unter dem Namen Venusberg viel wun-

derbares erzählen. Berauscht von einer süßtönenden Harmonie, sagen sie, wird man hinein gezogen; wer am Eingange stehen bleibt, ahndet nichts als Schreckniſſe in der Verworrenheit, die sein Blick nicht zu durchdringen vermag; wer aber unerschrocken vordringt, der findet ewige Freuden; und wer sich voll Ungeduld wieder hinauszusehnen vermag, findet doch sonst nirgend Ruhe, und unaufhaltsam zieht der Zauber ihn wieder zurück. — Nun mir scheint dieser Zauber doch in nichts zu liegen, als im Hochmuth sich so gern etwas gar groſses zu dünken. Dies ist der Rausch, der ihre Sinne gefangen hält, daß sie in die schwindelnde Tiefe wieder zurück müssen, und in der freyen Welt sich nicht zu finden wissen, wo jeder gleicher Rechte sich erfreut, und niemand sich über den andern erheben darf. — Nun sehen Sie, so ist es doch nur anders maskirter Hochmuth, der es Ihnen so verleidet, unter den Emporstrebenden zu existiren. — O guter Gott, es mag wohl seyn, nichts ist ansteckender als das Böse!

Doch soll es mir wohl noch gelingen, die schlechten Gewohnheiten wieder abzustreifen. — Ich sehe, es ist heute nichts mehr mit Ihnen anzufangen, Sie sind bitter. — Das doch nicht! Wo ist der Thor, der auf ein sicheres, dauerndes Lebensglück rechnet? Aber lassen Sie es mich Ihnen gestehen: Betty's Schicksal, und das Ihrige, das ich so deutlich vor mir sehe, das von Eduard und Juliane, was ich nur ahnde, es hat mich verwirrt und betrübt. Aus welchen losen Fäden ist der Traum eures Glücks gesponnen! — Es lebt dafür in unirer Seele etwas, das, dem ungebildeten Menschen fremd, uns über jeden Glückswechsel erhebt! —

Nein, Siegen oder Untergehen! rief Florentin aus, als er allein war. — Und doch hatte die freudige Gelassenheit, mit der der Doktor die letzten Worte gesprochen, etwas in ihm erregt, das ihn nachdenklich machte. Am Ende blieb er aber frevlich dennoch überzeugt: daß er seinem jetzigen Plane folgen müsse; daß es für ihn keine andre Thätigkeit gebe, als in

einem neuen Leben das zu vergeſſen, was ihn im alten gequält hatte. Jene Ahndung war auch noch nicht aus ſeinem Herzen geflohen: er müſſe in der Welt einen Aufſchluß über ſeine Beſtimmung und ſeine Geburt aufſuchen.

Den andern Tag, während der Doktor ſeine Geſchäfte in der Stadt verrichtete, war Florentin allein zurück geblieben, weil er ohne Noth nicht gern dort verweilen mochte. Der Doktor ſchickte ihm ſein Pferd und ſeine übrigen Sachen aus dem Gaſthof, und kam zum Mittagseſſen ſelbſt wieder zu ihm hinaus. — Er erzählte ihm: Walter habe den Morgen ſchon einigemal im Gaſthofe nach ihm fragen laſſen; ... was wird er wollen? — Vielleicht eine Ausforderung, ſagte Florentin. — Leicht möglich, daß er ſich von Ihnen beleidigt hält! — Sie ſehen, ſagte Florentin, indem er auf ſeinen Degen zeigte, ich habe eine Vorbedeutung gehabt. — Die Uniform iſt überhaupt gar nicht übel; gewiſſe Menſchen haben Reſpect vor einer Uniform, weil dieſe das einzige

ist, wodurch sie selbst sich Respect zu schaffen wissen.

Während sie noch am Tisch saßen, kam folgendes Billet:

„Florentin wird es nicht vergessen haben, daß er zur Musik abgeholt wird. Die Tante freut sich sehr, ihn diesen Abend zu sehen. Bereiten Sie ihn darauf vor, lieber Freund, daß er Walter hier finden wird, und bitten Sie ihn in meinem Namen, des gestrigen fatalen Auftritts nicht weiter zu gedenken. Es war ein Mißverständniß. Walter hat seinen Irrthum eingesehen, und es wird nur auf Florentin ankommen, daß uns der Abend Friede und Freude bringt."

Betty.

Es war also eine Aussöhnung! sagte Florentin. — Ich traue dem nicht so ganz, sagte der Doktor; wegen einer Aussöhnung hätte er

ſicherlich nicht ſo oft nach Ihnen fragen laſſen. — Ich wollte nur, Betty wäre nicht dabey zu ſchonen, mir iſt er im innerſten Herzen fatal. — Laſſen wir ihn jetzt. Die Gräfin iſt heiter und ſehr wohl; ich mußte ihr viel von Ihnen erzählen, ſie hörte jedes Wort mit ganz beſonderem Intereſſe an. Es ſind auch Briefe vom Schloß dieſen Morgen gekommen. Juliane und Eduard befehlen Ihnen ja hier zu bleiben, bis ſie herkommen. — Wollen ſie kommen? wann? — Vielleicht noch heute, in den nächſten Tagen aber gewiß.

Achtzehntes Kapitel.

Am Eingange des Hauſes ward Florenti
nach einem Seitenflügel gewieſen. Er trat i
einen hochgewölbten Gang; zwiſchen den Säu
len gingen mehrere Perſonen ſtill hinauf, nac
dem Ende des Ganges, wo ſich eine groſſe Flü
gelthüre öffnete. Es war alles feyerlich ernſt
die Schritte hallten von dem Boden wieder
die Idee eines Wohnhauſes war verſchwunden
es war der Eingang zum Tempel. Jetzt öff
neten ſich die Flügelthüren für ihn, ein hohe
Dom empfing ihn. Er hörte noch die letzten
Worte der Meſſe, die Verſammlung erhob ſich
von ihren Knieen, einige Einzelne verweilten
noch in tiefer Andacht.

Der Orgel gegenüber befand ſich ein Monument. Florentin ging näher hinzu, um es zu betrachten. Auf einem Sarkophag ruhte ein Genius in Geſtalt eines Kindes, die Fackel entſank verlöſchend ſeiner Hand; es war nicht gewiß, ob er todt oder ſchlafend abgebildet war. Auf den Seiten des Sarkophags zeigten ſich in halberhobener Arbeit die Horen, die traurend, mit verhülltem Angeſicht, eine nach der andern hinſchlichen; über dem Monument befand ſich das Gemälde der heiligen Cäcilia, der Beſchützerin der Tonkunſt und Erfinderin der Orgel. Florentin erſchrack faſt, als er ſeine Augen zu dem Bilde aufhob; es war die göttliche Muſe, die in lichter, freudenreicher Glorie des groſſen Gedankens, über Tod und Trauer ſiegend ſchwebte.

Das Gemälde jener heiligen Anna, das ihn, als er es zuerſt geſehen, ſo ergriffen hatte, war nur ein ſchwacher Abglanz dieſer Herrlichkeit. Im Anſchauen verloren, vergaß er es völlig, daß es Clementinens Porträt ſey, von dem er ſchon ſo viel gehört hatte. Nichts was

an Menschen und Menschenwerk erinnert, war seiner Seele dabey gegenwärtig, nie hatte er die Göttlichkeit der Musik so verstanden, als vor diesem Angesicht.

Die Sonne warf im Untersinken noch einen blendenden Strahl durch die hohen Fenster, die weißen Kerzen schimmerten blaß hindurch, alle Gegenstände leuchteten auf eine seltsame Weise, und bewegten sich wie Geister. Der Strahl fiel gerade auf das Gesicht der heiligen Cäcilia; Farben und Züge waren verschwunden, es war nur ein blendender Glanz; Florentin hätte in die Knie sinken mögen vor dieser Herrlichkeit. —

Die Betenden standen auf; zuletzt erhob sich langsam von den Stufen des Altars die Gräfin Clementine. Es war eine edle schlanke Gestalt, etwas über die gewöhnliche Größe. Ein schwarzes glänzendes Kleid floß in reichen Falten bis zu ihren Füßen herab, und bedeckte die Arme bis zur weißen, feinen Hand. Auf der linken Seite trug sie ein Kreuz von Diamanten; ein langer schwarzer Schleyer verhüllte Kopf und Haare, so daß

man nur die erhabene Haltung wahrnehmen konnte, auch das Geſicht war ganz davon verdeckt; in der einen Hand, die ſich auf Betty ſtützte, hielt ſie ein weißes Tuch, die andre trug herabhängend eine Rolle. So wankte ſie, ſichtbar ermattet, vor Florentin vorüber, ohne ihn wahrzunehmen, ihre Augen blieben feſt am Boden geheftet. Neben dem Monument war ein halbvergitterter Sitz, dort ſetzte ſie ſich; Betty und einige junge Mädchen, die ihr gefolgt waren, bemühten ſich geſchäftig um ſie her; dieſe entfernten ſich, und Clementine blieb allein. Sie hatte ihren Schleyer aufgeſchlagen, und ſah die Blätter durch, die nun aufgerollt vor ihr lagen. Ihr Geſicht zeigte mehr als Reſte ehmaliger erhabener Schönheit; die Züge ſtanden im reinſten, edelſten Verhältniß, aber eine Marmorblaſſe bedeckte ſie. Waren ihre Augen unter den ſchöngewölbten Liedern geſenkt, ſo ſchien ſie mit der leuchtenden Stirn, den bleichen, mit den Spuren des Grams nur leicht gezeichneten Wangen, und den feinen, feſt geſchloſſnen, farbloſen Lippen, nicht

mehr dem Leben dieser Erde zu gehören. Aus diesen Zügen schien das Leben entwichen und ganz nach den großen Augen entflohen zu seyn, die in ihrem schwarzen nächtlichen Glanze, wenn sie sie langsam erhob, wie einsame Sterne durch den umwölkten Himmel funkelten.

Florentin konnte die seinigen nicht von ihr abwenden, sie bemerkte ihn aber nicht, war auch überhaupt bloß mit den Blättern beschäftigt und sah sich nach niemand um. Indem er sie aber immer schärfer ansah, dünkten ihm ihre Züge je länger je mehr bekannt. Die Scenen seiner Kindheit wurden wieder lebendig vor ihm; die Erinnerung an Manfredi drängte sich ihm besonders wieder auf, und alle Begebenheiten jener Zeit.

Nach einer kurzen feyerlichen Stille erschollen wie vom Himmel nieder die Stimmen der unsichtbaren Sänger! Begleitet von den Tönen der allmächtigen Orgel, schwoll der Gesang des heiligen Chorals in tief ausströmenden Accenten, wälzte sich an der hohen Kuppel hinauf, und zog die Andacht des tiefsten Herzens wie in einer Weihrauchsäule mit sich zum Himmel

auf. Wie zum erſten Male hörte Florentin dieſe himmliſche Muſik wieder, die er in ſeiner Jugend ſo oft gehört zu haben ſich erinnerte. Niemals hatte er aber ſich ſo davon durchdrungen gefühlt als jetzt. Er wußte nicht, ward ſie hier vollkommner noch ausgeführt, oder war ſein Gemüth empfänglicher dafür geworden?

Der ſchwebende Nachhall des Chorals erſtarb in einen leiſen Hauch; da erſcholl die Poſaune durch Herz und Gebein rufend, und nun begonnen die Chöre bald abwechſelnd ſich einander antwortend, bald vereinigt vom Aufruf einer einzelnen Stimme geweckt, zur mächtigen, alles mit ſich fortreiſſenden Fuge anzuwachſen, bis Himmel und Erde in den ewigen, immer lauter werdenden Wirbel mit einzuſtimmen ſchienen, und alles wankte und bebte und zuſammen zu ſtürzen drohte. Die Bruſt des Knaben auf dem Sarkophag ſchien ſich vom gewaltigen Geſange zu heben; ſtaunend erwartete Florentin, er würde ſich aufrichten und ſeine Stimme mit einmiſchen in die Stimme der ganzen Welt für die Ruhe der Seelen, und mit der heiligen Cäcilia, die ihre Lippen zu öff-

nen schien, beten für die Erlösung der Büssenden.

Clementine war wie in Entzückung gehoben; ihre Augen ruhten entweder auf der Rolle, die sie rasch umblätterte, oder sie wendete sie glänzend freudig in die Gegend, wo die Stimmen der Sänger herabkamen; dann ruhte sie wieder wie verloren in sich selbst, sanfte Thränen gleiteten langsam über das heilige Gesicht herab, die sie weder zu hemmen noch zu verbergen bedacht war.

Florentin war aus der Menge ihr gegenüber getreten, um sie genau mit der heiligen Cäcilia vergleichen zu können, zu der sie in ihrer Begeistrung ein wahrhaftes Urbild war. Die Musik war beinah zu Ende; zu Anfang des herrlichen sanft aushauchenden Schlußchors kam Betty wieder zu Clementinen, die ihr einige freundliche Worte sagte. Betty sah sich hierauf in der Versammlung umher; da sie Florentin erblickte, grüßte sie ihn freundlich. Clementine schien sie etwas zu fragen, worauf jene eine bezeichnende Bewegung mit der Hand machte, gegen Florentin. Clementine stand auf und

suchte ihn mit den Augen; zufällig wichen einige vor ihm stehende zurück, so daß er deutlich vor ihr stand. Einige Augenblicke blieb sie, weit hervor sich beugend, in derselben Stellung, ihre Augen fest mit sichtbarem Erstaunen auf ihn geheftet; eine schnelle Röthe überflog den Marmor ihres Gesichts, dann erblaßte sie wieder, ihre Augen schlossen sich, und sie sank ohnmächtig zurück. Betty faßte sie in ihre Arme, einige andre eilten ihr zur Hülfe, sie wurde hinaus getragen, Betty folgte. Bald darauf war auch die Musik geendigt, deren Schluß Florentin nicht vernommen hatte. Betäubt eilte er hinaus und in den Garten.

Der Abend senkte sich dämmernd nieder. Der große Garten war voller Menschen. Fröhliches Lachen und muntere Gespräche ertönten von allen Seiten. Auf dem Rasen tummelten sich liebliche Kinder; hier saß eine Gruppe, die zu einer Guitarre sang; dort waren andre um eine Flasche Wein versammelt. Auf den versteckteren Plätzen im dichteren Gebüsch wandelten liebende Paare in süßer Vertraulichkeit;

der ganze Garten war ein fröhliches liebliches Bild eines kummerfreyen vergnügten Lebens, für jedes Alter und jedes Gemüth.

In einer andern Stimmung wäre Florentin dieser Anblick höchst erquickend gewesen; jetzt suchte er aber einen einsamen Ort, um sich zu sammeln; er war unruhig und zerstreut. — Warum, dachte er, warum ist diese Clementine und alles was sie umgiebt, grade mir wie eine Erscheinung, da sie doch unter den übrigen Menschen wie eine längst bekannte Mitbürgerin wandelt? warum wird jede ferne Erinnerung wieder wach in mir? was thut sich die Vergangenheit, dies längst verdeckte Grab, gegen mich auf? warum kann ich nicht mit den andern des gegenwärtigen Augenblicks froh werden? — Er suchte endlich dem Eindrucke der Musik die Unruhe zuzuschreiben, die immer noch in seiner Seele wiederhallte.

Aus dem geöffneten Gartensaal kam ihm der Doktor entgegen. — Die Gräfin ist erst jetzt wieder zu sich selbst gekommen, sagte er, und ist noch sehr ermattet. Die Anstrengung war zu groß für sie. Da ihr jede Bewegung

und auch das Sprechen unterſagt iſt, ſo hat ſie mir aufgetragen, ſie bey Ihnen zu entſchuldigen, daß ſie nicht zur Geſellſchaft herunter kömmt; ſie iſt heute nicht im Stande, Sie zu ſehen, ſie hofft, Sie würden noch einige Tage länger hier verweilen. — Hier kamen Betty, der Rittmeiſter und noch einige andre zu ihnen. Der Doktor entfernte ſich, die Gräfin hatte ihn zu ſprechen verlangt.

Dem Rittmeiſter ſchien ſein Verſprechen, ſich geſitteter gegen Florentin zu betragen, entweder zu reuen, oder unmöglich zu halten, er war widerwärtiger als jemals gegen ihn. Während Betty zu erwarten ſchien, daß es zwiſchen ihnen zu einem Geſpräch kommen ſollte, fing der Rittmeiſter an in ſeiner gewöhnlichen Manier Florentin um ſeine Uniform zu befragen; dieſer antwortete kurz ab, mit ſichtbarer Verachtung. Endlich ſtand Walter auf und ging mit den andern in eine Ecke des Saals, wo er auf eine beleidigende Weiſe bald halb laut mit ihnen ſüſſerte, dann überlaut lachte. Die arme Betty war wie auf Kohlen. — Ich kenne Sie heute gar nicht, ſagte ſie leiſe zu Flo-

rentin, wie zeigen Sie sich so widerspänstig? — Das nicht, sagte er, aber auf der Folter bin ich; dieser Walter und ich sind nothwendig Feinde. Auch weiß ich selbst nicht, wie ich verstimmt bin; erst die Musik — Sie scheint Ihnen also keinen angenehmen Eindruck gemacht zu haben? fragte sie, ihn laut unterbrechend. — Sie mißverstehen mich, Betty! — Er suchte die unangenehme, drückende Gegenwart der übrigen zu vergessen, und erzählte ihr ganz so, wie er es fühlte, und als ob er allein von ihr gehört würde, den Eindruck, den die erhabene Musik auf ihn gemacht hatte. — Fragen Sie mich um keine einzelne Stelle, fuhr er fort, deren entsinne ich mich keiner einzigen; aber mein Gemüth war gelöst von allem Kummer dieses Lebens. Wie auf Engelschwingen fühlt' ich mich durch die allmächtigen Töne der Erde entnommen und sah eine neue Welt sich vor meinen Augen aufthun. — Walter kam hier wieder zu ihnen und störte die Unterredung und Florentins Begeistrung. Man sprach von andern Dingen, und zuletzt vom Monument in der Kapelle. Florentin erkun-

digte sich nach der Veranlassung. — Die Tante, sagte Betty, hat es, so viel ich weiß, nach ihrer Angabe für sich verfertigen lassen, das ist aber schon sehr lange her, vielleicht noch eh ich geboren ward. Es ist ihr heilig, eine nähere Veranlassung hat sie aber keinem von uns mitgetheilt. — Schade nur, rief der Rittmeister, daß die ganze Stadt von dem heiligen Geheimniß sehr wohl unterrichtet ist. — Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen? sagte Betty schüchtern. — Wie sollten Sie das wissen können, Liebe? erwiederte er; es ist ja auch schon, wie Sie selber bemerkten, eine sehr alte Geschichte. — Betty schien aufgebracht und verlegen wegen dieser Ausfälle. — Sie ist gerettet, dachte Florentin, wenn sie erst zum deutlichen Gefühl, sich seiner zu schämen, zu bringen ist! — Er fragte nun absichtlich nach manchen Dingen, die sie interessiren mußten und ließ sich geduldig vom Rittmeister, durch boshafte, witzig seyn sollende Anmerkungen, hämische Verdrehungen und unmäßiges Lachen unterbrechen. Ihm war es recht, je mehr jener sich selbst herabsetzte. Betty sprang

endlich ungeduldig auf, nahm Florentin am Arm, und lief nach den Garten hinaus; die übrigen folgten, Walter mit sichtbarem Grimm.

Es war stiller in dem Garten geworden, nur einzelne Personen wandelten in der Entfernung in den hohen Gängen, bis auch diese sich allmählich verloren. Sie stiegen eine Terrasse hinauf, die mit hohen Bäumen besetzt war, und dem Hause gegenüber den Garten am Ufer des Sees begrenzten. In der Mitte der Terrasse stand ein kleiner runder Tempel auf weißen Marmorsäulen mit Rosen- und Jasminbüschen umgeben. Von hier hatte man die freye Aussicht über den jenseits liegenden, bekannten See, mit seinem Kranz von wohlthätigen Pflanzungen. Darüber hinaus ging der Blick in weite Ferne, bis dunkel am Horizont das blauliche Gebirge ihn begränzte. Der Mond stieg eben herauf, und schien eine hochrothe verzehrende Flamme durch die fernen Dünste, bis er sich plötzlich völlig hinauf geschwungen hatte, und rein und silberhell seine Bahn betrat.

Tief im Herzen ward nun Florentin die

Gegenwart der rohen Gesellen zuwider. Anfangs war er zwar Willens gewesen, sich mit ihnen zu belustigen, aber er war es nicht im Stande. Im Freyen, in einer schönen Gegend, dünkten ihm verhaßte Personen noch verhaßter als im Zimmer. —

Er erkundigte sich bey Betty, ob der Garten immer, so wie heute, für jedermann frey wäre? — Immer, sagte sie; hier ist der beliebteste, besuchteste Spaziergang der Einwohner, und der liebste Spielplatz der Kinder. Man kömmt und geht, wenn man will, und jeder genießt der unumschränktesten Freyheit. — Einer von den Begleitern bezeigte seine Verwunderung, daß die Gräfin weder Beschädigung noch Unordnung befürchte bey dieser allgemeinen Freyheit. — Mißbrauch der Freyheit, sagt die Tante, ist bey weitem nicht so sehr zu befürchten, als Schadloshaltung für den Zwang! Sey es nun dies oder die allgemeine Achtung und Liebe für sie, kurz es ist noch niemals etwas verdrüßliches vorgefallen, so viel ich weiß. — Es kömmt darauf an, fuhr Walter wieder dazwischen, was man so dafür annehmen

will oder nicht, gegen gewiſſe Dinge dieſer Art iſt man auch ziemlich nachſichtsvoll. — Iſt denn, fing Florentin wieder an, der Gräfin die Menge niemals läſtig? ſehnt ſie ſich niemals nach einer einſamen Stille? Im Garten, dächte ich, müßte man dieſe gern ſuchen. — Nein, ſie liebt es, grade hier viel fröhliche Menſchen zu ſehen und zu begegnen. Recht einſam, ſagt ſie, bin ich doch nur in meinem Zimmer; die Häuſer ſind urſprünglich erfunden, ſich von den andern abzuſondern. Was mich im Freyen umgiebt, was ich dort ſehe und empfinde, läßt mich von ſelbſt nicht einſam ſeyn. Der Aufenthalt im Freyen, ſagte ſie auch einmal, hätte für ſie eine gewiſſe Zauberkraft; die Geliebten ſtehen ihr hier näher und die Beſchwerlichen entfernter. — Das heißt, unterbrach ſie der Rittmeiſter; die alte Dame braucht Geſellſchaft. Sie ſelber hat weder zu verlieren noch zu fürchten, wenn der Garten von Menſchen allerley Art wimmelt, und für die jungen Damen im Gefolg iſt es ſehr erwünſcht. — O Walter! Sie wiſſen nicht was Sie ſprechen, rief Betty aus. — O Betty! rief er, ſie pa-

rodirend, Sie werden nie die Augen öffnen! — Betty verbarg ihre hervorſtrömenden Thränen in ihrem Tuche; und ſchluchzte endlich laut, da er nicht aufhörte, ſie zu ärgern. Florentin ward dies zu viel, er verwies ihm mit Mäßigung ſein Betragen; Walter aber, der es nur zu erwarten geſchienen, daß dieſer ſich mit einmiſchen ſollte, fragte ihn mit trotzigem Hohn: Ob die irrende Ritterſchaft wieder erſtanden ſey, den beleidigten Jungfrauen Schutz zu gewähren? — So kam es zu beleidigenden Reden und Antworten hin und her, denn Florentin hielt ſich länger nicht. Bis zur Wuth gereizt zog Walter den Degen, und rief jenem zu, ſich zu vertheidigen. Betty ſchrie laut auf vor Entſetzen. — Nicht hier, Herr Rittmeiſter, ſagte Florentin; Sie vergeſſen, was Sie dieſem Orte ſchuldig ſind! Kommen Sie, Fräulein, ich führe Sie nach dem Hauſe; Sie, Herr Rittmeiſter, erwarten morgen früh Nachricht von mir. — Nicht hier von der Stelle, feiger Schurke! rief der tolle Walter, nicht von der Stelle! ich laſſe hier mein Leben, oder — Den andern, die ihn zurück zu hal-

ten suchten, befahl er drohend, sich ruhig zu verhalten, und so drang er voll Wuth auf Florentin ein, dieser mußte sich zur Wehr setzen. Nach einigen Gängen, da Walter trotz seiner überlegenen Stärke, im Nachtheil gegen Florentins Gewandtheit kam, der sich geschickt und gelassen bloß vertheidigte, führte er mit hämischer Wuth einen Streich gegen das Gesicht seines Gegners, der, wenn er ihm gelungen wäre, ihn auf's Leben unglücklich gemacht hätte. — Bube! rief Florentin, dem die boshafte Absicht nicht entging; und im Moment hatte er durch eine kühne, geschickte Wendung ihm den Degen aus der Hand gewunden und in Stücken gebrochen zu seinen Füßen geworfen.

Betty war, sobald der Kampf begann, nach dem Hause zurück mehr geflogen als gelaufen, unaufhörlich nach Hülfe rufend. Durch den Garten kam sie, ohne jemand zu begegnen; die Bediente, die sie unten im Hause fand, liefen sogleich, ohne zu wissen, was sich zutrüge, ihrer Bezeichnung nach, in den Garten. Unaufgehalten flog sie die Treppe hinauf, und

stürzte, immer noch nach Hülfe rufend, bleich, athemlos, mit herunterhängenden Haaren, in Clementinens Zimmer, die eben eingeschlummert war. Der Doktor saß lesend in einer Ecke des Zimmers. Clementine fuhr erschrecken auf, der Doktor eilte herzu, Betty sank ohnmächtig an Clementinens Ruhbett nieder. — Im Tempel . . . im Garten . . . — rief sie, als sie wieder zu sich kam, mehr brachte man nicht von ihr heraus, ihre Sinne waren wie verwirrt vom Entsetzen. — Eilen Sie hin, lieber Freund, sagte Clementine; sehen Sie selbst nach, was dem unbesonnenen Kinde widerfahren seyn mag. — Walter . . . Florentin . . . — rief Betty wieder, noch außer Athem. — Um des Himmels Willen, rief Clementine, eilen Sie, eilen Sie. —

Man hatte in der Verwirrung nicht darauf geachtet, daß ein Wagen rasselnd vorgefahren, und ein blasender Postillion gehört wurde. Jetzt öffnete sich die Thüre; Juliane und Eduard traten herein. — Was ist hier? um Gottes willen! rief Juliane, indem sie bey Clementine niederkniete. — Warum haben wir niemand

im Hauſe gefunden? rief Eduard, was geht hier vor? welche Verwirrung! — Der Doktor wiederholte ihnen Bettys Ausruf. — Walter haben wir hier nicht weit vom Hauſe ſtehen, und mit einigen andern heftig ſprechen hören; ich irre nicht, es war Walter. — So iſt er nicht todt? rief Betty. — Todt? Wie das? — Und Florentin? fragte Clementine. — Iſt Florentin noch hier? rief Eduard wieder.

Mein Kind! mein gutes Mädchen! ſagte Clementine, und küßte die ſich feſt an ſie ſchmiegende Juliane. Müßt ihr, meine Lieben, gerade jetzt erſcheinen — O, lieber Doktor, unterbrach Betty ſie mit Ungeduld, es kömmt noch niemand zurück, wollen Sie nicht in den Garten gehen? auf der Terraſſe. — Er ging, die andern drangen in Betty, den Vorfall zu erzählen. — Es gab ein Gefecht zwiſchen den beyden, auf das übrige muß ich mich erſt beſinnen, jetzt weiß ich nichts, gar nichts. — Sie kniete neben Juliane vor Clementine nieder, und weinte über ihre dargebotene Hand. — Faſſe dich nur, du heftiges Kind, ſagte Clementine beruhigend, geh jetzt auf dein Zimmer,

und verſuche es, etwas ruhiger zu werden — O nein, Tante, ſchicken Sie mich nicht fort, ich kann nicht allein bleiben, ich fürchte mich — Die Bedienten kamen hier zurück, die zuerſt auf Betty's ängſtliches Hülferufen in den Garten geeilt waren. Sie hatten den ganzen Garten durchſucht und niemand gefunden, es war alles ruhig. — So können wir es ja auch wohl ſeyn fürs erſte, ſagte Clementine, es wird ſich alles aufklären. Und nun, meine theuren Gäſte, ſagt mir, wie kommt Ihr ſo unerwartet, und doch ſo längſt erwartet? — Wir gedachten Sie eigentlich auf eine ganz andre Art zu überraſchen, als es uns gelungen iſt, ſagte Juliane. Wir wollten noch zur Muſik hier ſeyn, wollten uns unbemerkt unter die Zuhörer miſchen, um zu ſehen, ob Sie uns heraus finden würden. Es zerbrach aber etwas an unſerm Wagen, wir mußten uns einige Stunden aufhalten, die Freude war verdorben, und beym Eintritt fanden wir uns mehr überraſcht, als Sie ſelbſt. Aber, liebe Tante, wir kommen auch eigentlich mit darum, um die Eltern und die Kinder zu melden, ſie werden ge

wiß in wenigen Stunden hier seyn. — So müßt ihr mich jetzt verlassen, Ihr Lieben, ich muß nun zu ruhen suchen, um auf die Freude des morgenden Tages gestärkt zu seyn. — Erst Ihren Segen, Tante, eh wir Sie verlassen! Segen für uns! — Gott segne meine lieben Kinder! mögt Ihr nie die Leiden der Liebe erfahren! Gott segne Euch! — Eduard war über ihre Hand gebeugt, Juliane hob ihre Augen zum Himmel, um Erfüllung des segnenden Wunsches zu erflehen; Betty weinte, ihr Gesicht mit beyden Händen verdeckend.

Eduard ging dem Doktor im Garten nach; da sie nun daselbst alles still fanden, so gingen sie von der andern Seite der Terrasse am See hinunter, und suchten an dem bestimmten Ort den Kahn, der zur Ueberfarth immer bereit war; da sie ihn aber nicht fanden, vermutheten sie sogleich, daß Florentin sich nach dem Hause des Doktors übergesetzt hätte. Sie eilten zurück, ließen anspannen, und fuhren hinaus. Florentin war nirgends zu finden.

Bayerische Staatsbibliothek